Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

Das Geschlecht der Reichenau.

Novelle

von

M. Ludolff.

Die Fehler früher Jahre wirken auf die spätere Lebenszeit hinaus. So auch das frühzeitig errungene Gute.

Feuchtersleben.

Bonn.
Verlag und Druck von P. Hauptmann.

Inhalt.

Das Geschlecht der Reichenau.

I.

Im Elternhaus.

Das schönste Glück im rauhen
Menschenleben,
Es ist das selt'ne Glück der
Häuslichkeit.
Neusser.

Melodisch tönte die Abendglocke vom Dorfe her, weit über die stille, verödete Flur. Der Herbst war bereits vorgeschritten, die Ernte völlig eingethan, der Wind wehte über die Stoppeln. Leise spielte er mit den gelb, roth und braun gefärbten Blättern der hohen, stattlichen Bäume in den Parkanlagen des Herrenhauses, das die Anhöhe krönte, an deren Fuß das kleine Dorf R. mit seinem spitzen Glockenthurme in weit gestreckter, fruchtbarer Ebene lag. So still, wie dort inmitten der öden Stoppelfelder, über die leise klagend der Wind dahinfuhr, so still war es auch auf der Höhe in dem herrschaftlichen Parke.

Nur deutlicher noch hörte man daselbst den melancholischen, von dem Rauschen der fallenden Blätter begleiteten Sang des Windes von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Schönheit. Dazu neigten demüthig beistimmend die Spätlinge

der Blumenwelt, die hier und da noch vereinzelt auf den einst gar üppigen Gartenbeeten übrig geblieben waren, ihre welken Kronen, und der kleine Bach, welcher sich unfern dieser sorgsam angelegten, nunmehr verblühten Beeten mitten durch das waldige Parkrevier schlängelte, zog so matt und müde dahin, als ob er es gar nicht mehr wisse, wie froh und munter er vor kurzem noch über das in hellem Sonnenschein blitzende Gestein gesprudelt war und mit seinem lustigen Murmeln das jauchzende Gezwitscher all' der kleinen Vögelein accompagnirte, die hier in Frühlingsluft und Sommerpracht Busch und Sträucher belebt hatten. Fortgezogen waren sie — die flüchtigen Sänger und auch er zog weiter seinen Weg, still bedächtig sich der Umgebung anpassend, durch die er sich winden mußte. Er war eben ein guter, gefälliger Gesell', der kleine Bach! Er trauerte mit dem verödeten, absterbenden Parke und gewann schnell etwas von seiner frühern Lebendigkeit zurück, sobald er sich dem Gebiete näherte, das die Oekonomie-Gebäude des ausgedehnten Gutes umschloß. Mit erneuter Energie sprang er dort über einiges, sich ihm störrisch entgegenstellendes Gestein hinab in ein tieferes Bett, das den inneren Hofraum des Gutes Reichenau begrenzte.

Daselbst regte sich frisches Leben. Trotz der eingetretenen Feierabendstunde zeigten sich noch fleißige Hände thätig. Inmitten des Hofes hielt eine von kräftigen Braunen gezogene, hoch mit Staub und Schmutz bespritzte Kalesche. Die dampfenden Pferde wieherten hell dem Stall entgegen, während der Kutscher, unterstützt von dem lebhaften Diensteifer eines fröhlichen Stallbuben, damit beschäftigt war, sie auszuspannen. Einer guten Behandlung gewohnt, warteten die klugen Thiere geduldig, bis lautes Zungenschnalzen ihres Lenkers das ihnen wohlbekannte Signal gab, worauf sie in verständigster Weise dem Stalle zutrabten, zur unbändigen Freude eines weißen Spitzhundes, der nicht umhin konnte, den bereits früher geäußerten Willkomm'

nochmals in lautem Gebelle zu wiederholen, indem er in tollen Sprüngen seine beiden hohen Gefährten umkreiste und dabei in gelegentlichen Nebensätzen zwischen eine Schaar langsam daher watschelnder Enten und Gänse fuhr, die, empört ob solcher Unverschämtheit, mit lautem Geschnatter hülfesuchend dem Bache zuflohen, diesem die erlittene schlechte Behandlung klagend. Den Spitz kümmerte das wenig. Er setzte seine tollen Sprünge fort, dabei einzig darauf bedacht, in gemessener Entfernung von dem riesigen Hofhunde zu bleiben, der angekettet vor seiner Hütte lag. Den Kopf auf die weit ausgestreckten Vorderpfoten niedergekauert, beobachtete dieser genau, aber gleichsam mit stummer Mißbilligung das Treiben seines jugendlichen Collegen. Beneidete er ihn? Oder erweckten diese Ausbrüche lustigen Uebermuthes bei ihm nur mehr jene verständige Kritik, welche reifere Jahre so gern rascher Jugend angedeihen lassen? Welcher reiflichen Erwägung Minos sich jedoch auch hingeben mochte, er erwachte daraus, sobald der Knecht, das Lederzeug und die lange Peitsche in der Hand, seinen Pferden nachschritt, wobei er dicht an der Hütte vorüberkam. Er blieb bei dem treuen Thiere stehen, das nun, seine mächtige Gestalt hoch aufgerichtet, den langen, klugen Kopf dem Freunde entgegenstreckte, damit dieser ihn streichle und so auch ihm einen Willkommenstribut spende, ehe er seinen Weg fortsetze.

Unterdeß stand der Stallbub vor der bestaubt und beschmutzten Kalesche. Die beiden Fäuste in die Seiten gestemmt, besah er sich mit verschmitzt pfiffigem Lächeln den Schaden. Er pfiff dazu ein kleines Lied von nicht mißzuverstehender Melodie. Ruhig stand er dabei keine Minute, in plötzlichem Entschluß entwickelte er aber bald noch eine raschere Beweglichkeit. In zwei Sätzen hatte er ein paar unfern stehende Wasserkübel erfaßt, und nun ging es laut singend und jodelnd nach dem Bache, wo vor den einfallenden Eimern die armen Enten und Gänse auf's Neue

die Flucht ergriffen, um mit heillosem Geschnatter den Bach hinabzuströmen. Der Stallbub mochte daran eine ähnliche Freude haben, wie eben der kleine Spitz, denn während er die volle Wasserladung mit flinken Händen in reichen Strömen über die Wagenräder goß, erschallte seine frische Stimme nur immer lauter und fröhlicher. Als dieselbe sich eben in die höchsten Töne verstiegen, dämpfte sie sich jäh, und des Knaben lachende Augen, die eben nach den Fenstern des an die Oekonomie-Räumlichkeiten grenzenden Herrenhauses aufgeblickt hatten, senkten sich scheu und rasch auf seine Arbeit nieder. Er war dort einem Gesichte begegnet, dessen Anblick seine ungeschminkte Fröhlichkeit verstummen machte. Aber es währte nicht lange; noch einmal schaute er verstohlen, halb zaghaft, halb neugierig nach jenem Fenster hin, von wo jetzt ein solch' sonniger Blick ihm zuwinkte, daß seine volle alte Munterkeit auf's neue über ihn kam und sich wiederspiegelte in dem erhöhten Eifer, mit dem er seine Arbeit fortsetzte.

Er hatte dabei zwei Zuschauer. Seines Gutsherrn Söhne. Das Antlitz des einen war es gewesen, vor dem er plötzlich betroffen den Blick gesenkt, und dies nicht ganz ohne Grund; denn wohl Niemand von sämmtlichen Insassen des Hofes, gleichviel ob er in's Herrenhaus oder in die Gesindestube gehörte, blickte ohne ein gewisses Mitgefühl in jenes jugendliche, schwermüthige Antlitz, auf dem die Grabesrosen deutlich erkennbar blühten. Erich Reichenau selbst wußte das nicht; seine Eltern und Geschwister gestanden es sich nicht zu, jeder Fremde aber erkannte es, daß des jungen Mannes Tage gezählt seien, so gezählt, daß er den kommenden Frühling wohl nicht mehr schauen werde.

Selbst eine so einfache, rauhe Natur wie Christ, der Stallbube, hatte das erkannt und bei der plötzlichen Erinnerung daran, erschien ihm seine laute Fröhlichkeit fast wie ein Verbrechen, bis das freundliche, sonnige Auge von Rafael Reichenau,

welches ihm bei seinem zweiten Aufblick ermuthigend zugelächelt, ihn darüber wieder zu anderer Ansicht brachte.

Rafael lehnte, die Arme zärtlich um die Schultern des Bruders geschlungen, neben diesem und beobachtete über dessen Kopf hinweg unten das ländliche Treiben. Er mußte dabei erheiternde Bemerkungen machen; denn zuweilen flog selbst ein lichter Schein über des Leidenden bleiche Züge, die alsdann eine auffallende Aehnlichkeit mit denen des jüngern Bruders erhielten. Unverkennbar glichen sich die beiden Gesichter, und doch waren sie verschieden. Der Unterschied lag im Ausdruck, besonders in dem der Augen. Man konnte in die Rafael's nicht schauen, ohne an eine schöne, reine Seele, an einen begabten, kräftigen Geist und einen frohen, heiteren Sinn zu denken. Fast jeder Zug seines edlen Gesichtes spiegelte das wieder, wobei dessen jugendliche Frische diesen Reiz noch ungemein erhöhte und den Contrast zwischen ihm und dem Kranken um so mehr hervortreten ließ. Dessen hohe, weiße Stirn war von einer erschreckenden Durchsichtigkeit, in der die starken, blauen Adern der Schläfen dunkle Schatten warfen, und seine müden Augen blickten traurig in die Welt. Nur zuweilen leuchteten sie, an frühere Tage erinnernd, auf, aber dann in solch' glänzendem Strahl, wie kein sorglicher Freund ihn gern erblickt. Rafael beobachtete den Bruder mit unverkennbarer Liebe. Sorglicher konnte keine Mutterhand die weichen Kissen zurecht rücken, wie jetzt die seine dies that, indeß er sachte den bisher aufgerichteten Kopf des Leidenden dagegen lehnte, ehe er sich rasch mit einer Ruhe gebietenden Bewegung der Thüre zuwandte.

Hastig war dieselbe aufgerissen worden. Herein sprangen mit ungestümer Hast zwei kleine Mädchen, welche, in Eile und Redseligkeit einander überbietend, die Fragen und Ausrufungen hervorsprudelten:

„Wo ist Papa? Er ist zurück. Wir haben seinen Wagen

gesehen. Sag' doch, Rafael, wo er ist? Wir haben noch so schöne Blumen für ihn gefunden!"

Der auf einem Ruhebett ausgestreckte Patient hatte bei dem geräuschvollen Eintritt seiner kleinen Schwestern die Augen geschlossen und den Kopf nach dem Fenster gekehrt, während Rafael schnell den kleinen Dingern ein paar Schritte entgegen ging und mit ihnen in gedämpftem, freundlichem Ton scherzend, sie schleunigst nach dem Nebenzimmer dirigirte. Einen Augenblick später waren sie darin verschwunden und ihr in die stille Stube zurückdringendes Jauchzen verkündete laut, daß sie den Gesuchten in dem freundlichen Salon gefunden.

Ausruhend von seiner Fahrt machte der Hausherr es sich dort in einem Sessel bequem, doch verkündete sein Wesen nichts von Müdigkeit. Eine gewisse Erregung lag vielmehr in all' seinen Mienen, in denen sich jetzt bei dem stürmischen Willkomm seiner Kleinen eine ungeheuchelte Lust und Munterkeit aussprach. Er fing die auf ihn zuspringenden Kinder auf, küßte und herzte sie — bewunderte die ihm zugedachten Blumen und beantwortete nach besten Kräften alle durcheinander aufgeworfenen Fragen.

Die auf dem Tisch neben ihm liegenden Papiere geriethen dabei in Vergessenheit, ebenso das so laut unterbrochene Gespräch mit seiner Gattin, welche neben ihm stand, einen Brief durchblätternd.

Sie hatte ihren Kindern nur freundlich zugenickt, weiter aber keine Notiz von ihnen genommen, sondern ihre Aufmerksamkeit wieder dem in Händen haltenden Papier gewidmet. Etwa in den mittleren Lebensjahren stehend, war sie eine hochgewachsene imponirende Frau, deren ganze Haltung im Verein mit ihrem gewählt einfachen Anzug augenblicklich die vornehme Dame verrieth. Einst mochte sie sehr schön gewesen sein, noch erinnerten ihre edelgeschnittenen Gesichtszüge daran, obgleich die Zeit und vielleicht mehr noch ein anderer Factor scharfe Linien um den

seinen Mund gezogen, die besonders dann, wenn derselbe lächelte, hervortraten und vereint mit dem sinnenden Blick der tiefen Augen dem geistvollen Antlitz einen Anflug von Schwermuth, selbst etwas Kummervolles gaben. Die darin ausgeprägte stolze Ruhe erinnerte dann wohl an jene vielsagende Stille, die in der Natur einem heftigen Kämpfen der Elemente untereinander zuweilen folgt.

Frau v. Reichenau gehörte in der That zu jenen begabten, aber heftig, stolz und hochstrebenden Naturen, die nicht ohne schweren Kampf zu innerm Frieden und äußerer Gelassenheit gelangen.

In völligem Gegensatz dazu zählte ihr Gatte zu den glücklichen Menschen, deren heiteres, gutmüthiges Temperament allzeit Allem und Jedem die beste Seite abzugewinnen weiß und die mit solch' leichtem Sinn durch das Leben schwimmen, daß man ihn manchmal Leichtsinn nennen muß.

Philipp v. Reichenau besaß offenbar ein gut Theil dieses leichten Sinnes. Dies bekundete schon sein frisches joviales Gesicht. Die von Herzlichkeit und Schelmerei blitzenden Augen wußten nicht viel von Schwermuth, Ueberlegung und Sorgen.

Machten letztere einmal in lästiger, nicht mehr abzuweisender Zudringlichkeit sich geltend — nun, dann umwölkte sich wohl seine offene Stirn, die lachenden Augen blickten trüb oder blitzten auf in raschem Unwillen — für ein paar Momente. Schnell pflegte das Gewitter vorüber zu gehen und wieder lachte die Sonne, mit ihrem Schein Alles vergoldend.

Kein Ding ist so schlimm, es hat auch eine gute Seite — das war Reichenau's Wahlspruch. Daher fand er auch gegenwärtig: selbst eine Fahrt, wie er sie gemacht habe, werde erträglich, wenn darauf ein solcher Willkomm daheim folge.

Fast eine stürmische Herzlichkeit lag in der Art und Weise, mit der er die lauten Liebesbeweise seiner kleinen Töchter erwie-

derte, welche, wohl wissend, daß ihre tolle Lustigkeit in des Vaters Munterkeit einen sichern Schutz hatte, selbst den Blick der Mama nicht fürchteten. Diese achtete auch des Lärmens um sich her nicht, sie war völlig mit Lesen und Ordnen der Papiere vor sich beschäftigt.

Nur da fuhr sie wie aus tiefem Sinnen erwachend auf und blickte gleichfalls fragend die Kinder an, als ihr Gatte sagte: „Wo aber in aller Welt steckt denn Ilse?"

„Sie war mit uns nach Blumen für Dich zu suchen!" rief eine der hellen Kinderstimmen, während die andere ergänzte: „Und sie kam auch mit uns in das Haus zurück, doch die Wirthschafterin hielt sie unten auf, sie rief sie nach der Milchkammer; aber — da ist sie!"

Bei den letzten Worten wandten sich sämmtliche Blicke der Richtung zu, nach welcher das Händchen der Plauderin hinwies. Dort, durch die halb geöffnete Thür, lugte der lockige Kopf eines hübschen, etwa achtzehnjährigen Mädchens schelmisch herein. Als es sich entdeckt sah, kam schnell seine ganze schlanke Gestalt zum Vorschein, und eine Sekunde später hielten die Arme seines Vaters das liebliche Kind umschlungen.

„Grüß Gott, meine Tochter!" — sagte er herzinnig, während er sie auf die weiße Stirne küßte und ihr liebreich die eigenwilligen Locken daraus zurückstrich. Mit unverkennbarem Wohlgefallen betrachtete er sein Kind. Er war stolz darauf und konnte es sein. Isabella war wirklich schön. Sie hatte ihrer Mutter schlanke Gestalt wie deren edle, fein geschnittenen Gesichtszüge, aber in denselben den glücklichen, ansprechenden Ausdruck, der ihrem Vater eigen war. Dem holden, frischen Mädchen-Antlitz gab dieser einen unvergleichlichen Liebreiz. Gar unschuldig und lebensfroh, sorglos und erwartungsvoll blickten die leuchtenden Augen in die Welt, welche diesen nur entgegen lachen konnte. Wenigstens mochte dies der Vater denken, wäh-

rend er den Blick gar nicht von dem rosigen Gesichtchen wenden konnte, das mit einer gewissen erwartungsvollen Neugierde zu ihm aufsah, indeß sie fragte:

„Du hattest eine glückliche Fahrt, Papa?"

„Ja, Ilse, es war eine glückliche Fahrt."

Wäre Reichenau nicht ein so munterer Herr gewesen, man hätte glauben können, ein Seufzer habe sich bei Wiederholung des Wortes „glücklich" seiner Brust entringen wollen. Indeß das mußte Täuschung gewesen sein; denn gar fröhlich klang der Nachsatz:

„Ich habe von derselben auch meiner Ilse Etwas mitgebracht."

Er hielt jetzt inne, sich an ihrem fragenden Blick ergötzend. Da er zu lange zögerte, bat sie schmeichelnd:

„So sag' doch auch gleich was, guter, bester Papa?"

„Eine Neuigkeit, kleine Eva's Tochter, eine große Neuigkeit. Mama und Du, Ihr seid beide gebeten, in nächster Woche dem Concerte der Jenny Lind und nach demselben einer Soiree bei dem Banquier Edelheim beizuwohnen. Deine Einwilligung voraussetzend, liebe Eugenie," ergänzte Reichenau, nach seiner Gattin hinblickend, „nahm ich die Einladung an und somit, mein Töchterchen, steht Dir ein großes Vergnügen bevor!"

Ein solches mußte die Ankündigung in der That für das junge Mädchen enthalten; denn seine ganze Miene verklärte sich ordentlich und die halbgeöffneten, blühenden Lippen sprachen allein schon ein gut Theil froher Erwartung aus, ehe nur eifrig einander überstürzende Fragen dies bekunden konnten.

Eine gänzlich andere Wirkung brachte die Mittheilung bei der Mutter hervor. Frau von Reichenau's große ernste Augen hefteten sich mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf ihren Gatten, ihr Mund aber blieb fest geschlossen; was immer sie dachte, kein Laut gab davon Kunde. In der Schule des Lebens, die sie durchgemacht, hatte sie offenbar gelernt, sich und ihre Gefühle

in der Gewalt zu behalten. Niemals sprach sie in Gegenwart der Kinder eine Unzufriedenheit oder Mißbilligung über eine Anordnung ihres Gatten aus. Dieser wußte das und hatte vielleicht gerade deshalb die Gegenwart der Kinder zu einer Mittheilung benutzt, von der eine sehr verständliche Ahnung ihm sagte, daß sie nicht den Beifall seiner Frau haben werde. Vor den klaren verständigen Einwendungen seiner Eugenie hatte er aber stets eine gewisse Furcht. Wenn er deshalb solche voraussah oder sich, wie z. B. heute, über seine rasche Handlungsweise nicht ganz sicher fühlte, so ergriff er freudig die Gelegenheit, dann seine Bestimmung zu bekennen, wann eine Erklärung derselben sich von selbst verbot, und er somit dazu etwas Zeit gewann. Gehörte er doch zu jenen sanguinischen Menschen, die stets glauben, etwas gewonnene Zeit werde und müsse eine fatale Sachlage verändern, wenngleich oft genug etwas ruhiges Nachdenken ihnen die volle Gewißheit geben würde, daß damit thatsächlich gar nichts gewonnen ist. Die gefürchtete Unannehmlichkeit bleibt eben doch nicht aus, sie kommt sicher und häufig schlimmer, je länger man es hinausgeschoben, ihr zu begegnen. Solche Reflexionen kamen aber, wie bemerkt, nicht leicht bei Philipp von Reichenau auf; auch jetzt war er froh, die erste Mittheilung dessen, was er wollte, eingeleitet zu haben, ohne dabei auf Widerspruch zu stoßen. A[illegible]dings genirte ihn der befremdete Blick seiner Frau, den er fühlte, obgleich sein Auge ihm auswich, indem er sich eif[illegible] mit seinen Kindern beschäftigte, deren fortgesetztes Geplauder sein Unbehagen auch schnell verscheuchte und seinen Gedanken eine angenehmere Richtung gab.

Frau v. Reichenau blickte e[illegible]ar Augenblicke schweigend auf die muntere Gruppe; als sich aber in dieser von Seiten der kleinen Mädchen neuerdings eine erhöhte Lustigkeit kundgab, sprach sie ernst ein paar mahnende Worte, während sie achtsam die

Briefschaften zusammenschob und dann leisen Schrittes nach dem Zimmer ihres kranken Sohnes hinüber ging.

Ihr Weggang wurde in dem kleinen Kreis wenig beachtet; man war es schon gewohnt, die Mutter ihre meiste Zeit dem Leidenden widmen zu sehen, und zugleich fühlten die Kinder sich so erfreut, den allzeit munteren, zu Scherzen aufgelegten Vater einmal ganz für sich zu haben, daß die lebhafte Unterhaltung ungestörten Fortgang nahm, bis zu dem Moment, wo eine einfach-sauber gekleidete Magd den Herrschaften meldete, daß das Abendbrod bereitet sei.

Nach demselben, etwa eine Stunde später, versammelte sich wieder die ganze Familie in dem an die Krankenstube anstoßenden Gemach der Hausfrau. Es war dies ständiger Gebrauch in der streng geregelten Hausordnung. Was immer der Tag dem Einzelnen gebracht oder von ihm gefordert hatte, in der Mutter Zimmer war man gewohnt, ihn zu beschließen. Dort wurde auch vor einem schön geschnitzten Cruzifix das gemeinsame Abendgebet gesprochen, wobei kein Familienglied fehlen durfte. Selbst Erich fehlte nicht. An den Mahlzeiten, wie bei den fröhlichen gemeinsamen Familienfreuden verhinderte ihn häufig seine zunehmende Schwäche Theil zu nehmen, an dem Abendstündchen in der Mutter Gemach hielt er jedoch mit dem letzten Rest seiner schwindenden Energie fest. So kam er auch heute, auf Rafael gestützt, der ihn bis zu dem von der Mama bereits zurecht gerückten Sessel führte. Die Hände in einander geschlungen saß er dort still nieder, während die Anderen ringsumher knieten. Das Ganze bot ein schönes und zugleich ergreifendes Bild, wie jetzt der Nestling der Familie, die kleine Irmengard, mit herzinniger Kindlichkeit laut begann:

„Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde —“

Tiefe Stille herrschte in dem Gemache, klar und deutlich be-

tönte des Kindes silberhelles Stimmchen ein jedes der inhaltreichen Worte, die in dem Herzen der Zuhörer ihren Wiederhall suchten. Ob sie ihn fanden? Aeußerlich wenigstens bezeugten Alle eine ehrerbietige Andacht; auch aus des Leidenden Mienen sprach eine momentane Ruhe, welche man den Tag über vergeblich darin gesucht hatte. Wie friedliche Resignation lag es darin. Dachte er etwa daran, daß, wenn er scheiden müsse, er diese Heimath nur mit einer anderen zu vertauschen habe? — Er dachte kaum daran. Aber für ihn that es ein Anderer — sein Lieblingsbruder. Rafael kniete neben ihm. Seine Person war unstreitig die interessanteste der ganzen Gruppe. Aus dem feinen Antlitz des neunzehnjährigen Jünglings sprach reges, geistiges Leben. Seine seelenvollen, fest auf das Cruzifix gerichteten Augen verriethen, wie sehr seine Gedanken, aller Zerstreuung fern, bei dem Heiland weilten, mit dem er sprach wie ein Freund mit dem Freunde.

Was Frau v. Reichenau's Seele bewegte, war nicht zu erkennen. Die hohe, schöne Gestalt beugte sich leicht über den Betstuhl vor, während sie ihr Antlitz in beide Hände barg. Wie es hinter diesen in den bew[illegible]ten Mienen arbeitete, wie Schmerz und innerer Kampf sich dort [illegible]egelten, sah kein menschliches Auge, und keines bemerkte [illegible]e großen Thränen, die leise versuchten, zwischen den schmalen Fingern durchzutropfen.

Doch auch das Antlitz des Hausherrn war jetzt ernst, und in Momenten solcher Ruhe kamen gleichfalls darin ein paar Linien zum Vorschein, die eine eiserne Hand in diese heitere Physiognomie gezeichnet haben mußte, da deren frohes Lachen dieselben nur zu verläugnen, nicht zu verwischen vermochte.

Einzig in den Kindergesichtchen, zu welchen man das der ältesten Tochter, seines unschuldig lieblichen Ausdrucks halber, mitzählen durfte, spiegelte sich vor wie nach ungetrübter Frohsinn, welcher der aufrichtigen Andacht nicht den geringsten Abtrag that.

Mit ganz entzücktem Blick beobachtete dies des Hauses alte, treue Dienerin. Seit Jahrzehnten zu demselben gehörend, wurde sie auch mit zu der Familie gerechnet. Sie fehlte nie bei dem Gebet in der Herrschaftsstube und nie wurde sie müde, auf's neue ihren Liebling Isabell' einen Engel zu nennen, wenn deren klare Stimme das Abendgebet schloß.

Sobald dies geschehen, bildete sich schnell ein Kreis um die Eltern zum „Gutenachtgruß", wobei wieder das lebhafte, bunte Stimmengewirr durcheinander klang und nicht eher in eine ruhigere Tonart überging, bis es der alten Lena gelungen war, ihre beiden Pfleglinge glücklich nach dem Neste zu dirigiren. Bei diesem Unternehmen half ihr zumeist Isabelle, zu deren häuslichen Aufgabe die Pflege der kleinen Schwestern mitzählte. Dieser zu entsprechen ging sie deu Kleinen nach, während Erich auf seinen getreuen Pylades gestützt, den Rückzug nach der Krankenstube antrat, verfolgt von den Blicken der Mutter, die mit unnennbarer Zärtlichkeit einen jeden seiner langsamen, unsichern Schritte beobachtete.

II.

Elternsorgen.

Jedem Glück auf dieser Welt
Ist sein Schmerz auch zugesellt.
L. v. Plönnies.

Sobald sich die Thüre hinter den beiden jugendlichen Gestalten geschlossen hatte, wandte Frau v. Reichenau's Blick sich nach dem Innern des Zimmers zurück. Einen Moment lang schweifte er wie suchend darin umher, während ein schwerer Seufzer sich ihrer Brust entrang. Hastig drehte sie den Kopf dem Fenster zu, nicht länger fähig, den Thränen zu wehren, die jetzt ungestüm sich Bahn brachen. Trotz ihres raschen Abwendens entging dies der Aufmerksamkeit ihres Mannes nicht mehr. Mit einem Schritt stand er neben ihr; seine Arme umfaßten sie. Sie fester an sich ziehend, bat er mit der in seinem ganzen Wesen sich ausprägenden Gutherzigkeit:

„Komm', Herz, laß die Sorgen, hoffe auf die Zukunft und verzeih' Gerhard — denn ihm gelten doch diese Thränen. An ihn hast Du jetzt gedacht."

„Wie sollte ich nicht?" lautete ihre mit vor innerer Bewegung vibrirenden Stimme gegebene Erwiederung. „Wie sollte ich

nicht? Kann ich alle unsere Kinder um uns sehen, ohne unseres Erstgebornen, des armen, bethörten Jungen zu gedenken."

„Verzeih' ihm, Eugenie, sag' ich noch einmal, vergiß seine Thorheit. Er wird sich bessern. Die harte Lehre, die er bekommen hat — und wir mit ihm," fügte Reichenau gedämpft bei — „sie hat ihm gut gethan. Glaub' mir, er wird nun anders werden, zu deutlich sieht er seinen großen Leichtsinn ein. Er erkennt seinen Fehler an und verspricht reuig Besserung."

„Ja — die verspricht er!" sagte die Frau in einem Tone, der besser als jegliches Wort von den getäuschten Erwartungen erzählte, die auf ähnliche Versprechungen gefolgt waren. Ihr Gatte verstand sie recht wohl, doch erwiederte er eifrig:

„Nein, Eugenie, diesmal hält er Wort."

„Bist Du davon überzeugt?" fragte sie ernst-traurig entgegen.

„Gewiß, gewiß Herz; habe nur neue Hoffnung. Sieh'," — fügte er immer wärmer bei — „wenn mich diese nicht beseelte, wie hätte ich dann heute die bittern Gänge thun, diese neuen Opfer bringen können!"

Seine Stimme klang bewegt. Sobald er der bittern Gänge erwähnte, klagte sich die Frau in ihrem Innern der Selbstsucht an. Und in demselben Augenblicke zeigte sie in ihrem ganzen Wesen mehr Wärme.

„Ja, Du armer Mann," meinte sie theilnehmend, es war ein schwerer Tag für Dich! Komm', ruh' Dich aus, mach' es Dir bequem und dann erzähle mir Alles."

Unter diesen Worten zog sie ihm seinen Sessel in die Nähe des leise knisternden Kaminfeuers und rückte sorglich die Lampe aus seinem Bereich — indeß sie freundlich fortfuhr:

„In Rafael's Obhut weiß ich Erich wohl versorgt, ich kann beruhigt hier bleiben, um alles Nähere zu hören, was mich so

sehr zu wissen verlangt. — Du bist also von Gerhards Schreiben befriedigt?"

„Wie sollte ich nicht!" erwiederte rasch ihr Gatte, der dem sorglichen Rathe entsprechend sich bereits in dem bequemen Sessel behaglich fühlte, aber trotz der Müdigkeit, welche seine Züge nun nicht mehr zu verläugnen vermochten, ganz bei der Sache zu sein schien. „Was kann ich mehr verlangen," — fügte er eifrig bei — „als dies offene Eingeständniß nebst den heiligsten Versprechungen für —"

Seine Frau unterbrach ihn, als habe sie den Nachsatz gar nicht mehr vernommen. Sie fragte in der ihr zuweilen eigenen leisen, aber scharf betonten Weise:

„Du bist sicher, daß Gerhard Dir seine ganze Schuld und Verlegenheit gestanden hat?"

Reichenau blickte sie befremdet an, mit jenem unsichern Ausdruck, als habe er sie nicht ganz verstanden. Gleich darauf brach er indeß fast heftig aus:

„Nun, däuchen Dir diese enormen Schulden noch nicht hoch genug? Wahrhaftig, um solche zu machen, bedurfte es einer guten Dosis Leichtsinns. Du thust Gerhard unrecht, ihm noch größern zuzutrauen. Nein, nein, Du mußt zu den wirklichen Sorgen nicht noch unmotivirte hinzubringen. Die Sache war ohnehin schlimm genug. Es war die höchste Zeit, daß ich einschritt. Fand sich bis zum kommenden Ersten für Gerhard's Schulden keine Deckung, so wurde er cassirt, und alle seine guten Aussichten waren dahin. Ich kam eben noch rechtzeitig, ihn zu retten. Seine Schulden sind bezahlt, und Oberst B., mein vortrefflicher alter Kamerad, besorgt das Weitere. Gerhard wird zu seinem Regiment versetzt und der in dem kleinen N. garnisonirenden Abtheilung zugewiesen."

Frau v. Reichenau schien nicht ganz befriedigt, ihr klares Auge

blickte fast noch trauriger als vorher, und ihre Stimme klang ungemein weich, da sie sagte:

„Mein Gott, Philipp, wie bitter rächen sich doch die Fehler, welche wir bei Gerhards Erziehung begangen — laß uns keine weitern mehr begehen! Verzeih' meine Offenheit, aber Deine jetzige Handlungsweise vermag ich nicht zu billigen. Auf Kosten von unserer anderer Kinder Wohlfahrt wird Gerhard begünstigt Welche Summen hast Du schon für ihn verausgabt, und was wurde damit gewonnen? Was ist speciell gegenwärtig gewonnen? — Ich habe kein Vertrauen mehr auf unseres armen Knaben Betheuerungen. Sie halten nur gerade so lange, wie ihm die Versuchung fern bleibt. In seiner jetzigen Stellung liegt ihm diese aber sehr nahe; sein eigener leichtlebiger Sinn führt sie in hundertfacher Gestalt herbei und seine gutmüthige Schwäche läßt keine Widerstandsfähigkeit reifen. Du wirst sehen, ehe ein paar Monate vergehen, wird dasselbe Uebel, welches Du jetzt mit dem Aufwand Deiner letzten Mittel abgewandt hast, von neuem drohen!"

„Hilf Himmel, Eugenie, Du siehst zu schwarz! Das ist wirklich unerträglich nach all' meiner Müh' und Noth!"

Der Hausherr sprang heftig auf und ging mit raschen Schritten an ihr vorüber. Es entstand eine augenblickliche peinliche Stille. Nach ein paar Minuten kehrte jedoch Reichenau zu seiner Frau zurück. Seine Mienen hatten sich bereits wieder erhellt.

„Du grämest Dich zu sehr, Eugenie; laß uns dieses Einemal noch vertrauen. Was könnten wir auch Besseres thun?"

Sie sah ihn groß an. Dann sagte sie fest:

„Gerhard's Bitten nicht länger nachgeben. Er hat Deine Nachsicht verwirkt, verwirkt auch die Mitlel, welche ihm seine Lieblingscarriere ermöglichten. Laß ihn aus derselben ausscheiden. Versetze ihn in eine Stellung, wo die Nothwendigkeit ihn zwingt

zu arbeiten — wo ein scharfes Auge über ihm wacht und eine feste Hand seinen schwachen Charakter leitet."

„Aber beste Eugenie, das ist ja Alles geschehen. Oberst B. wird ein scharfes Auge auf ihn haben und so ein junger Lieutenant weiß sehr genau, was es heißt, sich einer besondern Controle des Herrn Obersten zu erfreuen. Zudem ist in einem Nest wie N. kein weites Feld zu tollen Sprüngen. Du siehst also: es ist für Alles, was Du verlangst, gesorgt, ohne daß wir den armen Jungen aus dem erwählten Beruf heraus zu reißen brauchen. Du wirst sehen, er macht jetzt alles Vergangene wieder gut."

Die klarsehende Mutter sagte nichts mehr. Ihr Schweigen entsprang jedoch ersichtlich weniger Ueberzeugung als Resignation. Sie wußte ja aus Erfahrung, wie wenig gegen die Vertrauensseligkeit ihres Gatten anzukommen war, und sie war des Kämpfens müde. Ob ihr Mann dies fühlte? Möglich; denn er liebte sie herzlich. Deshalb begann er wohl auf's Neue an eines ihrer Worte anknüpfend, das ihn vorher getroffen hatte.

„Du sprachst eben von dem Wohle unserer anderen Kinder, Eugenie. Dabei dachtest Du speciell an den armen Erich und dessen Wunsch, sich in einem wärmeren Klima schnellere Genesung zu holen. Ist es nicht so? Habe ich recht gerathen?"

„Ja," sagte sie einfach, „und ich beklagte schmerzlich die Unmöglichkeit, welche uns die Mittel versagt, dem Leidenden diese Erleichterung zu verschaffen. Ich gebe zu, daß diese Erinnerung mir den großen Kostenaufwand für Gerhard doppelt ungerechtfertigt erscheinen läßt."

Sie hatte eigentlich sagen wollen — ungerecht — milderte aber noch rechtzeitig den Ausdruck. Reichenau entging dies, so sehr war er mit seinen Gedanken beschäftigt. Dieselben mußten eine günstigere Richtung angenommen haben; denn sein Blick hatte

wieder ganz den freundlichen Ausdruck, mit dem er stets eine angenehme Ueberraschung zu verkünden pflegte.

„Wie aber nun, Mütterchen, wenn die Unmöglichkeit, Erichs Wunsch zu erfüllen, gehoben wäre? Thatsächlich ist dies der Fall; das Geld zur Reise liegt bereit. Und ich wünsche und verlange, daß Du mit unserm Patienten den Winter in Nizza verbringst. Je eher Du Dich zur Reise rüsten kannst, je besser; denn desto früher bringst Du mir unsern Knaben erfrischt und gestärkt zurück."

Er sprach von dem Ganzen so zuversichtlich, wie von einer völlig abgemachten Sache, die gar keine Einrede mehr gestatte. In vollster Ueberraschung sah seine Frau ihn an, aber ihre freudige Miene verrieth deutlich, wie sehr ihr die Ueberraschung gefiel, obgleich ihr Mund dagegen protestirte:

„O Philipp, wie meinst Du Alles gut! Zu was bist Du nicht bereit, um den Deinen Freude zu machen! Aber das hier geht wirklich nicht. Deine schöne, gute Absicht bleibt unausführbar, unsere Verhältnisse gestatten solche Reisen nicht — die Mittel fehlen uns wirklich dazu —"

„Aber ich versichere Dir ja: das Geld ist vorhanden. Und nun kein Wort mehr darüber, Herz. Wie sollten und könnten wir sparen und knausen, wenn es sich um die Gesundheit — vielleicht das Leben eines Kindes handelt!"

Die letzten Worte stachen der Mutter in's Herz, sie ließen jeden weiteren Einwand, jede neue Gegenvorstellung auf ihren Lippen ersterben, trieben dagegen neue heiße Thränen in ihre Augen. Ihr Gatte küßte sie weg; tröstend streichelte er ihr wie einem Kinde die Wangen, während er überredend sagte:

„Gelt Schatz, am Ende hat der alte Philipp doch Alles wieder gut gemacht? Gerhards Verlegenheit ist gehoben, und Erich kommt zu dem, was er ersehnt und ihm auch wirklich Noth thut.

Habe ich darum heute nicht gut gearbeitet, viele Wünsche erfüllt?"

„Gewiß viel, viel Philipp — aber mit was für Kosten!"

Es war Alles, was die sorgenvolle Frau zu sagen vermochte. Sie wollte ihren Mann nicht kränken, konnte aber ebensowenig die wahre Sachlage vergessen, welche bei ihm sofort nach überwundener Verlegenheit in den Hintergrund trat, um kühnen Plänen und schönen Illusionen Platz zu machen. So mahnte er auch jetzt:

„Laß nun alle trüben Reflexionen, Eugenie. Kommt Zeit' kommt Rath. Unsere beiden Aeltesten sind jetzt versorgt, und die Jüngern werden's auch, wenn die Zeit dazu kommt. Sind wir doch noch rüstig und thatkräftig — in ein paar Jahren läßt sich Manches wieder einbringen."

Er vergaß dabei, seit wie lange schon er dasselbe sagte. Sie vergaß es nicht, obgleich sie nun scheinbar heiter fragte:

„Es ist Dir also bei Edelheim über Erwarten günstig gegangen? Du stießest auf keine Schwierigkeit mit der Hypotheke?"

„Auf keine?" versicherte er, indem er sich langsam in dem Sessel zurücksinken ließ, wobei eine leichte Abspannung in seinem Wesen hervortrat.

„Die Edelheim sind wirklich scharmante Leute, coulant und rücksichtsvoll. Bereits früher hatte ich in kleineren Geschäften Gelegenheit, das erstere zu erproben, das letztere fand ich heute. Edelheim besitzt Tact; er machte mir die Auseinandersetzungen leicht, und erhob wenig Bedenken gegen meine Wünsche, ja, ich fand ihn selbst bereit, das volle Kapital zu geben, das ich mich anfangs einigermaßen zu fordern gescheut hatte."

„Ja," nickte seine Frau, „das Darlehen ist hoch. Ich hätte nicht erwartet, daß Du gegen dritte Hypotheke eine solche Summe erhalten würdest. Jeder bangt da vor dem Risiko."

„Edelheim schien dies bei mir nicht im geringsten zu fürchten," meinte Reichenau mit Selbstgefühl.

„Ich freue mich, daß er Dir eine solche Besorgniß nicht in Worten zeigte, that er es auch nicht durch den gestellten Procentsatz?"

„Wie meinst Du dies, Eugenie?" rief er nun leicht piquirt, „Fünf Procent ist Alles, was er forderte. Verstehe mich wohl, — forderte, oder vielmehr als selbstverständlich voraussetzte bei einem mir geleisteten Freundschaftsdienst; denn wahrhaftig, Edelheims heutiges Entgegenkommen ist so und nicht als reines, leidiges Geldgeschäft aufzufassen."

„Ich wußte nicht, daß der Geldwechsler Dein Freund sei," — lautete ihre rasche stolze Entgegnung. Ich hatte bisher geglaubt, Eure Beziehungen seien lediglich geschäftlicher Natur. Du überraschst mich deshalb mit zwiefacher Neuigkeit, indem Du zuerst bei dem Banquier, dessen Familie mir gänzlich unbekannt ist, für mich und unsere Tochter eine Einladung angenommen hast, wie man sie nur gibt und nimmt, wenn man miteinander auf freundschaftlichem Fuße steht und mir jetzt erklärst, daß dies letztere bereits der Fall ist."

Ihre hochmüthige, gereizte Sprache ärgerte ihn, doch fand er selbst den darin sich äußernden Vorwurf nicht unbegründet; denn er versuchte sofort in seiner jovialen Weise denselben durch eine Rechtfertigung seiner Handlungsweise abzuschwächen. Er begann diese damit, daß er ihren Tadel mit gleicher Münze zahlte.

„Du bist ungerecht, Eugenie, und weshalb? — Ich will es Dir sagen. Weil jener Mann nicht zu den Kreisen gehört, in denen Du Dich einzig zu bewegen liebst. Aber bester Schatz, sage einmal selbst, was haben wir in unseren Verlegenheiten, oder um es gerade herauszusagen, in der Noth von unserer ganzen hochgeborenen Vetter- und Freundschaft gehabt? Nichts als schöne Worte und wahrhaftig, noch weniger wäre uns geworden,

hätten wir nicht rechtzeitig verstanden, uns unsern Verhältnissen anzupassen und uns wohlweislich auf einen bescheidenen Verkehr zu beschränken. Indeß ich will nicht in denselben Fehler verfallen, den ich Dir vorwerfe. Ich will nicht ungerecht sein. Vetter Harwich half uns; er nahm noch zu der ersten von meinem sel. Vater aufgenommenen Hypotheke die zweite. Sie bietet indeß hinreichende Sicherheit. Nicht so eine weitere Anleihe; als ich dieserhalb kürzlich bei Harwich nur leise sondirte, ob er sich dazu herbeilassen würde, war er merkwürdig harthörig. Eine gleiche Taubheit fand ich anderwärts, wo immer ich nur einen leisen Anklopf wagte, zog die feinfühlende Freundschaft sich sachte zurück. Wie anders begegnete mir da heute der einfache Geschäftsmann! Der verstand, ja er fühlte mit mir meine Nothlage — er erleichterte mir meine bittere Mission, er gab mir mehr, wie ich für meinen Einsatz erwarten konnte — kurz, er half mir und, merke es wohl, er half mir mit — Noblesse. Er bewies sich als ein feiner, gebildeter Mann und als Freund. — Nach dem, wie er an mir gehandelt, muß ich ihn so nennen, und ich benutzte gern die Gelegenheit, da sie sich zufällig bot, mich seiner Gattin vorstellen zu lassen. Gesprächsweise machte es sich dabei, daß wir auf das Concert der Lind kamen, und ich Isabellens lebhaften Wunsches, dieselbe zu hören, erwähnte. Dies gab Frau Edelheim Veranlassung, Dir und unserer Tochter ihr Haus als Absteigequartier anzubieten. Sie machte die Einladung mit solcher Artigkeit und erklärte mit so gutmüthiger Freude, gerade an jenem Abend dem jungen Mädchen ein besonderes Amüsement bieten zu können, weil die Lind ihr zugesagt habe, nach dem Concert in einer kleinen Gesellschaft bei ihr zu erscheinen, daß ich wirklich nicht einsah, weshalb ich die gute Frau durch eine abschlägige Antwort kränken sollte. So nahm ich das freundlich Gebotene freundlich an, sicher, Isabell' eine

große Freude zu machen und nicht erwartend, bei Dir auf derartigen Widerstand zu stoßen."

Frau v. Reichenau hatte die lange Explication schweigend angehört; der gekränkte Ton, in dem ihr Gatte zuletzt gesprochen, veranlaßte sie, nunmehr die Worte genauer zu wählen und mehr eindringlich als stolz zu entgegnen:

„Du mußt mich nicht mißverstehen, Philipp, und Geduld mit meinem Widerstreben haben, von Menschen, die ich gar nicht kenne und in deren Gesellschaftskreisen ich mich nie oder doch nur höchstens vorübergehend bewegt habe, gleich solche Anerbietungen und Aufmerksamkeiten anzunehmen, wie sie doch nur unter intimen Bekannten üblich sind. Ich kann nun eben nicht umhin, Frau Edelheims Einladung mehr gutmüthig wie tactvoll zu finden. Eine feine Frau würde mich und meine Tochter gewiß nicht zu Gast in ihr Haus geladen haben, ehe dessen Herr uns seine Aufwartung gemacht hat. Meines Wissens ist Herr Edelheim noch niemals anders als in Geschäften über Deine Schwelle gekommen."

„Nun, Eugenie, sei nicht minutiös. Uebrigens kann ich Dich beruhigen, Edelheim selbst hat dieser Etiquettenfrage gedacht. Beide Herren, er und sein Sohn haben um die Erlaubniß gebeten, Dir in diesen Tagen ihre Aufwartung machen zu dürfen."

„So! — Er und sein Sohn!"

Das So kam derart gedehnt, daß Reichenau jetzt wirklich ungeduldig ausrief:

„Bist Du noch nicht zufrieden gestellt? Welch' neue Einwendung gibt es?"

„Dieselbe, die Dein eigenes Herz Dir stellt. Ehrlich gestanden, Philipp, ich möchte die Menschen erst näher kennen, etwas mehr von ihnen wissen, ehe ich meine Tochter in ihr Haus führe."

Sie hatte warm gesprochen. Ihr Gatte stutzte jetzt doch. Seine scharfsichtige Frau blickte weiter wie er. Klug und mit

Combinationsvermögen begabt, sah sie leichter in allzu großem Entgegenkommen, in zu weit gehender Freundlichkeit Nebenabsichten, während ihr gutmüthiger, aller Diplomatie abholder Gatte dies zu thun wenig geneigt war. Bei ihrer jetzigen Mahnung horchte indeß auch er auf, aber sein Bedenken währte nicht lange. Lachend sagte er:

„O, es ist doch etwas Komisches mit Euch Frauen! Doch, Eugenie, laß mir zu lieb einmal Deine Bedenken und Deine Standesvorurtheile fahren. Mir ist es darum zu thun, Edelheim freundlich zu begegnen. Es ist daher mein Wunsch und meine Bitte, daß Du die ergangene Einladung annimmst."

Er sah sie dabei mit ernster Herzlichkeit an. Wie konnte sie dieser Sprache widerstehen! Nicht überzeugt, nur überredet gab sie nach. Zustimmend neigte sie ihr Haupt. Mit herzlichem Danke küßte er sie. Er war froh, den Sieg errungen zu haben und begab sich, nun seine Ermüdung zugebend, bald zur Ruhe.

Seine Gattin fand dieselbe noch lange nicht. In später Nachtstunde, nachdem sie noch ihren Rundgang durch das ganze Haus, durch die Wirthschaftsräume und Gesindestuben gemacht hatte und leise in die Schlafstuben ihrer Kinder eingetreten war, wachte sie an dem Lager des kranken Sohnes. Er schlief. Sie betrachtete seine eingesunkenen, doch momentan leicht gerötheten Wangen. Das minderte sein leidendes Aussehen. Im Verein mit der Reiseaussicht erregte es ihre Hoffnung. Einen Augenblick gab sie sich derselben ganz hin. Sachte schritt sie in ihr eigenes Gemach zurück. Dort an dem Fenster blieb sie stehen. Sinnend schaute sie hinaus in die kühle, düstere Nacht. Eine unnennbare Traurigkeit überkam sie. Wehmüthig schweifte ihr Blick über die Besitzung, über den Garten und Park und wieder zurück über das ganze Gehöft, das dem Namen nach ihnen gehörte, von dem aber in Wirklichkeit nicht ein Ziegelstein auf dem

Dache mehr ihr Eigen genannt werden konnte. Mit Allgewalt stürmte diese Erwägung auf sie ein, fest rangen sich ihre Hände in einander. O Gott! Wie weit war es mit ihnen gekommen! Hatte sie nicht heute ihre Unterschrift gegeben, welche ihr letztes Gut verpfändete! Und dennoch sah äußerlich Alles gerade so aus, wie damals, da sie als junge, blühende Frau voll lachender Zuversicht hier eingezogen war. Sie dachte daran zurück. Die fünfundzwanzig Jahre ihrer Ehe zogen an ihrem Geiste vorüber. Eugenie Hohenstein, eine arme Waise aus altadeligem Geschlecht, wurde von ihren früh gestorbenen Eltern gänzlich mittellos in der Welt zurückgelassen. Desungeachtet hatte sie niemals die Armuth in ihrer drückenden Gestalt kennen gelernt. Bei gütigen Verwandten war sie inmitten reichen Wohlstandes aufgewachsen, der bei ihr in der Kindheit nie das Bewußtsein der Armuth hatte aufkommen lassen. Auch ihrer Jugend wurde dies niemals fühlbar. Mit großer Schönheit begabt, fand sie bereits frühzeitig warme Anbeter. Ihr Herz neigte sich Philipp v. Reichenau zu, der selig im Besitz ihrer Liebe, sie auf sein verschuldetes Erbgut heimführte. Dasselbe war gut gehalten und präsentirte sich der jungen Frau in seinem besten Festgewande.

Niemand ahnte, welch' große Hypotheke dasselbe verhüllte. Der sorglose Philipp selbst hatte es in seinem Glück vergessen und ebenso wenig kümmerte es ihn, daß seine schöne Braut nicht einen Heller Mitgift einbrachte. Er wollte und konnte fleißig arbeiten, dabei mußte das Gut ausreichenden Ertrag zur Bestellung des Haushaltes sowie zur allmäligen Abtragung der auf ihm ruhenden Schuld liefern. Sein Bestreben war aufrichtig und gut, und die junge Frau, sobald sie Kenntniß von der Lage der Dinge erhielt, unterstützte ihn redlich darin. Ja, sie wurde die eigentliche Seele desselben. Eine Zeit lang ging Alles gut; verminderte sich auch gerade die Schuld nicht, so blieben doch

auch keine Zinsen rückständig. Einige Jahre später drehte sich indeß das Blatt. Die Kinder wuchsen heran, und der Haushalt verschlang größere Summen, die Zeiten aber wurden schlimmer; mehrere Mißernten folgten einander; immer schwerer hielt es, den Zins aufzubringen, und statt sich den Verhältnissen anzupassen, hielten die Reichenau's mit zähem Stolze den äußeren Schein der Wohlhabenheit aufrecht. Dazu machte Philipp's Leichtlebigkeit und gutmüthige Vertrauensfülle noch die schlimmsten Mißgriffe. Umsonst schaffte seine verständige, weltklügere Gattin mit allem Ernste in ihrem Kreise. Es half gar wenig; denn was sie in Monden ersparte, ging oft durch seine generösen Anwandlungen in Tagen hin. Dadurch kam es in dem häuslichen Leben öfter zu kleinen Mißhelligkeiten, und wenn auch die gegenseitige Liebe deren Ausdehnung zu einer weiten Kluft nie zuließ, dann traten doch oft genug die beiderseitigen Fehler und Schwächen bei den so gänzlich verschiedenen Charakteren hervor. Der älteren Kinder Erziehung litt darunter. Die Mutter war die erste, dies zu erkennen, und von jenem Augenblick an wurde die Liebe zu ihren Kindern für sie eine starke Lehrmeisterin, ihr stolzes, rasches Temperament zu zügeln. Voll edler Energie arbeitete sie an der eigenen Selbstüberwindung, mit aller Willens- und Duldensfähigkeit kämpfte sie gegen die widrigen Verhältnisse an, doch gerade da fehlte ihr die richtige Unterstützung. Ihr Gatte war gut, zu gut; er vermochte es nicht, mit ihren Augen zu sehen, noch sich aus seiner Selbsttäuschung herauszureißen. Er war ja sicher, daß einmal bessere Zeiten kommen mußten, hielt man sich nur für den Moment über Wasser. Darauf war stets sein Augenmerk gerichtet, und er blieb zufrieden, sobald ihm das gelang. Die Folgen, die Tragweite einer Handlung sich tief zu Gemüth zu führen, das war ihm schlechterdings unmöglich, und selbst, wenn die Thatsachen mit eiserner Conse-

quenz sprachen, dann blieb ihm immer noch die Hoffnung auf bessere Zeiten.

Heute hatte er das wieder gezeigt — und nun schlief er darauf hin ruhig und fest, all' der Sorgen vergessend.

Nicht so seine treue Gefährtin; sie war nieder in die Kniee gesunken; nichts mehr war von ihrer hohen, selbstbewußten Haltung zu sehen, die sie stets vor Andern bewahrte. Sie gab sich jetzt wie sie sich fühlte — müde, kraftlos, von Kummer bedrängt. Immer krampfhafter rangen sich ihre Hände in einander und leise klagend kam es im Hinblick auf die Zukunft über ihre Lippen:

„O, meine armen Kinder!"

III.

Isabelle.

Ich sehe Dich in Jugendfrische prangen
Dein Lebensfrühling — er ist da!
Schiller.

Die feierliche Ruhe der Nacht war dem anbrechenden Morgen eines klaren, kühlen Novembertages gewichen.

Innerhalb der Oekonomie-Gebäulichkeiten des Gutes Reichenau regte sich neues Leben und Treiben, frisches Schaffen und Arbeiten. Behende schritten die flinken Mägde über den Hof mit den glänzend blanken Eimern voll frisch gemolkener Milch; lustig knallte der Fuhrknecht mit seiner Peitsche, und ungeduldig scharrten die Pferde den Boden, indeß der Stallbub sein Bestes aufbot, die hohen Milchkannen alle hübsch in Reih' und Glied auf dem breiten Milchwagen zu ordnen. Die gestrenge Wirthschafterin stand daneben, umringt von der immensen Schaar Federvieh, das den Hof bevölkerte. Ihr achtsames Auge überwachte mit wahrem Feldherrnblick das ganze Terrain. Ihre Aufmerksamkeit förderte augenscheinlich die Arbeit der Andern, ebenso wie ihre eigene Wachsamkeit nicht gemindert wurde durch die

Wahrnehmung, daß die oberste Instanz der ganzen Wirthschaft, der Gutsherr selbst, bereits in Thätigkeit auf seinem Posten war. Drüben von den Stallungen tönte seine klare, kräftige Stimme her, wo er mit dem Verwalter verschiedene Anordnungen besprach.

Auch in dem Herrschaftshause war es lebendig geworden und zwar entwickelte sich gerade dort im Laufe des Morgens eine Beweglichkeit und Lebendigkeit, wie sie fast grell abstach zu dem gedämpften, ruhigen Ton, der die letzten Tage daselbst geherrscht und der erst bei der gestrigen Rückkehr des Hausherrn durch die unverwüstliche Munterkeit der Kinder gebrochen worden war. Heute dagegen that sich auch bei sämmtlichen Erwachsenen eine erhöhte Stimmung kund. Was immer die stille Nacht jedem Einzeln gebracht hatte, der lichte Morgen mußte für einen Jeden das gleiche Geschenk haben: — Frohsinn. Selbst der matte Schritt des kranken Erich schien etwas von seiner frühern Elasticität wieder gewonnen zu haben und seine Wangen von der ihnen vor Zeiten eigen gewesenen blühenden Farbe. Sein Auge war lebendig, und der Mund lächelte voll froher Hoffnung, während er zu seinem Bruder sagte:

„Rafael, wie bin ich froh! Das Herz möchte mir vor Jubel zerspringen — wir, wir Beide gehen nach dem Süden! Vermagst Du es zu fassen? Mir ist's noch immer gleich einem schönen Traum! Mein Gott! Wie lange habe ich denselben hier in trüben, traurigen Stunden geträumt, so daß ich auch jetzt immer noch fürchte, daraus zu erwachen. Und doch ist es Wahrheit! Die Mutter hat es mir heute mit dem Morgenkuß verkündet. Alles ist eine beschlossene, abgemachte Sache — wirklich, unsere Eltern sind gut, himmlisch gut!"

„Ja, sie sind gut," bestätigte Rafael mit aufleuchtendem Blick, indem er den über einen reich mit Büchern und Schreibmaterial belegten Tisch gebeugten Kopf aufrichtete und Erich ansah. „Auch

ich habe das heute wieder so voll und ganz empfunden, da ich die Freudenkunde vernahm, welche Dir die Erfüllung Deiner Sehnsucht verspricht. In dem südlichen Klima wirst Du schneller genesen und dann mit vollen Zügen Deinen für alle Schönheit der Kunst so empfänglichen Geist bereichern können. Später theilst Du dann die errungenen Schätze Deines Wissens mit Deinem getreuen Pylades."

„Nein, Pylades theilt bereits alle die Freuden der Reise; denn Du gehst mit."

Ein Schatten verdunkelte für einen Moment Rafaels schöne, sprechende Mienen; kaum merklich schüttelte er den Kopf.

„Nein, Erich — davon darf keine Rede sein. Die Mutter begleitet Dich. So hat der Vater es bestimmt und sehr wohl daran gethan," Und wie um jede Erwiderung im Entstehen abzuschneiden, fügte er bei: „Ich freue mich, daß Mama diese Erholung wird — sie hat eine solche nothwendig; denn schon seit längerer Zeit macht mich ihr Aussehen besorgt. Oft, wenn sie sich unbeachtet wähnt, zeigt sich ein gar kummervoller Zug in ihrem lieben Antlitz. Immer muß ich dann denken: sie leide, ohne daß wir es ahnen. Der Vater denkt vielleicht das Gleiche; denn er ist entschieden dafür, daß sie die Reise mit Dir macht."

Ehrich schwieg einige Augenblicke; zögernden Schrittes setzte er seine Zimmerpromenade fort, kehrte aber alsbald zu dem Arbeitstisch des Bruders zurück. Langsam, doch mit jenem bestimmten Ton, der keinen Widerspruch verträgt, entgegnete er:

„Und dennoch geht sie nicht mit, es ist nutzlos, darüber weiter zu sprechen. Sie hält ihre Anwesenheit hier für unentbehrlich, eine Meinung, die allerdings viel Wahrheit in sich birgt, um so mehr, seit Vater beschlossen hat, Isabella in das gesellschaftliche Leben einzuführen. Gerade dies, zusammen mit den schweren Sorgen, die unser Haushalt mit sich bringt, hat die

klare einsichtsvolle Entschließung Mama's geleitet. Verstehe mich wohl, sie ist entschlossen, darum kämpfe nicht an gegen ihre Bestimmung, nach welcher wir Beide reisen sollen. Dein wohlgemeinter Widerstand würde ihr nur das Herz schwer machen, das Resultat ihres Entschlusses aber nicht ändern. Du weißt das."

Rafael hatte nachdenklich zugehört, zu den letzten Worten nickte er unwillkürlich beistimmend, aber er sagte nichts mehr.

Dasselbe dem Gespräch der beiden Brüder zu Grunde liegende Thema bildete, wenn auch in etwas Variation, gleichfalls den Gegenstand einer lebhaften Debatte in der Schulstube der kleinen Mädchen. Die alte Bonne fand es heute schwer, die lebhaft erregten Kinder in den Grenzen der vorgezeichneten Ordnung zu halten. Was sie immer aufbot, dies zu erreichen, es mißlang; der Kleinen reger Geist zeigte sich derart erfüllt von den zwei großen Neuigkeiten, die das verhältnißmäßig einfache, geregelte Alltagsleben des Familienkreises plötzlich belebten, daß es eben für sie reine Unmöglichkeit schien, an etwas Anderes zu denken, etwas Anderes zu besprechen, als die zwei großen Ursachen, die wenigstens momentan eine förmliche Umwälzung in dem alltäglichen Leben versprachen. Ihr Möglichstes davon zu profitiren, dazu waren die kleinen Quälgeister schnell geneigt, und die gute, alte Lena wurde, ob sie wollte oder nicht, von dem Gesprudel der Redseligen mit fortgerissen. Der Brüder große Reise nebst den dazu gehörigen Vorkehrungen hätte allein schon genügt, allen klugen Gedanken und Speculationen der hoffnungsreichen Dämchen ein weites Feld zu eröffnen, jedoch bei weitem mehr geschah dies durch das zweite wichtige Ereigniß, welches sie mit „Isabellens Eintritt in die Welt" bezeichneten.

Seit Jahren lebte man auf Haus Reichenau völlig zurückgezogen vom Gesellschaftsleben. In fest begrenzten, einfachen Verhältnissen waren die Kinder, besonders die jüngeren aufgewachsen. Dies aber hatte den Nimbus nicht abzuschwächen vermocht, den,

deren Phantasie um jenes Leben und Treiben wob, welches sie unter sich mit dem Ausdruck „die Welt“ bezeichneten. Daß ihre schöne, geliebte Isabella nun im Begriffe stand, in diese erträumte großartige Welt einzutreten, mußte demnach für sie ein Ereigniß sein.

Große Ereignisse aber werfen wohl ihre Schatten voraus. So auch hier. O, welche Abwechselung versprach Isabellens erste Gesellschaft schon im Voraus! Hatte nicht der gute Papa bereits gestern in der Stadt Modistin und Manufacturisten in Bewegung gesetzt. Es mußten heute Kisten und Schachteln kommen mit den verschiedensten Herrlichkeiten zur Auswahl. Das war gewiß. Selbst Mama war ja in einer, bei ihr ungewohnten Erregung; ihre Aufträge und Anordnungen folgten sich rasch. Sie hatte zu denken und zu sorgen für Erich und Rafael, sie hatte zu überlegen für Isabellens Toilette, wie für die eigene. Kurz, sie hatte heute viel zu thun, so viel, daß Annette und die kleine muntere Irmgard nicht viel zu thun brauchten; denn Mama's Auge konnte doch eben nicht überall sein. Der schwachen Bonne mahnende Bitten mußten aber schnell genug untergehen, sobald es gelang, deren Neugierde als Dritte im Bunde zu gewinnen, und dies gelang. Wie hätte auch die Alte ungerührt bleiben sollen, bei Etwas, das ihren Liebling Bella anging.

Diese selbst, die Hauptperson, um welche all' die Zerstreuungen sich drehten, und zugleich die unschuldige Ursache alle der Unterlassungssünden in der Schulstube, — sie hätte dort vielleicht bessere Ordnung geschafft, aber sie war nicht da. Auch sie hatte bereits ihren Antheil an der allgemeinen Regsamkeit gefunden. Sie war hinaus nach der Försterei gegangen, um die Hülfe der Försterin zu beanspruchen, welche vor Zeiten Mama's Kammermädchen gewesen und es heute noch sehr gut verstand, ihre früher erlangte und fleißig geübte Kunstfertigkeit zu verwerthen.

Die Försterei lag von Haus Reichenau nicht weit entfernt.

Zu ihr führte ein im Sommer herrlicher und selbst in den Herbsttagen nicht zu verschmähender Weg. Die Kinder kannten ihn jedenfalls genauer auswendig wie ihre Lernaufgabe, demnach lenkte sich ihre Aufmerksamkeit immer wieder jenem zu.

„O Lene, beste Lene, wie Isabella heute lange bleibt! Der herrliche Sonnenschein läßt sie nicht heimkehren, und wir müssen hier in der Stube sitzen!“

„Ja, Lena,“ fügte die Jüngere bei, „lange halte ich's wahrlich hier nicht mehr aus. Warum gehen wir Isabell' nicht entgegen?“

„O bitte, bitte, Lene, laß uns gehen!“ vereinten sich rasch beide Stimmchen, während bald die eine dies, die andere jenes Bestechungsargument beizufügen suchte. Endlich wurde es der Alten zu toll. Bei dem heute im Hause herrschenden Geiste lernten die Kinder doch einmal nichts — mochte der am Nachmittag vom Dorfe Reichenau kommende Magister schauen, wie er mit seinen Schülerinnen fertig wurde, sie war des ewigen Mahnens müde, und der warme, schöne Sonnenschein draußen that den Kleinen auch gut. Isabelle aber freute sich gewiß, wenn sie alle ihr entgegen kamen. Der letzte Gedanke gab den Ausschlag und bei der nächsten Bestürmung, welche die Kleinen auf alt' Lenen's Standhaftigkeit machten, kapitulirte die Festung mit allen Ehren. Augenblicklich übersehen die Siegreichen ihren Vortheil; Lene ergab sich, sie ging mit nach dem Walde.

Gesagt, gethan; mit merkwürdiger Achtsamkeit verstanden die Klugen nunmehr ihren Eifer zu zügeln, bis sie glücklich im Besitz von Hut und Mantel und binnen wenigen Minuten draußen im Freien aus Gehörweite des Hauses entfernt waren. Hier brach ihr Triumph über den errungenen Sieg sich erst rechte Bahn und mit Lachen und Jauchzen, Springen und Laufen ging's dem Walde, der Försterei zu.

Etwa mitten des Weges begegneten sie Isabellen, welche von

der Försterin begleitet wurde. Nun gab's neues Jauchzen nebst einem Loblied für alt Lena's Gutherzigkeit. Isabelle lachte dazu. Es war ein frohes, herzliches Lachen, recht wie es einem heitern Gemüthe entspringt. Die junge Dame war selbst kaum der Kindheit entwachsen und noch völlig fähig, den Genuß zu verstehen, welchen die kleinen Schwestern in dem Bewußtsein empfanden, durch eine kluge Spekulation den Arbeitsstunden entronnen zu sein. Zudem befand sie sich heute in äußerst heiterer Stimmung, welches übrigens nahezu beständig der Fall war; denn Isabelle gehörte gleich ihrem Vater zu den glücklichen Naturen, denen die Gabe eigen ist, sich selbst um dunkle Wolken einen Silberschein zu zaubern.

Dem Horizonte ihrer Jugend waren indeß die dunklen Wolken noch fern geblieben, da sie einen Einblick in ihrer Mutter geheimen Kummer nicht besaß. Der einzige Schatten, der momentan die Harmonie ihres Wesens getrübt, hatte ihr Bruder Gerhard veranlaßt, dessen stete Geldverlegenheit denn doch eine solche Quelle von Sorgen für ihre Eltern geworden war, daß dieselbe ihr nicht ganz verborgen bleiben konnte. Aber gerade diese Sorgen schienen ja nunmehr beseitigt, und deshalb strahlte ihr fröhlicher munterer Sinn nur in desto anmuthigerer Weise. Mit einem Wort: sie war ein sonniges, glücklich angelegtes Geschöpf, schön und lieblich gleich einem klaren, lichten Frühlingsmorgen. Wie sie nun elastischen Schrittes mit den kleinen Schwestern froh lachend und schwatzend über den Waldweg dahinsprang, da hätten noch andere Augen als die der beiden treuen Dienerinnen, deren eifrige Unterhaltung sich natürlich gleichfalls um die Familienereignisse drehte, sie bewundern können. Doch Isabelle beanspruchte keine Bewunderung; sie befand sich noch in jener Zeit holder Unbefangenheit, welche den Tribut der Eitelkeit „Huldigung" kaum ahnt, viel weniger verlangt. Daß sie schön sei, war ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß

sie glücklich sei — das wußte sie, und voll neugieriger Freude war sie bereit, in den Kreis von Vergnügen einzutreten, welchen sie sich bereits in Träumen schön und verlockend ausgemalt hatte. Gerade der Umstand, daß ihre Eltern eine völlig zurückgezogene Lebensweise führten und sie erzogen hatten fern von allem gesellschaftlichen Treiben, dessen Freuden nur durch Erzählungen und Schilderungen ihr bekannt waren, gab ihrer lebhaften Phantasie hinreichende Nahrung, um sich über jene eine ihrem Geschmacke entsprechende Vorstellung zu machen. Diese nun bald verwirklicht sehen zu sollen, das war keine Kleinigkeit und eine weitere Veranlassung, sich auf ihr erstes Debut zu freuen. Daß dieses in Kreisen stattfand, welche ihre Mutter als junges Mädchen schwerlich frequentirt hätte — entzog sich ihrer Betrachtung. Ihr genügte es vollständig, daß ihre Eltern sie dort einführten. Banquier Edelheim war Papa's Freund. Dies reichte hin; denn die Bedenken ihrer Mutter lagen ihr fern. Sie dankte im Stillen den freundlichen, entgegenkommenden Menschen, deren liebenswürdige Einladung ihr das Vergnügen verschaffte, das ihre achtzehn Jahre ungestüm zu fordern begannen.

Die lebhaften, darauf bezüglichen Fragen ihrer Schwesterchen waren ihr deshalb ganz genehm; sie war vollauf beschäftigt, deren mannichfaltiger Neugierde zu begegnen, als plötzlich zwischen dem hellen Ton der frischen Stimmen derjenige von rasch nahenden Hufschlägen hörbar wurde. Zwei Reiter kamen bei einer Biegung des Weges in Sicht. In raschem Trabe ritten sie den jungen Mädchen entgegen. Sobald sie dieselben erblickten, zügelten sie ihre Thiere in eine ruhigere Gangart, während Beide im Vorüberreiten die junge Dame in förmlicher Weise grüßten. In der Art, wie Isabelle v. Reichenau jetzt den schön geformten Kopf hob und den Gruß erwiedernd leise neigte, lag Etwas, was an ihre Mutter erinnerte.

Dabei schien die blühende Farbe ihrer Wangen um einen Schat-

ten dunkler zu werden, und der klare lichthelle Blick ihrer reh-braunen Augen einen Strahl zu bergen, der dem lieben Kindergesicht einen ungewohnten Ausdruck gab. Rasch, fast befehlend klang auch das gedämpfte „Still!" welches sie der kleinen Irmgard zuraunte, während ihre Hand unmerklich, aber fest das Kind neben sich bannte, da beim Erkennen der Reiter dasselbe nicht übel Lust zeigte, diesen entgegen zu laufen und auch gegenwärtig ohne das gebietende Mahnwort den Entgegenkommenden eine laute Begrüßung zugerufen hätte. So begnügte es sich, dem einen der Herren halb schmollend, halb lachend zuzunicken, indeß dieser bemerkte das gar nicht. Er hielt im Vorüberreiten seinen Blick nur auf Isabelle gerichtet, vor der er graziös den kleinen Hut abnahm.

Die kleine Annette aber hatte Irmgard's mißlungenen Versuch zu einer familiären Begrüßung bemerkt und warf mit großem Selbstgefühl ein:

„Ich nicke Bruno Osten ganz gewiß nicht mehr zu; er sieht uns ja kaum mehr an. Als wir ihm vorgestern bei Paulhof's Meierei begegneten, lief ich wie allzeit auf ihn zu, um ihm die Hand zu geben. Er berührte sie kaum, sagte: „Tag' Kind!" und wandte sich gegen den andern Herrn."

„Nein," — fiel aber nunmehr gereizt Irmgard ein — „nein, er sagte noch viel mehr! Ich hörte es ganz genau. Er sagte zu dem Fremden von uns: „Sie wachsen auf wie die wilden Rosen!" "

Isabelle fuhr aus den Gedanken auf, in die sie sich momentan verloren hatte. Das Lächeln war von ihren Lippen gewichen, leise kräuselten sich dieselben wie in Trotz oder Stolz.

„Laß es Dir für immer gesagt sein, kleine Annette, niemals mehr mit Deiner Freundlichkeit da zudringlich zu sein, wo man dieselbe nicht begehrt."

Die also Gescholtene gab sich indeß nicht ohne Weiteres zu-

frieden. Mit dem feinen Verständniß, welches man zuweilen bei Kindern findet, hatte sie der älteren Schwester inhaltreiche Lehre sehr gut verstanden, wollte aber nicht einen Vorwurf auf sich sitzen lassen, der ihr kleines Ehrgefühl verletzte.

„Wie konnte ich wissen, daß Bruno jetzt immer üble Laune hat und, seit er von B. zurück ist, thun will wie ein großer Herr! Früher hat er meine Freundlichkeit stets gewollt, immer mit uns gespielt und gescherzt, und wenn er uns begegnete mich stets sein kleines Vögelchen genannt.“

„Und wenn Herr v. Osten,“ Isabella betonte den Namen, „dies nunmehr anders will, so ist das ganz seine Sache. Mama würde Euch sagen, es schicke sich keinenfalls mehr, dem Herrn entgegen zu laufen, zumal wenn er Fremde bei sich hat.“

„Aber gerade der Fremde lachte uns zu,“ beharrte die Kleine; „er war gütig und freundlich, nur Bruno,“ — das Herr v. Osten war bei ihr verloren gegangen — „machte eine so komisch ernste, eine so fremde Miene!“

Isabella schwieg; das Geplauder schien ihr nicht angenehm, aber die Kinder ließen sich augenscheinlich noch nicht von dem Thema abbringen; denn Annetta stimmte wieder von neuem bei:

„Ja, es ist wahr, Bruno ist ganz verändert, er kommt auch so selten mehr zu Papa, letzthin fragte er nicht einmal mehr nach ihm und selbst nicht mehr nach Erich! Sonst that er das doch immer; er fragte früher immer nach ihm und auch nach Dir, Isabell'; er interessirte sich für Alles in Reichenau und jetzt thut er gerade, als ob er gar nicht so oft mit Gerhard dort gewesen wäre und uns Alle kaum kennte!“

„Wißt Ihr, was die Försterin mir gerathen?“ brach das junge Mädchen mitten in das Kindergeschwätz hinein. Ich solle Mama um ihren Türkisenschmuck zu meinem ersten Debüt bitten; sie meint, das müsse herrlich die einfach weiße Toilette heben, welche Mama mir bestimmt hat.“

„Was? Alle die schönen blauen Schmucksachen — das Halsband, die Ohrringe und den Armreif! O, Ilse, Du wirst entzückend schön werden!“ rief Annette mit Begeisterung den neuen Ideengang erfassend und verfolgend. Auch die kleine Irmgard schloß sich darin sofort an. Türkisen, weiße Toilette, Armbänder und Ohrringe waren ja schließlich doch unendlich interessanter als Bruno v. Osten nebst seiner üblen Laune.

Mittlerweile ritt besagter Bruno v. Osten mit seinem Begleiter weiter durch den stillen herbstlichen Wald, wo der Wind rauschend mit dem gefallenen Laub sein Spiel trieb und die dürren Blätter vor den Hufen der Pferde dahinjagte.

Die Thiere waren in der angenommenen langsameren Gangart geblieben, was ihre Reiter der Unterhaltung halber, die sich zwischen ihnen entsponnen, gestatteten.

Osten, der junge Erbherr von Ostenrode, hatte mehr regelmäßige als geistvolle Gesichtszüge. Dabei ließen feine, weltmännische Manieren in seiner ganzen Erscheinung den Mann der vornehmen Gesellschaft erkennen. Er trug seine hellblonden, etwas dünnen Haare aus dem Gesichte zurückgestrichen, das trotz der Waldesfrische ziemlich farblos war. Ein unbeschreibbares Etwas, so ein Hauch von Blasirtheit prägte sich darin aus und unter schönen Augenbraunen schauten ein paar matte Augen mit wirklicher oder angenommener Schläfrigkeit hervor. Die Lebhaftigkeit seines Begleiters bildete dazu einen scharfen Contrast. Eine lebendige, wohl aufgelegte Stimmung sprach aus seinem Gesicht neben dem kleinen moquanten Zug, der um seinen Mund spielte. — Neckerei lag auch in dem Tone, mit dem er meinte:

„Alle Wetter, Osten, welch' ein schönes Mädchen ist Deine kleine Flamme geworden!“

In der sichern, den Militär kennzeichnenden Haltung wandte er sich mehrmals im Sattel zurück, um Isabelle nachzuschauen, indeß er weiter plauderte:

„Ich hätte sie kaum wiedererkannt! Das fröhliche, tolle Kind, welches mich damals, da ich mit Gerhard einmal auf Reichenau war, ganz entzückte, hat sich in eine vollendete Dame verwandelt. Aber mit welcher Förmlichkeit Ihr Beiden Euch begrüßtet! Selbst auf die kleinen Waldröschen fiel es dabei wie kalter Thau, sie blickten Dich in köstlich naivem Zorn an, der sich füglich mit meinem dummen Erstaunen zu einem netten Bild vereinigen konnte. Ich dachte nicht, daß die Etikette zwischen dem Fräulein v. Reichenau und Dir, da ihr einander von Kindesbeinen an kennt, so genau beobachtet würde!"

„Na, Reckling, wir sind eben keine Kinder mehr — das Fräulein und ich. Darin liegt die ganze Erklärung. Es würde meinerseits auch unklug sein, jetzt noch auf die kleinen Vorrechte zu fußen, welche eine gemeinsam verlebte Kinderzeit gestattet; unter den gegenwärtigen Verhältnissen könnte man sich daraus Schlußfolgerungen erlauben, die ich wohl thue, zu vermeiden."

Diese Worte, wenig Delikatesse und eine gute Dosis Eitelkeit von Seiten des jungen Osten bekundend, mußten des Andern Lachmuskeln in Bewegung setzen. Es zuckte wenigstens höchst verrätherisch darin und in einer Weise, die es zweifelhaft ließ, ob der Sprecher sich moquire oder eine völlig ernsthafte Meinung äußere, kam die Erwiederung:

„Nun Bruno, ich dächte immerhin — es könnte nur eine Ehre sein, für den Ritter eines so schönen Mädchens zu gelten — Dein Geschmack müßte doch dabei jedenfalls als ein sehr guter anerkannt werden, erinnere Dich nur, wie wir Cadetten schon alle darüber einig waren, als Du noch in stillster Verehrung für Deine junge Dame schwärmtest!"

„Mein bester Reckling, ein Cadett mag schwärmen und huldigen so viel er will, ein ander Ding ist dies bei —"

„Dem Besitzer von Ostenrode," ergänzte Reckling lakonisch.

„Ja, das liegt auf der Hand," fuhr der Sprecher unbeirrt

von der Unterbrechung fort. „In der Stadt, im Getriebe unserer geselligen Cirkel läßt sich mit etwas Geschicklichkeit eine Courmacherei schon leichter betreiben ohne unangenehme Consequenzen befürchten zu müssen. Hier ist das was anderes; ich dürfte unter den jetzigen Verhältnissen nur vor wie nach in der früheren vertraulichen Weise zu Reichenau verkehren, und binnen Kurzem würde ich in der ganzen Gegend für den Bräutigam des Fräulein v. Reichenau gelten!"

„Nun, ich meinte: Dies zu werden sei stets Dein lebhafter Wunsch gewesen und in der That, ich wußte nicht, welch' anmuthigere, bessere Herrin Du in das Haus Deiner Väter einführen könntest — vorausgesetzt, daß Du das Mädchen bekommst!"

Stolz lachte Osten auf, indem er eine Bewegung mit der Hand machte, als habe man ihm bereits das Fräulein v. Reichenau auf dem Präsentirteller angeboten.

„Na, Rainer," fügte er wenigstens selbstbewußt bei, „glaubst Du, ein Osten von Ostenrode würde vergeblich auf Reichenau werben. Eben um dort keine vorzeitigen Hoffnungen zu erregen, habe ich mich zurückgezogen; denn in solch' fataler Lage könnte man sich unversehens festgerannt haben, der alte Reichenau ist aber trotz aller Jovialität kein Mann, mit dem sich in solchen Dingen spassen läßt."

„Darin hast Du vollkommen recht; übrigens hast Du keine Ursache, Dich bei mir zu entschuldigen, wenn Du um das Fräulein v. Reichenau nicht werben willst. Ich erkenne meine Indiscretion, überhaupt davon geredet zu haben — indeß entsprang dies einem verzeihlichen Irrthum. Ich hatte keine Ahnung von der Aenderung Deines Sinnes."

„Mein Gott! — Die Verhältnisse bedingen dies oft. Mit reiferen Jahren kommt eben die Ueberlegung und wahrhaftig, in vorliegendem Falle bleibt dieselbe wohl anzurathen; denn an

Isabellen's schöne Hand knüpfen sich eine solche Menge von Verpflichtungen, daß man wohl thut, zu überlegen."

„Wieso?" fragte Reckling lebhaft.

„Wieso?" wiederholte der Andere gedehnt. „Nun, das ist doch klar, oder hältst Du es für eine Kleinigkeit, die Tochter eines gänzlich verschuldeten Mannes zu heirathen, der obendrein noch eine zahlreiche Familie besitzt. Wem würde eventuell die Sorge für diese zumeist zufallen? Natürlich dem Schwiegersohn; Verpflichtungen würden sich da geltend machen, die man schon der Welt halber nicht verläugnen könnte."

Reckling mußte nur den ersten Theil der Rede vernommen haben; in seinem um ein gut Theil frischern Gesichte, wie das seines weltklugen Gefährten war, spiegelte sich tiefer Ernst. Den kleinen Schnurrbart streichend, wiederholte er gedankenvoll:

„Gänzlich verschuldet! Ist Reichenau dies wirklich?"

„Vollständig; demnächst gehört kein Fleck Boden des ganzen Besitzthums mehr dem jetzigen Herrn von Reichenau; denn derselbe geht eifrigst darauf aus, eine Dritte Hypotheke auf das Ganze zu erlangen. Die eigenen verhältnißmäßig kleinen, wie die großen Schulden seines Sohnes schlagen ihm über dem Kopf zusammen. Meine Information ist genau. Unter uns gesagt, ich habe es von Baron Trenner selbst, bei welchem Reichenau der neuen Anleihe wegen anfragte. — Natürlich umsonst. Trenner ist ein viel zu kluger Wirth, um solches Risiko zu übernehmen. Noch an andern Thüren hat Reichenau vergeblich angeklopft, damit er nicht auch an die meine komme, ist der zweite Grund, weshalb ich etwas förmlich geworden bin."

„Aber ich verstehe nicht ganz, Osten," erwiderte Reckling immer noch in dem nachdenklichen ernsten Ton, „weshalb Du, der reiche Majoratsherr von Ostenrode, dem die eigenen brillanten Vermögensverhältnisse eine ganz freie Wahl gestatten, nicht ein unbemitteltes Mädchen heimführen willst, wenn Du dasselbe liebst.

Doch dies ist wohl nicht der Fall, da Du mir sonst schwerlich diese Erörterungen gegeben hättest. Verzeih' meine grenzenlose Ungeschicklichkeit, dieselben herbeigeführt zu haben. — Ist das die Meierei von Paulshof, die dort im Thale sichtbar wird?"

Seine fein behandschuhte Rechte deutete dabei in die Ferne.

Osten's Auge folgte fast mürrisch der Handbewegung. Des Freundes schroffer Abbruch von dem besprochenen Thema sagte ihm noch bei weitem mehr, als dessen Worte, und obgleich er Reckings Art, seine Meinung ziemlich unverhohlen auszudrücken, kannte, hatte er sich doch nie mehr über denselben geärgert, als eben jetzt. Er zeigte dies auch indem er, dessen letzte Frage unbeantwortet lassend, sagte:

„Wirklich — Du bist oft langweilig mit Deinen Schäferansichten, Rainer. — Die Herrn von Ostenrode haben sich bislang noch stets ihre Gemahlinnen aus den angesehensten und bestsituirtesten Familien des Landes geworben. Ich verspüre keine Lust, von diesem klugen Beispiel meiner Vorfahren abzugehen."

„Meine besten Glückwünsche zu diesem Deinem löblichen Vorhaben," lachte Reckling wieder mit jenem unverständlichen Ausdruck, der seine wahre Meinung zweifelhaft ließ. „Schaffe mir nur bald das Glück, meine ehrfurchtsvolle Huldigung zu den Füßen einer holden Schloßdame niederlegen zu können. Vielleicht gelingt es dann, unter deren gnädigstem Patronat auch für den armen Reckling eine Frau zu finden, deren glänzende Eigenschaften die etwas matt gewordenen Farben des Reckling'schen Wappens aufzufrischen vermögen."

„Du bist und bleibst ein unverbesserlicher Spötter, Rainer," sagte Osten mühsam seine Mißstimmung verbergend. „Laß uns unsere Pferde in Galopp setzen, damit Deine Gedanken wieder ein wenig zurecht gerüttelt werden."

Noch ehe Osten ausgesprochen, hatte Reckling bereits seinem

Thiere die Sporen eingedrückt, und dahin jagten die Pferde, daß laut der Hufschlag in dem stillen Wald wiederhallte.

Inzwischen hatte Isabelle mit den kleinen Schwestern die ihr Elternhaus umgebenden Parkanlagen erreicht. Natürlich machte sich auch hier schon der Einfluß des nahenden Winters geltend, aber das milde Licht des schönen Herbsttages verklärte so zu sagen das Hinschwinden von des Sommers Herrlichkeit und verlieh, trotz der es umstehenden entlaubten Bäume, dem Herrenhaus mit dem hohen Giebel und der alterthümlichen Fronte einen trauten, wohnlichen Anblick. Die liebe Sonne schimmerte in all' die Fenster hinein, hinter welchen blendend weiße Vorhänge, wie hie und da blühende Blumen und frische Blattpflanzen ein behagliches Heim verriethen.

Den Kindern sämmtlich war es ein solches. Was die Menschen draußen längst wußten, davon ahnten sie nichts. Reichenau war für sie der Inbegriff all' ihres Glückes; sie betrachteten es noch vollständig mit jenem Gefühl, welches nur das Kind kennt, dem das Elternhaus noch für solch' unbestreitbares, eigenstes Eigenthum gilt, daß es nicht einmal den Gedanken kennt, solches könne ihm verloren gehen.

Mit jener glücklichen Sicherheit im Herzen glitt Isabellens Blick jetzt über das im Sonnenschein freundlich sich präsentirende Haus, vor dessen Portal in diesem Moment eine elegante Equipage hielt. Schon aus ziemlicher Entfernung wurde diese für die drei Mädchen ein Gegenstand lebhafter Neugierde. In lauten Ausrufungen äußerte sich dieselbe, und in diesen folgten einige Fragen an Rafael, der raschen Schrittes durch den Garten seinen Geschwistern entgegenkam.

„Nur etwas Geduld, kleine Eva's Töchter," beruhigte er fröhlich die ihm entgegen stürmenden Kinder, während er Isabellens fragendem Blick mit der lächelnden Antwort begegnete:

„Besuch haben wir auf Reichenau, Ilse, hohen Besuch aus

der Finanzwelt. Papa's Bekannte, die Herren Banquier Edelheim machen der gnädigen Frau auf Reichenau ihre Aufwartung. Komm', Isabell', wir sind dabei entbehrlich, laß uns die Zeit nützen zu einer Partie Croquet."

Er hatte den Arm der Schwester in den seinen gezogen, welche bereitwillig seinem Wunsche entsprach, indeß sie in ihrer freundlichen Weise meinte:

„Das ist artig von dem Herrn, Mama so prompt die schickliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Ich hoffe, es söhnt sie etwas mit dem Gedanken aus, mit den fremden Menschen in Verkehr zu treten. Sie liebt eben Gesellschaften gar nicht mehr, und besuchte sie doch einst so gern! Die Försterin erzählte mir noch eben davon, da sie sah, wie froh und erwartungsvoll ich dem versprochenen Vergnügen entgegenschaue; denn wirklich, Rafael, ich freue mich sehr darauf."

„Höchst natürlich, lustige Ilse, Du wirst Dich auch zweifelsohne köstlich amüsiren und reichen Stoff finden, uns nachher die Winterabende durch Deine Berichte zu kürzen. Auf diese Art bekommen wir Alle unsern Antheil an dem Vergnügen, nicht wahr, Irmgard? Nun aber flink, die Bolzen eingerannt."

Und mehr als sie gingen, sprangen die großen, wie die kleinen Kinder dem nahen Rasenplatz zu, um mit dem Eifer einer frohen, ungetrübten Jugend sich der glücklichen Gegenwart zu freuen.

IV.

Fremde Gäste.

> Und auch ich hab' ihn gesehen,
> Den das Herz verlangend wählt;
> Seine schönen Blicke flehen,
> Von der Liebe Glut beseelt.
>
> Schiller.

Jn ihrem mit einfach-vornehmem Geschmack ausgestatteten Salon hatte Frau v. Reichenau ihre neuen Gäste empfangen. Sie begegnete denselben mit dem vollendeten Takte der feinen Frau, welche alles Ostentatiöse vermeidend, höfliche Freundlichkeit mit weiser Zurückhaltung zu verschmelzen versteht. Darin beirrte sie die Kenntniß der Verpflichtung, welche ihr Gatte gegen den Besuch hatte, nicht, noch verminderte dies ihre Fähigkeit, sich im Stillen ein Urtheil über Diejenigen zu bilden, welche die Verhältnisse ihr zu Freunden aufdrängten. Bei weitem weniger frei fühlte sich innerlich der Hausherr; es veranlaßte ihn äußerlich den Banquier mit einer Cordialität zu behandeln, als seien sie bereits alte, erprobte Freunde.

Nichts konnte Herrn Edelheim erwünschter sein, es kürzte ihm den Weg zu seinem Ziele. Daß er sich ein solches gesteckt hatte,

war klar; denn ein Mann wie Edelheim wußte stets, was und warum er Etwas that. Umsonst erkaufte er auch jetzt nicht die Freundschaft des Freiherrn von Reichenau mit theuren Gefälligkeiten. Irgend eine Absicht leitete ihn dabei. Dies war das Urtheil, welches sich zu bilden, dem leichtherzigen, jovialen Baron fern lag, das sich hingegen bei dessen Gattin immer mehr festigte, je aufmerksamer sie den Banquier beobachtete.

Er war ein kaum mittelgroßer Mann in vorgerückten Jahren mit beginnender Körperfülle. Seine scharf markirten Gesichtszüge und die kleinen dunklen Augen verriethen jüdische Abstammung. Sonst erinnerte aber weder seine Haltung noch sein Benehmen daran. Dem letztern merkte man an, daß er die feinen Umgangsformen studirt hatte und sich bemühte, den Erfolg seines Studiums zur Geltung zu bringen. Es gelang ihm, wenn auch zuweilen noch Ecken durchblickten, die sich eben nicht mehr hatten abschleifen lassen. Nicht so bei seinem Sohne, bei dem sich Alles einfacher, natürlicher gab. Er hatte sein Studium des feinen savoir vivre bereits früher begonnen, schon in den Kinderschuhen. Dabei war Wolfgang Edelheim jung, schlank gewachsen, von einnehmendem Aeußeren und gefälligem Wesen. Welch' ein Kern in ihm lag, ließ sich so leicht nicht erkennen, die äußere Schale, sein Benehmen, war jedenfalls fein geschliffen, ein vollgültiges Muster moderner Bildung. Daß ihm diese nicht fehle, dafür hatten seine Eltern auch reichlich das Ihre gethan. Von früh auf hatte er in den ersten modernsten Lehranstalten mit Grafen- und Baronensöhnen seine Erziehung genossen und zwar in einer Weise, welche den jugendlichen Repräsentanten der Geldaristokratie kühn mit dem Stolz des Geburtsadels in die Schranken treten ließ.

Die Gewohnheit, dies zu thun, kam dem jungen Herrn jetzt zu Statten; seine Unterhaltung mit der Baronin war ungezwungen, leicht und gefällig, hielt sich jedoch dabei so streng in

den Grenzen der Bescheidenheit, daß die Dame nicht umhin konnte, ihrem jungen Gast einiges Wohlwollen zu schenken; dies um so mehr, je unsympathischer ihr Herr Edelheim sen. blieb. Was bei dem Sohne völlig in Wegfall kam, ließ der Vater noch verschiedentlich erkeimen. Aus seinem Wesen lugte noch die Selbstgefälligkeit des reich gewordenen Mannes hervor, so viel auch der nagelneue Mantel geselliger Form das zu verdecken strebte. Seine klugen Augen waren überall, und das oft allzu cordiale Interesse, welches er für die Ansichten und Pläne Reichenau's offenbarte, machte ihn dessen Gattin immer unliebsamer. Sie war deshalb Wolfgang Edelheim dankbar, als er mit Geschick, trotz des Vaters Redegefälligkeit, den Aufbruch so zu veranlassen verstand, daß die Länge des Besuches genau der Etikette entsprach.

Was sie aber dabei zu gewinnen vermeinte, erreichte sie nicht. Der Hausherr begleitete seine Gäste bis zur Equipage. Sobald die Herren in's Freie gekommen und dem Banne, welcher Frau v. Reichenau's kluge Zurückhaltung wob, entrückt waren, ließ Edelheim sen. es sich nicht nehmen, einzelnen Bäumen des Gartens in einer Weise seine Beachtung zu schenken, daß Reichenau nicht umhin konnte, zum Betreten des letzteren aufzufordern. Man schlenderte darin einige Schritte weit vor, bis das fröhliche Lachen der kleinen Mädchen beim Croquet die Aufmerksamkeit nach dem Spielplatz hinlenkte. Eine Begegnung blieb jetzt nicht wohl mehr zu vermeiden, und Reichenau nahm auch keinen Anstand, auf diese einfache, gefällige Art seine Kinder mit den neuen Freunden bekannt zu machen. Daß er absichtlich zu dieser Gefälligkeit geführt worden sei, daran dachte er nicht. Viel zu beschäftigt mit dem Gefühl der Verbindlichkeit, welches er gegen den Banquier empfand, ahnte er gar nicht die Ueberlegung, die jener anwandte, um seinem Besuche auf Reichenau sofort das Gepräge freundschaftlicher Beziehungen zu geben.

Dem entsprechend, begegnete er gleich den munteren Kindern in patronisirender Weise, nachdem er dem gnädigen Fräulein und dem jungen Baron seine lebhafte Freude darüber ausgedrückt, ihre Bekanntschaft zu machen. Zwischen den jungen Leuten machte dieselbe sich etwas ruhiger. Reichenau stellte Wolfgang Edelheim seiner Tochter vor. Nachdem derselbe sich ehrenbietig verbeugt, schaute er voll der jungen Dame in das frische, leicht geröthete Antlitz, indem er mit gewinnendem Lächeln sagte:

„Ich habe die Ehre, eine frühere Bekanntschaft zu erneuern, das gnädige Fräulein wird sich indeß wohl kaum meiner erinnern?"

Erstaunt blickten Isabellens unschuldige Augen ihn an, doch jäh war es auch ihr, als habe sie in diese hübschen, bestechenden Züge schon einmal geblickt, wenngleich ihr das „Wann und Wo" unklar blieb. Das verwirrte sie ein wenig, er aber kam ihr rasch zu Hülfe.

„Vielleicht erinnern Sie sich noch des kleinen Mißgeschicks, das Sie vor Jahren dort auf der Höhe mit Ihrem Wagen hatten, dem abzuhelfen das Glück einigen in Ferien schwärmenden Studenten gestattete."

Jetzt erinnerte sich Isabell', ihre Wangen färbten sich dunkler, indeß sie lebhaft rief:

„Gewiß, gewiß, ich erinnere mich sehr gut jener komischen Situation! — Und der, welcher uns damals den willkommenen Ritterdienst leistete, das war —"

„Meine Wenigkeit," ergänzte Wolfgang mit seinem gewinnendsten Lachen.

Es wirkte ansteckend. Die junge Dame stimmte fröhlich ein, während sie munter zugestand:

„Ja, nun erkenne ich Sie wieder, gerade so munter lachten Sie damals die Aengstlichkeit unserer alten Gouvernante weg

und brachten sie dadurch derart aus dem Concept, daß sie ganz der Strafpredigt vergaß, welche sie noch für uns in Petto hielt."

Die Beiden hatten ihren Gesprächsstoff gefunden; plaudernd und scherzend gedachten sie weiter des kleinen Unfalls, der vor Zeiten die Reichenau'schen Kinder, welche das Selbstkutschiren allzu toll betrieben hatten, mitten auf der Landstraße ziemlich unsanft niedersetzte, da aus einem Hinterrad ihres leichten Korbwagens die Schraube verloren gegangen war. In Folge dessen flogen plötzlich in voller Fahrt das Rad zur Seite und die Insassen des Wagens drunter und drüber.

Einige Reiter, die des gleichen Weges kamen, hatten die Schraube gefunden und obgleich deren Finder seinem Pferde sofort die Sporen gab, um den kleinen Wagen noch vor der bevorstehenden Katastrophe einzunehmen, erreichte er diesen doch gerade erst in dem Momente derselben. Zum Dank für seine Mühe wurde ihm dann auch gleich Gelegenheit, den galanten Ritter zu spielen, was ihm, der dem Vorgange bewahrten lebhaften Erinnerung nach zu urtheilen, wohl gefallen haben mußte. Wolfgang wußte damals schon, wem er seine Dienste geleistet, der kleinen Gesellschaft hingegen war er nur der unbekannte „Retter in der Noth" gewesen und geblieben. Man lachte und scherzte jetzt darüber, wobei Rafael, der damalige unachtsame Kutscher, sich selbstverständlich in das Gespräch einmischte. Dasselbe stempelte sich dadurch zu einer ganz animirten Unterhaltung, aber auch hier wußte der junge Edelheim den richtigen Takt zu bewahren. Wieder war er es, der unmerklich seines Vaters Aufmerksamkeit auf den Abschied lenkte. Gelegentlich desselben wurde des Wiedersehens in der Stadt erwähnt, wobei Wolfgang nicht ermangelte, sich der Zusage des gnädigen Fräuleins zu versichern, daß es mit den Ihrigen der bescheidenen Einladung seiner Eltern entsprechen werde.

In einfacher Natürlichkeit gestand das hübsche Mädchen zu,

wie gern es dies thue und wie sehr es sich auf den Gesang der Jenny Lind, wie überhaupt auf alle die Stadtherrlichkeiten freue.

Und gegenseitig schied man höchst befriedigt über die gemachte Bekanntschaft. Ja, während die Herren dem Wagen zuschritten, und Isabelle mit den Schwestern sich wieder dem Spiel zuzuwandte, erklärte sie vergnügt:

„Nun gehe ich mit doppelter Lust dem Feste entgegen, da ich in dem fremden Hause einen alten Bekannten finde."

Der alte Bekannte mußte ihre Gedanken etwas mitgenommen haben, jedenfalls waren dieselben nicht mehr recht bei dem Croquet. Sie, sonst die Gewandteste, stieß derart schlecht, daß die kleine Irmengard laut murrte; Annettchen aber rief:

„O, Ilse, schau' nur den feinen Wagen und die schönen Pferde! Sieh' wie Papa dieselben streichelt und bewundert!"

Der Ausruf kam dem jungen Mädchen offenbar genehm; auf ihren Stößer gestützt, drehte sie den Kopf nach der angedeuteten Richtung. Durch eine Baumgruppe geborgen, vermochte sie verstohlen die Abfahrt zu beobachten und mit unverhohlener Bewunderung sagte sie dabei:

„Ja, die Trakehner sind prächtig, kein Wunder, wenn sie Papa gefallen! Ich wünschte ihm auch ein solches Paar statt unserer guten alten Braunen. Georg mag sie noch so blank aufschirren — zu Equipagen-Pferden macht er sie nicht."

In diesem Augenblick zogen die besprochenen Trakehner an und flogen hin, daß die Funken stoben. Der Herr v. Reichenau schaute ihnen bewundernd nach. Vielleicht hatte er ähnliche Gedanken wie seine Tochter. Diese aber fügte den ihren noch laut bei:

„Wirklich, in solchem Gefähr zu fahren muß eine Lust sein!"

Lachend sagte sie es. Noch war keine Nebenerwägung in ihr erwacht, noch keine Ahnung ihr aufgegangen, wie bald es in

ihre Wahl gegeben sein werde — ob sie so durch's Leben fahren wolle.

Andere dachten aber bereits daran; obgleich sie nicht davon sprachen. Zunächst blieben Vater und Sohn, nachlässig in die seidenen Wagenkissen zurückgelehnt, schweigsam, und als Edelheim sen. seiner eigenen Gedanken müde wurde, schwatzte er von Geschäften, Procenten und Spekulationen, von Diesem und Jenem, nur nicht von dem, wobei, wie er wußte, die Erwägungen seines Sohnes weilten.

Für diese sich selbst auferlegte Mäßigung entschädigte er sich erst, als er etwas später in dem prunkhaften Boudoir seiner Frau saß, die begierig auf den Bericht lauschte, welchen zu hören sie vor Ungeduld kaum erwarten konnte.

„Nu wie heißt's Judith," — sagte er schmunzelnd — „s' ist ein schönes Mädchen, die junge Baronesse, welche unserm Wolf das Herz gestohlen; s' ist eine stattliche Familie, e'n alter Adel, e'n verschuldet Gut! Salomon Edelheim hat sie sich angeschaut die Reichenau! D'rauf sitzt e'n bedrängter Mann in Schlamassel [1]) und e'n stolze Frau! Was heißt's! Hatschem soll meschumme [2]) sein, wir kaufen ihr ab den Stolz. Für d'e gute Adel wir geben 's gute Geld — für d'e Tochter — den Sohn. Nur Geduld und kei' Geschmus, Judith, so wahr ich Dei' Meschores [3]) bin, so wahr gibt's Chassne [4]). Salomon hält sie fest die Fäden. Deine Ambition, Wolf's Wunsch s'e werden erfüllt; die Partie geht nit schibbes [5]), Chasreschulem [6])! Die Fleppen [7]), die Salomon hält, machen Wolf zum Chusen [8])".

Und während er die Hände behaglich über der breiten, weißen

---

1) Unglück. 2) Gott soll mir helfen. 3) Diener.
4) Hochzeit. 5) Verloren. 6) Behüte Gott!
7) Papiere. 8) Bräutigam.

Weste gefaltet hielt, stieß er den dicken Daumen fortwährend gegen die massiv goldene, voll Verlocken strotzende Uhrkette, wobei er mit lautem, widrigem Lachen schloß:

„Des alten Kram Levy Enkel wird der künftige Commerzienrath Edelheim und führt als Kalle[1]) heim die Freiin von Reichenau.“

---

1) Braut.

V.

Eine neue Welt.

Seit Du zum ersten Male
Mich angesehen hast,
Da schwärmen meine Gedanken
Und haben nicht Ruh', noch Rast.
Geibel.

Eine vollständig neue Welt war es, die sich vor Isabellen's großen unschuldigen Kinderaugen aufthat, als dieselbe sich wenige Tage später inmitten der prunkvollen Gesellschaft befand, welche sich in den reichen Salons des Edelheim'schen Hauses bewegte. Alles, was sie hier sah, Alles, was ihr begegnete, Dinge sowohl wie Menschen und Menschentreiben war ihr neu, aber Alles gefiel ihr gar wohl.

Voll naiven Staunens betrachtete sie im Stillen all' die sie umgebende Pracht, all' den bisher ungekannten Luxus. Eine ganze Flucht von glänzend erleuchteten Gemächern reihte sich hier an einander, von welchen eines noch mehr als das andere dokumentirte, daß Reichthum und Prunkliebe darinnen ihren Thron aufgeschlagen. Und auf dem spiegelglatten Parquet, inmitten all' dieser Herrlichkeit, wogte scherzend und lächelnd eine

bunte Menge geputzter Menschen, unter welchen gleichfalls einer mit dem andern wetteiferte, sich im besten Lichte zu zeigen. Ueberall sah man nur gefällige, artige Mienen und verbindliches Lächeln — hörte nur liebenswürdige Begrüßungen, galante Redensarten und bestechende Schmeicheleien. Dies Alles aber bot sich so wohl arrangirt in dem weiten Faltenwurfe moderner Bildung, daß Isabelle die Lebenskenntniß ihrer Mutter hätte besitzen müssen, um hier die richtige Unterscheidung zwischen Schein und Sein zu treffen. Frau v. Reichenau empfand es sehr bitter, sich in einer fremden Sphäre zu befinden; widerstrebend hatte sie sich entschlossen da einzutreten, aber einmal dort, war sie viel zu wohl erzogen, um nur im mindesten ihr Unbehagen durchblicken zu lassen. Gegenüber der ihr von der Hausfrau gebotenen ostentatiösen Liebenswürdigkeit bewahrte sie eine anmuthige Würde, und schnell fand sie in der aus den verschiedensten Elementen gemischten Gesellschaft den ihr gesinnungsverwandten Kreis heraus. Derselbe war zahlreicher, als sie anfangs vermuthet; selbst von Bekannten früherer Tage sah sie sich warm begrüßt und derart mit freundlichem Willkomm in Anspruch genommen, daß ihr eben nur Zeit blieb, das Töchterchen ganz von Ferne im Auge behalten zu können. Voll mütterlichen Stolzes nahm sie indeß wahr, mit welch' natürlicher Anmuth ihr junger weißer Schwan sich in dem fremden Fahrwasser zurecht fand. — Isabelle bewegte sich leicht und fröhlich in dem Treiben, das sie ansprach. Auch hier trat bei ihr das glückliche Naturell ihres Vaters hervor. Ohne Combinationen oder Reflexionen daran zu knüpfen, genoß sie die Gegenwart. Und die Gegenwart war schön; dem einfachen Kinde bot sie einen außerordentlichen Genuß. Es sah seinen heißen Wunsch erfüllt — es hatte die Silberstimme Jenny Lind's gehört. In seinem jungen Herzen tönte es noch immer fort wie heller, heller Glockenklang:

Die Liebe saß als Nachtigall
Im Rosenbusch und sang,
Es flog der wundersüße Schall
Den grünen Wald entlang.
Ich aber zog den Weg entlang
Und hörte auf den Schall —
Ach, was seit jener Stund' ich sang,
War nur sein Wiederhall [1]).

Besser wäre ihr der alte Spruch gesungen worden:

„Glaube nicht Alles, was Du hörst,
Liebe nicht Alles, was Du siehst,
Wünsch' Dir nicht Alles, was Dir gefällt."

Aber Isabelle war nicht in der Stimmung, daran zu denken; in ihrer Stimmung wirkte die ganze fremd und reizvolle Umgebung doppelt auf sie ein. Sie, die bisher noch kindlich Behandelte sah sich plötzlich als hochgeehrter Gast eines reichen Hauses; alle Menschen begegneten ihr liebenswürdig, alle Welt schenkte ihr Aufmerksamkeit, die jungen Herren huldigten ihr geradezu. Die frische, schöne Mädchenerscheinung, welche mit den Edelheim's in dem Concerte erschienen war, hatte dort schon Beachtung erregt, die sich keineswegs verminderte, als man in der zweiten Fremden, der gar vornehm aussehenden Dame, Frau v. Reichenau erkannte. Der Name hatte einen guten Klang, und ein freundliches Interesse zeigte sich dafür, daß die Baronin aus ihrer langjährigen Zurückgezogenheit hervortrat, um der Welt ihre erwachsene Tochter vorzustellen. Daß dies gerade in Gesellschaft der Edelheims geschah, erschien wohl Manchen befremdlich, erregte auch bei Einigen ein bedenkliches Kopfschütteln, ging im Allgemeinen jedoch unter in der Theilnahme, welche das Faktum selbst erweckte. Man freute sich, die Reichenau's wieder in der Welt zu sehen, und wer zu der engern Welt der, nach dem Concert bei Edelheim stattfindenden musikalischen Soirée gehörte, sprach diese Freude auch offen aus.

---

1) Geibel.

Vielfach wurde sie der jungen Dame selbst ausgedrückt durch chevalereske Artigkeiten; doch Niemand zeichnete sich mehr und mit feinerm Takte aus als der Sohn des Hauses. Das Recht, welches ihm dem Gaste seiner Eltern gegenüber zukam, verstand er trefflich zu verwerthen und Isabelle freute sich dessen. Sie hatte ihn gern in ihrer Nähe; seine geweckte Unterhaltung gefiel ihr, sie verstand sich leicht mit ihm. Er wußte Alles gar wohl zu erklären und selbst dasjenige ihr verständlich und zugänglich zu machen, wofür sie in ihrem naiven Staunen den Ausdruck nicht finden konnte. Auf allen Gebieten schien er zu Haus, und seine gefällige Art und Weise, sich zu geben, machte ihn ihr so sympathisch, daß sie in aller Harmlosigkeit dies hinreichend zeigte, um dadurch ahnungslos das „Placet“ zu der Neuigkeit zu liefern, die andern Tages das vielzüngige Ungeheuer „On dit“ in die Welt trug.

Was Andere genau berechnet, und ihre kluge Mutter befürchtet hatte, daran dachte die harmlose Isabelle nicht. Dagegen erwachte, ehe das Fest zur Neige ging, die Ahnung in ihr, was sie Wolfgang Edelheim sei. — Seine Augen hatten zu deutlich gesprochen bei dem heißen Dank für die Freude, welche ihm durch ihren ersehnten Besuch in seinem Elternhause geworden. Der Hinzufügung, wie ihm dieses nie so schön erschienen sei, als in ihrer Gegenwart, hätte es da gar nicht mehr bedurft, um ihr zu verrathen, wo er hinauswolle. Das begriff sie jetzt; der zündende Funke war in ihre junge, empfängliche Seele gefallen und der Traum trug noch spät in der Nacht, während sie das müde Köpfchen in die spitzenbesetzten Kissen barg, die Vorstellung hinzu, welch' ein Glück es doch sein müsse — alle die heute bewunderte Pracht und Annehmlichkeit des Lebens sein Eigen nennen — und theilen zu dürfen mit einem treuen Herzen, das man liebe!

Daß das, was der Traum während der ersten Nacht in dem fremden Hause ihr erzählt, zur Wahrheit werden könne, wenn sie es wünsche, dessen war Isabella sicher, als sie zwei Tage später in ihr ländliches Heim zurückkam. Sie brachte das kindlich freie Herz nicht mehr zurück, das sie mit hinausgenommen hatte. In ihrer Seele war eine Veränderung vorgegangen. Daheim fand sie Alles, wie sie es verlassen, wie sie es gekannt und geliebt von Kindheit an und doch fühlte sie sich fast fremd; es war etwas zwischen sie und die Vergangenheit getreten — sie wußte nur selbst nicht recht Was. Dennoch gab es eine einfache Erklärung dafür. Ihr Sinn war in dem großen, prächtigen Stadthause, in dem glänzenden, fashionablen Treiben geblieben, und ihr Herz bei dem galanten Verehrer, der ihr dies alles zu Füßen legen konnte und wollte.

Das beschäftigte alle ihre Gedanken, und die rasche Neigung, welche im Sturm ihr junges, unbewachtes Herz ergriffen, wob um dies Denken und Sinnen ihren Zauberschein.

In ihm sah sie Alles idealisirt, vorab Wolfgang selbst. Was er ihr gesagt; wie sehr er sie liebe — das blieb ihr erstes Geheimniß. Es machte sie froh und gedankenvoll zugleich, doch die alte, liebe Unbefangenheit war darüber verflogen und ihr Wesen zerstreut geworden. Jene Zeit, die Gottfried von Straßburg „ein stätes Leid bei stätiglicher Seligkeit“ geheißen, war wie ein Blitz über sie gekommen.

Ihre Umgebung bemerkte zunächst diese Veränderung nicht, selbst den scharfen Mutteraugen entging sie, wohl deshalb, weil es in jenen Tagen gar viel auf Reichenau zu denken, zu schaffen und zu rüsten gab, um die beiden jungen Reisenden binnen kurzer Frist für ihre Ueberwinterung in dem Süden auszustatten. Ein jedes Familienglied concentrirte in seiner Art die Gedanken auf dies wichtige Ereigniß, und dennoch traf die Abschiedsstunde die meisten doch fast unvorbereitet.

Endlich war auch sie überwunden. Wohl geborgen in Rafaels sorgsamer Hut, hatte der junge Patient das Elternhaus verlassen. Tausend heiße Wünsche begleiteten ihn von dort, und manche verstohlene Thräne wurde ihm nachgeweint. Reichenau bekam ordentlich ein trauriges Aussehen, einem Jeden fehlte zunächst der Mittelpunkt, um den sich seine Gedanken und Sorgen zu drehen gewohnt waren. Still und bekümmert ging die Mutter umher, und der Hausherr trug eine Heiterkeit zur Schau, die ihm diesmal nicht von Herzen kam. Ein Jeder fühlte das, auch die Dienstleute verstanden es. Das Gefühl der Zugehörigkeit verband sie noch mit der Herrschaft; an dem, was diese betraf, nahmen sie Theil und so empfanden sie auch gegenwärtig den Einfluß des Familienereignisses; denn in dem einfachen Stillleben bildete die Reise ein solches unbedingt.

Es sollte nicht das einzige bleiben. Kurz nach der Brüder Abreise erhielt Herr v. Reichenau ein Schreiben von Edelheim sen., worin dieser in aller Form um die Hand der Baronesse Isabelle für seinen Sohn warb. Er ließ dabei deutlich durchblicken, daß die jungen Leute einander gut seien und von Seiten der Eltern die Verbindung nur gewünscht werden könne. Mit einem Gemisch von Taktlosigkeit und Generosität — die den Freiherrn empört haben würde, hätte ihm dies die seidene Schlinge, in der er jetzt fühlbar festsaß, erlaubt — fügte der Banquier ein übersprudelndes Lob für die liebliche Baronesse bei, die als Schwiegertochter ihm so willkommen sei, daß er ihr am Hochzeitstage die ganze Reichenau — von welcher er auch die beiden ersten Hypotheken erworben habe — zur Morgengabe überschreiben werde.

Im ersten Momente erstarrte der Freiherr vor Staunen über diesen raschen Schritt, im zweiten wußte er nicht, ob er toben solle oder sich freuen dürfe, im dritten begann bereits seine fast leichtfertige Hinneigung, jedem Ding eine rosige Seite abzuge-

winnen, die Oberhand. Die seiner Tochter sich bietende Partie war unter den bewandten Umständen doch gerade nicht zu verwerfen. Des jungen Edelheim's Persönlichkeit war eine liebenswürdige. Was ließ sich eigentlich gegen ihn einwenden? Vorläufig sprach wenig gegen und viel für ihn das glänzende Loos, welches er seiner zukünftigen Gattin zu bieten hatte. Es blendete Reichenau, so hoch er auch selber seine schöne, geliebte Tochter stellte. Gern würde er sie noch eine Weile unter seiner schützenden Obhut geborgen haben und wenn er sie einmal hergeben mußte, nun — da hätte er freilich lieber ihr künftiges Lebensgeschick einem jungen Standesgenossen, etwa dem Erbherrn von Ostenrode anvertraut, aber, beim Himmel! hatte nicht gerade jener sein Verhalten nach einer so kleinlichen Berechnung geregelt, daß dagegen die uneigennützige — offene und freie Werbung des jungen Edelheim in's günstigste Licht trat. Er bot der Geliebten die ganze Pracht und Macht des Reichthums und hielt sich noch für den Beglückten, den Beschenkten, wenn das mittellose Mädchen seine Hand annahm. Und dazu brachte diese Partie nicht nur allein Isabellen eine sorglose glückliche Existenz, sondern noch ihrer Familie Erlösung von einem schweren Druck. Edelheim sen. war allzeit ein guter Rechner. Auch diesmal hatte er sich mit seiner mehr prunkenden wie taktvollen Freiwerbung nicht verrechnet. Die der schönen Baronesse versprochene Morgengabe hatte etwas Verlockendes für einen bedrängten Familienvater. O! einzig der Schuldner des eigenen Kindes zu sein — welch' eine Erleichterung lag darin. Philipp Reichenau fühlte bereits dieselbe und dazu alle die Vortheile, welche seinen anderen Kindern daraus erwachsen mußten. Dies wog schon das kleine Bedenken auf, aus den gewohnten Kreisen sich in andere herüber zu bequemen und somit einige alt hergebrachte Vorurtheile aufzugeben. Durch die bereits angenommene Brille besehen, waren dieselben bei ihm ja doch schon erschüttert. Wie aber bei

seiner Gattin? Er wußte und fühlte es, welchen Widerstand er da finden werde, und das war das Unbehaglichste bei der Sache. Er fürchtete die klaren Einreden seiner Frau und mit aller Sophistik wappnete er sich, denselben zu begegnen. Was ihn eben noch selbst auf's Höchste frappirte, hatte er nun bereits zu seiner eigenen Sache gemacht. Durch Zögern wollte er sich den Muth nicht schwächen. Er suchte also seine Frau auf. Sobald er sich aber der ruhigen Klarheit ihres Wesens gegenüber sah, gebrachen ihm die Worte. Er wußte sich nicht besser zu helfen, als ihr den Brief zu reichen.

„Da, Eugenie, nimm und lies — eine große Neuigkeit!“

Forschend blickte sie ihn an, während sie das Papier nahm; denn seine Unsicherheit war ihr nicht entgangen. Sie kannte diese an ihm und ihr ahnte nichts Gutes. Das, was sie las, übertraf aber ihre Erwartung. Eine dunkle Röthe überflammte ihre bleichen Mienen; die sonst selbstbeherrschte Frau ward einen Augenblick von ihrem starken Gefühl übermeistert.

„Nun, da haben wir ja schon das Resultat unserer Unvorsichtigkeit,“ brauste sie auf. „Gib diesen Menschen den kleinen Finger, und sie greifen sofort nach der ganzen Hand. Lange Zeit bedürfen sie dazu nicht. Herr Edelheim bestätigt diese alte Wahrheit. Die Form, in der er es thut, ist bewundernswerth! Mein Gott! Wohin sind wir gekommen!“ schloß sie, mit ihren Thränen kämpfend.

Ihre Erregung war ihrem Gatten ungemein unbehaglich. Ruhelos durchschritt er das Gemach, während sie fast unbeweglich vor ihrem Nähtisch saß, und die Blicke hinaus in den verödeten Garten schweifen ließ. Nach einer Weile blieb er vor ihr stehen und suchte ihre Hand zu fassen.

„Nun Herz,“ sagte er gutmüthig, „was hast Du eigentlich gegen den jungen Edelheim einzuwenden?“

„Daß er zu unserer Tochter nicht paßt,“ antwortete sie fest.

„Und warum nicht?“ fragte er, sich bereits in die Opposition hinein arbeitend. Sie jedoch wurde ruhiger.

„Ich brauche Dich nicht an den Unterschied zu erinnern, welcher nach den Begriffen der Welt die Beiden scheidet. Ich spreche einfach aus, was mein Mutterherz fühlt. Die Erziehung, die unser Kind genossen, ist so grundverschieden von dem, wozu man den jungen Geldaristokraten herangebildet hat, daß ich dem Glücke mißtraue, welches er meiner Tochter bietet. Ich will dem jungen Manne nicht zu nahe treten, kein absprechendes Urtheil über seine Person fällen — mehr noch, ich will Dir zugeben, daß diese angenehm, ja selbst bestechend ist. Dies ist aber auch Alles, wenigstens Alles, was wir wissen und ich muß unwillkürlich dabei des Wortes gedenken, welches uns mahnt: „Den Leuten, die im gewöhnlichen Leben geschliffen genannt werden, traue nimmer allzuviel; denn beim Schleifen ist das Beste mit weggegangen.“[1]) Nach dem, was ich vermuthe, entbehrt Herr Edelheim des inneren Haltes, fester Grundsätze, gediegener Religiösität — er ist nicht der Mann, dem ich getrost unser unschuldigharmloses Kind anvertrauen möchte.“

Er sann eine Weile über ihre Worte nach, dann sagte er beredend:

„Du gehst mit dem armen Edelheim doch etwas zu streng in's Gericht. Er ist eben ein junger, eleganter Mann wie hundert andere unserer jeunesse d'orée, und wahrhaftig unter diesen keiner der Schlimmsten. Ich habe manchen schönen Zug von ihm gehört, der ihm Ehre macht. Im Allgemeinen wissen wir übrigens, wie Du selbst sagst, wenig von ihm — natürlicher Weise; denn Alles kam ja fabelhaft schnell!“

„Gerade das sollte uns Vorsicht lehren,“ schaltete sie ein.

„Nun gut,“ gab er hastig zu, „ich werde mich des Näheren

---

1) Coutelle.

befragen. Mittlerweile dürfen wir aber nicht blind sein für die Vortheile, welche diese Verbindung Isabellen und uns Allen bietet."

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Ich weiß, ich weiß — diese Vortheile sind bestechend für Jemand, der in unseren Schuhen steckt. Aber, Philipp, magst Du Dein Kind ihnen opfern? Soll Isabelle von Reichenau erkauft werden, wie ein schlauer Geldmann berechnet hat, um seinem Hause den Glanz zu verschaffen, der ihm trotz seines Geldes noch fehlt?"

Das Wort „erkauft" traf Philipp v. Reichenau empfindlich; sie hatte es absichtlich gewählt; denn diese ganze Brautwerbung um ihre Tochter verletzte ihren edlen Stolz.

Auch der seine war jetzt angeregt.

„Sei unbesorgt, Eugenie," sagte er betonend, „Isabellens Glück soll nicht verkauft werden. Wenn sie sich vermählt, wird sie kein Opfer für ihre Familie sein. Frei soll sie wählen. Ohne unsere Verpflichtung gegen die Edelheims zu kennen, ohne von der ihr zugedachten Morgengabe zu wissen, soll sie die Werbung hören und dann, unbeeinflußt, nach ihrem Willen entscheiden."

Frau v. Reichenau athmete erleichtert auf. Gern hätte sie noch einige Erwägungen empfohlen, mußte sich aber mit dem Errungenen begnügen. Sie hoffte auf ihre Tochter. Groß war daher ihr Erschrecken, als diese, nachdem die Eltern ihr auseinandergesetzt, um was es sich handele, unter tiefem Erröthen einfach zugestand, daß, wenn sie einmal das Elternhaus verlassen solle, sie gern Wolfgang Edelheim als Gattin in die neue Heimath folgen würde.

Ihr Vater triumphirte; er war so glücklich über die einfache Lösung, daß er darüber gänzlich vergaß, wie peinlich er selbst den ersten Gedanken an eine solche Verbindung gefunden. Daß seine Isabelle ohne jegliche Ueberredung damit einverstanden

war, ja dadurch beglückt wurde, ließ bei ihm alle etwaigen Bedenken in den Hintergrund treten. Anders bei seiner Frau. Sie konnte sich nicht so rasch in die Sache finden und ihr zu Gefallen wurde dieselbe auch nicht so schnell erledigt. Sie bestand auf Einziehung näherer Erkundigungen. Reichenau bemühte sich darum — erfuhr aber nicht viel mehr, als er bereits wußte. Die Edelheims waren ein reiches Haus, ein brillantes Geschäft, es stand auf sichern Füßen, dazu auf goldenen. Dem entsprechend klang der Ton, in dem man von ihm sprach — drang aber auch hier und da trotzdem ein Mißton durch, so war Philipp v. Reichenau nicht unbefangen genug, um ihn zu verstehen, und die Menschen nicht genügend ehrlich und gerade, um verständlicher zu werden. Es geht einmal so. Wälzt ein breiter Fluß stolz seine Fluthen, so gedenkt man nicht leicht der fernen, oft schmutzigen Quelle, der er entsprang. Dem ähnlich vergessen Viele leicht eine Vergangenheit, wenn die daraus erzielte Gegenwart ihnen Nutzen beut.

Alsdann ist der Mantel der Nächstenliebe ziemlich weit. Er deckt viel zu.

Unterdeß that daheim Frau v. Reichenau ihr Möglichstes, der Tochter dringliche Vorstellungen zu machen und sie zu ernster Selbstprüfung zu mahnen, aber der Mutter Sorge drang nicht durch gegen die Zuversicht der Tochter. Mit schnell erlernter Weisheit fand Isabella, daß Wolfgang und sie sehr gut zu einander paßten, und was eben noch nicht passend sei, es mit der Zeit werden würde. Der beste Wille dazu war ja von beiden Seiten vorhanden. Zudem was sollte sie trennen? Was die Welt Standesunterschiede nannte, beachtete sie nicht; in Gesinnung und Religion aber waren sie eins — wenigstens dem Namen nach. In Wirklichkeit kannte Wolfgang seine Religion gar nicht, jedenfalls hatte er, um mit dem landläufig gewordenen Ausdruck zu sprechen, bisher keinen Gebrauch davon gemacht. Die

Schuld daran lag in seiner Erziehung. Deren trauriges Resultat — seine Glaubenslosigkeit, war das Einzige, was die religiös fromm Erzogene störte, indeß tröstete sie sich damit, daß es gerade in jenem Punkte bei dem Geliebten bald besser werden würde.

Thut doch die Liebe Wunder. Das war es, worauf Isabella baute; denn an Wolfgangs Liebe zu ihr glaubte sie fest. Sie fühlte, ohne sich zu überschätzen, daß sie geistig über ihm stand, daß ihr Einfluß veredelnd auf ihn wirken müsse, sobald er sein Herz voll und ganz ihr zugewandt hatte. Er selbst bestärkte sie in diesem Trug. Hatte er ihr doch offen und warm versprochen, sie werde in Sachen der Religion seine erste Lehrmeisterin sein, und sie solle sehen, wie schnell er lernen, wie eifrig er das Versäumte nachholen werde; denn im Grunde könne er ja nichts dafür, daß er in seiner Kindheit von all' den frommen Dingen nichts gehört und in seiner Jugend so viel Anderes habe lernen müssen, daß keine Zeit geblieben sei für die Religion, welche in seinem Elternhause eben nur für eine Formsache gelte. Dies offene Geständniß hatte ihm zu ihrer warmen Sympathie noch ihr tiefstes Mitgefühl gewonnen. Sie fühlte sich ordentlich gehoben durch die schöne, ihr Antheil werdende Mission. Jeder etwaige Zweifel verstummte dagegen, und von ihrer frohen Zuversicht für die rosige Zukunft fortgerissen, ergab sich endlich auch die Frau v. Reichenau in das Unvermeidliche, das ihr Gatte bereits ein „Glück“ nannte.

So wurde die Verlobung beschlossene Sache, und Wolfgang Edelheim erhielt die Erlaubniß, sich das Jawort Isabellens holen zu kommen.

VI.

Zu spät.

> Es harret Dein die Myrthe schon,
> Daß Du sie flechtest in Dein Haar.
> Es harret Dein der Glocke Ton,
> Daß er Dich ladet zum Altar.
>
> Redwitz.

Einige Tage waren vergangen. Isabelle durchschritt langsamen Ganges Garten und Park. Sie freute sich des klaren, schönen Wintertages. Vorhergehenden Abends war der erste Schnee gefallen; heute blieb die Luft wunderbar hell und klar. Wenn auch kaum wärmende, so fielen doch goldene Sonnenstrahlen spielend auf den über Flur und Feld gebreiteten blendend weißen Schnee, der in ihnen glitzerte und leuchtete mit wundersamer Pracht. Isabelle konnte sich nicht satt daran sehen. Wie ihr Blick so über die stille, schöne Winterlandschaft schweifte, hätte sie aufjubeln mögen. Belebter wurde ihr Schritt, wobei der Schnee unter ihren Füßen knisterte. Als Kind hatte sie das gar gern gehört und auch jetzt fühlte sie nicht übel Lust, gleich einem solchen, vor Freude in die Hände zu klatschen. Sie war ja so innig froh! Es durchwehte nun einmal eine eigene, bis-

lang ungekannte Seligkeit ihr Gemüth. Vor dem zugefrorenen Bächlein blieb sie stehen, das da, wo die Sonnenstrahlen es trafen, seine Eisdecke durchbrach und von den flimmernden Eiszapfen am Uferrand sich losreißend, thalabwärts zu strömen suchte. Sie sah lächelnd diesem Bestreben zu und summte für sich ein kleines, fröhliches Lied. Kein Vöglein stimmte mit ihr ein; sie waren alle fort geflogen. Was machte das ihr! Sie blieb dennoch froh. Die dürren, kahlen Aeste ringsumher an Strauch und Baum hatten für sie nichts Trauriges. Sie fand sie weder kahl noch leer; denn es schmückte sie ja ein herrliches Geschmeide — der glänzende, silberne Schnee. Wie schön machte er die ganze Gegend! Die Bäume sahen nahezu aus, wie bereits überschüttet von Blüthenschmuck, von dem sie wohl während ihres Winterschlafes träumten. Auch das junge Menschenkind in ihrer Mitte träumte davon. War es zu wundern? Bewahre! Trotz Winterzeit war ja in sein Herz der Frühling gekommen — des Lebens Mai. Eine rosige Zukunft hatte sich ihm aufgethan, eine glückliche, wohlbehütete, liebereiche Kindheit lag hinter ihm. Daran mochte Isabelle wohl an diesem stillen Morgen zurückdenken, während ihr Auge über die alte Heimath dahin schweifte, aber mehr dachte sie dabei doch an eine neue. Sonderbar, ein paar Tage hatten das bewirkt. Ihre Gedanken wurzelten nicht mehr in dem Boden, der vor einer kleinen Spanne Zeit noch ihr Alles umschlossen — ihr junges Herz strebte plötzlich in die Zukunft, es hatte seine Richtung genommen. Welche, verrieth ihr Liedlein, das sie für sich hinsang:

„Nächstes Jahr zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz' ich Maien Dir vor's Haus!"

Jäh verstummte ihre Stimme; dicht hinter ihr nahten rasche Schritte. Es mußte Papa sein, schnell wandte Isabelle sich um — Bruno Osten stand vor ihr. Innerlich zuckte sie leicht zusammen. Wie kam der hierher? Hatte er sich des alten, längst

nicht mehr geübten Vorrechtes bedient, durch die, aus seiner Kinderzeit ihm wohlbekannte Seitenpforte des Gartens einzutreten? Es konnte nicht anders sein; er mußte sich plötzlich daran erinnert haben, wie denn überhaupt sein ganzes heutiges Benehmen an vergangene Tage mahnte. Sein in letzter Zeit angenommenes förmliches Wesen war einem etwas unruhigen gewichen, und seinem Blick fehlte der affectirt gleichgültige Ausdruck — es spiegelte sich vielmehr ein Wiederschein inneren Lebens darin. Wie in alter Zeit streckte er lebhaft Isabellen die Rechte entgegen, indem er sie freudig begrüßte.

Die junge Dame aber blieb kühl. Sie vergaß die Förmlichkeit nicht, der er sich in jüngster Zeit befleißigt und die er nicht nur bei jener Begegnung im Walde, sondern auch gelegentlich des Concertes in der Stadt bewiesen hatte. Beliebte es ihm vor den Menschen die alte Freundschaft in gemessene Zurückhaltung umzuwandeln, so wollte sie eine solche auch jetzt zeigen. Es half ihr aber nicht. Er hatte sie mit Absicht aufgesucht und ließ sich diese Absicht nicht kreuzen. Das sollte sie bald merken. Ihre Zurückhaltung, ihr rascher Farbenwechsel beirrte ihn nicht; eitel, selbstbewußt wie er war, legte er sich nur beides zu seinen Gunsten aus. Er hielt sie durch sein Verhalten für gekränkt, bekümmert; dies ist man aber nicht um einen Gleichgültigen, lautete sein Urtheil. Nein, gleichgültig war er ihr nicht; dessen hielt er sich sicher. Wie wäre das auch möglich gewesen! Er — der schöne Erbherr von Ostenrode! Er durfte nur kommen, um mit Julius Cäsar sprechen zu können: Veni, vidi, vici!

Weshalb er nicht früher gekommen, warum er so lange gezögert, wissen wir. Seine berechnende Ueberlegung war eben stärker als die Liebe, die er für Isabellen empfand. Er hatte demgemäß gehandelt und dies besonders Reckling gezeigt. Doch gerade dessen Bemerkungen hatten ihn tiefer getroffen, als er sich selbst zugestehen wollte. In Wahrheit konnte er sich keine hol-

dere Herrin auf Ostenrode denken — als die schöne Reichenauerin, die zu voller Frauenschönheit entfaltet in dem goldenen Rahmen seines reichen Besitzes der denkbar glänzendste Mittelpunkt sein mußte. Die Vorstellung wurde er nicht mehr los; er begann in seinem engen Herzen wirklich darüber nachzusinnen, ob er dem bedrängten Herrn v. Reichenau die Ehre anthun solle, um die Tochter zu werben.

Zu dieser Ueberlegung gesellte sich ungeahnt ein mächtiger Faktor — Eifersucht. Osten war gleichfalls in dem Concerte gewesen und hatte dort mehr gehört als „die Lind" singen. Er hatte die Reichenau's mit den Edelheim's gesehen, und in einem Anfall von Clairvoyance die Absichten der Letzteren durchschaut. Daß ihm ein Anderer zuvorkommen könne, um die schöne Haiderose in einen prächtigen Garten zu verpflanzen — das war ihm neu Er hatte daran noch nicht gedacht. Nun erst, da er erkannte, wie leicht er Isabellen verlieren könne, fühlte er die ganze Stärke des Wunsches, sie für sich zu gewinnen. Daß ihm dies noch möglich sei, hielt er für gewiß, ungeachtet aller der „On dits", die ihm am gestrigen Tage wieder in der Stadt begegnet waren. Sie förderten nur seinen Entschluß. Ihn auszuführen, war er diesen Morgen zeitig aufgebrochen und gratulirte sich selbst zu dem Gedanken, als er Isabella, deren Gesang sie verrathen, allein im Parke fand. Günstiger schien ihm der Moment nie kommen zu können. Von Selbstgefühl getragen, steuerte er direkt auf sein Ziel los, so daß, ehe das Mädchen sich nur über die bei dem einstigen Freunde vorgegangene Wandlung klar werden konnte, dieser sie bereits gebeten hatte, seine Hausfrau auf Ostenrode zu werden.

Einen Moment stand Isabella in stummem Staunen, es flimmerte ihr ordentlich vor den Augen; wie im Kreisel tauchten jäh alle die frohen Kinderspiele vor ihrem Geiste auf und blitzartig zuckte da mitten der Gedanke hinein, was ihr wohl Osten's

Frage gewesen sein würde, wäre dieselbe wenige Wochen früher gestellt worden. Vielleicht hätte sie da schlummernde Keime zur Blüthe geweckt, jedenfalls hätte Isabella die Antwort nicht so leicht gefunden. Heute fand sie dieselbe sehr schnell. Osten war ihr Nichts, nicht einmal mehr der Freund ihrer Jugend, er hatte das durch sein Benehmen verscherzt. In echt weiblichem Zartsinn hatte das einfache Landkind die Erklärung desselben herausgefühlt, und des Spielgefährten prononcirte Zurückhaltung da — wo ihm niemals ein Entgegenkommen geboten worden — kränkte nicht ihr Herz, wohl aber ihren weiblichen Stolz. Darin war sie die Tochter ihrer Mutter.

Zu jenem verletzten Stolz kam jetzt jugendliche Eitelkeit. Sie sproßte schnell auf; denn ein wahres Entzücken über den ihr gewordenen Triumph schwellte ihre Seele. Sie erschrak ordentlich selbst vor der Heftigkeit dieses Gefühls und mit edler Selbstüberwindung, wenn auch nicht frei von Selbstgefühl, unterbrach sie rasch Ostens Betheuerungen mit einfachen Worten:

„Nicht weiter, Herr Baron; vergessen Sie die gesprochenen Worte. Der Wind trug sie davon; sie hatten keinen Klang für mich — die glückliche Braut Wolfgang Edelheims."

Er starrte sie an. Was er hörte, konnte er kaum fassen. Bei Gott! er hatte zu lange gezögert. Er kam zu spät. Dies Eine ward ihm klar, und zu dem Leid über ihren Verlust trat das Gefühl einer namenlosen Demüthigung hinzu. Seiner im tiefsten Grunde unedlen, eigensüchtigen Natur däuchte dieselbe unerträglich. Zorn wallte in ihm über und dieser vorherrschenden Empfindung nachgebend, sagte er mit beißender Ironie:

„Nun, das ging rasch! Ich hatte zum wenigsten geglaubt, es bedürfe mehr Zeit, dies Geschäft zu Stande zu bringen. Indeß," — er wollte sagen: Handelsleute sind um Mittel und Wege zum Ziel weniger verlegen als wir, aber er vollendete den Satz nicht. Der voll und fest auf ihn gerichtete Blick des jungen

Mädchens zwang ihn, in sichtbarer Verwirrung abzubrechen und mit mehr Mäßigung zu ergänzen:

„Wenn ich keine passenden Worte für einen Glückwunsch finde, so verzeihen Sie es meiner grenzenlosen Enttäuschung."

Sie neigte leise den hübschen Kopf. „Wer sich so glücklich fühlt, wie ich," — fügte sie in anmuthiger Würde bei — „der verzeiht leicht ein in Uebereilung gesprochenes Wort. Es gilt bei mir gleich den vorhergegangenen für ungesprochen."

Er knirschte innerlich über ihre Ruhe, die ihn zurecht wies, wie einen vorlauten Schulbuben. Aeußerlich gewann er jedoch den geläufigen Ton wieder. Mit forcirter Höflichkeit sagte er:

„Ich darf Ihnen also gratuliren, gnädiges Fräulein, ehe ich die Ehre habe, mich Ihnen zu empfehlen."

Sie erwiderte ihm mit einer Verbeugung und wandte sich einem der Seitenpfade zu, es ganz ihm überlassend, ob er in ihr Elternhaus eintreten oder den Garten wieder verlassen wolle, wie er gekommen. Er würde das letztere unbedingt vorgezogen haben, hätte er nicht unter dem Vorwand durch die Besitzung gehen zu wollen, den Reitknecht mit den Pferden den Fahrweg entlang nach dem Hause gesandt gehabt. Er mußte demnach seinen Besuch abstatten, fand indeß schnell einen Vorwand dazu in einer an den Hausherrn gestellten landwirthschaftlichen Frage. Das erledigte sich rasch, und ohne nur nach den Damen gefragt zu haben, bestieg Osten wieder sein Pferd und verließ Reichenau, um noch am Ausgange der Allee Edelheim's eleganter Equipage zu begegnen, welche den glücklichen Bewerber brachte. Im Fluge ging's an einander vorüber; die Herren grüßten sich mit kalter Förmlichkeit, während Osten einen unterdrückten Fluch auf den Lippen seinem Pferde die Sporen einpreßte.

Wochen und Monate waren seitdem vergangen. Wovon Isabelle an dem schneeigen Wintertag gesungen, das war zur Wahr-

heit geworden und zwar noch vor Pfingsten. Der erste Frühlingshauch ging durch die Natur, da wurden ihr die Maien vor's Haus gepflanzt. Reichenau prangte in bestmöglichem Festgewand, und vom Dorfe läuteten die Hochzeitsglocken dazu.

Die Feier verlief still, wenig geräuschvoll in einfachem Familienkreise. Mama Reichenau hatte es so gewünscht, Isabelle war damit einverstanden gewesen und Wolfgang zeigte nur Sinn für ihre Wünsche. Seine Eltern mußten sich deshalb damit begnügen, alle ihre Prunk- und Reichthumsentfaltung auf den Einzug des jungen Paares in der neuen Heimath zu concentriren. Aus der alten schied Isabelle mit bewegtem Herzen, aber die Thränen, welche der Abschied kostete, trockneten schnell in dem Sonnenschein des errungenen Glücks. An der Seite des geliebten Mannes trat sie voll Zuversicht dem neuen Leben entgegen. Tausend warme Segenswünsche begleiteten sie; das ganze Haus, Gäste und Dienerschaft, alle wurden nicht müde, die schöne, liebe Braut zu feiern. Nachdem sie gegangen war, verstummten sachte die fröhlichen Stimmen, verhallte allmählig der Hochzeitsjubel.

Auf Reichenau ward es still. Acht Tage später wurde es noch stiller; das geschmückte Hochzeitshaus verwandelte sich in eine Stätte der Trauer. Unerwartet hielt eine Todesbotschaft dort ihren Einzug. In dem fernen Nizza war sanft und schmerzlos Erich Reichenau verschieden.

VII.

Anderes Leben.

Vermögt ihr in die Saat
Der Zeit zu schauen und vorher zu
sagen
Welch' Samenkorn wird aufgeh'n,
welches nicht?
Schiller.

In dem palastähnlichen Hause des Banquiers Wolfgang Edelheim herrschte geräuschloses Leben. Ein wahres Lichtmeer durchfluthete das ganze angenehm durchwärmte Gebäude. Eine zahlreiche, wohlgeschulte Dienerschaft bewegte sich in theils eilfertiger, theils müßiger Weise auf den weiten Corridoren und teppichbelegten Marmortreppen, welche aus dem in einen Wintergarten verwandelten Vestibül hinauf nach den von unzähligen Wachslichtern erleuchteten Gesellschaftsräumen führte.

Noch war es still dort; ebenso in dem eine Etage höher gelegenen Boudoir, wo sich harmonisch hohe Eleganz und trautes Behagen vereinten.

Aus dem, an dies verhältnißmäßig kleine, niedliche Gemach anstoßenden Ankleidezimmer drangen gedämpfte Laute. Dort vor

dem hohen Trumeau stand eine schöne junge Frau in reicher Gesellschaftstoilette. Dieselbe war nahezu vollendet und das schwierige Werk gar trefflich gelungen. Die Kammerzofe bemühte sich nur eben noch dem schweren weißen Seidenkleide den letzten Pli zu geben, während die Dame selbst nach einem neben ihr stehenden Juwelenkasten griff, aus dessen rothen Sammetkissen Perlen und Diamanten in fast märchenhafter Pracht ihr entgegenschimmerten. Der Glanz ihrer strahlenden Augen wetteiferte dabei ordentlich mit dem des funkelnden Edelgesteins, und mit sichtlichem Wohlgefallen schoben ihre weißen Hände die Schätze von Rubinen und Smaragden bei Seite und streiften die prächtigen Spangen, welche zu der Perlenschnur und den Brillanten in ihrem Haar paßten, über den wohlgerundeten Arm.

Sie lächelte dabei; denn ein langer Blick in das Spiegelglas hatte ihr verrathen, wie schön sie sei. Sie war es in der That, blendend schön. Fast hielt es schwer, in dieser stolz graziösen Gestalt mit der selbstbewußten Haltung und dem unnachahmlichen Hochtragen des jugendlichen Kopfes die liebliche, einfache Isabelle wieder zu erkennen, welche einst in der frischen Schneelandschaft mit Baum und Strauch verständnißinnig geplaudert. Doch sechs Jahre sind eine lange Zeit. Sie reichten hin, die bescheidene Mädchenknospe zu holder Frauenschönheit zu entfalten, und der prächtige Rahmen, der sich dieser zur Fassung bot, trug das seine dazu bei, sie zu voller Geltung zu bringen. Man hätte allerdings darüber die einstige Jugendfrische Isabellen's vermissen können, wären sich ihre freundlichen Augensterne nicht gleich geblieben in dem klaren, reinen Ausdruck, der ihrem ganzen Antlitz so etwas leuchtend Fröhliches gab. Man sah es denselben an, der jungen Frau mußten bislang nur Rosen auf ihrem Lebenswege geblüht haben. Und mit ihrem heitern Naturell pflückte sie sich die Rosen, ohne dabei die Dornen zu merken.

Vortrefflich hatte sie sich in ihr neues, glänzendes Heim gefunden. Sie hatte die Gesellschaftswelt entzückt und diese Welt entzückte sie; das neue bunte Treiben derselben berauschte sie erst vollständig und allmählig nahm es sie gefangen. Jetzt lebte und webte sie darin.

Die Zofe rückte die silbernen Armleuchter zurecht, damit die gnädige Frau ihr Spiegelbild in seiner Vollendung überschauen könne. Ihre Dame nickte wohlgefällig, sie war befriedigt, fand aber nur einige flüchtige Worte dafür, da eben in dem Boudoir die kostbare Pendüle zum Stundenschlage aushob. Eilfertig schlug die Zofe die schweren Portieren zurück und Madame trat in ihr Lieblingsgemach. Alles war weich, üppig heimlich hier in dem sanft erhellten, von feinem Blumenduft erfüllten Raum. Auf dem goldeingelegten Tischchen vor der Couchette lagen Fächer und Handschuhe, daneben ein kleines Bouquet von dunklen Rosen. Als Isabella es gewahrte, spielte ein glückliches Lächeln um ihre frischen Lippen und das Antlitz über die Blumen beugend athmete sie den süßen Duft ein. Plötzlich aber legte sie rasch Blumen und Handschuhe nieder und rief eifrig:

„O, Madelon — die Kinder!"

„Sie schlummern bereits, gnädige Frau, sanft und süß."

„Ich muß sie sehen."

Nicht schnell genug vermochte Madelon auf's Neue die Portieren auseinander zu schlagen; mit leichten, elastischen Schritten, der langen seidenen Schleppe wenig achtend, eilte die junge Frau durch eine Reihe von Zimmern bis zu dem ihrer Kleinen. Dort ruhten dieselben in den kleinen weichen Bettchen. Halb aufrecht in dem seinen saß ein etwa fünfjähriger Knabe; er hielt die Aermchen auf die feine seidene Decke gestemmt und seine kleinen Fäuste unter das runde Kinn gestützt. Von der neben ihm stehenden und ihm zusprechenden Wärterin abgewandt, blickte das kleine hübsche Kindergesicht trotzig vor sich. Plötzlich

erhellte es sich; der Knabe hörte den nahenden wohlbekannten Schritt und nun bei dem Eintritt der Mutter jauchzte er auf:

„O, Mama! Leon wußte, daß Mama kam!“

Isabella beugte sich zärtlich über das Bettchen nieder und liebkosete ihren schönen Knaben. Jubelnd griff er nach den leuchtenden Perlen, die wie Thautropfen in ihrem goldigschimmernden Haar glänzten. Seine kleinen Finger hatten sie nahezu erfaßt; die junge Mutter wehrte ihm sanft und seine dicken Händchen zärtlich festhaltend, sagte sie:

„Mama's Haar darf man nicht in Unordnung bringen, Mama muß heute schön sein!“

„Mama immer schön!“ jauchzte der kleine Schelm.

Eine wahre Seligkeit lachte aus Isabellens Augen, stets hörte sie es gern das Lob ihrer Schönheit, von diesen Lippen aber däuchte es ihr Musik. Lachend schloß sie mit Küssen des kleinen Schmeichlers Mund. Er schlang beide Aermchen um ihren Hals und zog sie zu sich nieder. Zum Schrecken Madelon's vergaß sie ihrer Brüsseler Spitzen und ließ ihn gewähren. Die Kinderwärterin aber protestirte:

„Die halbe Nacht wird er wachen und die Augen nicht schließen.“

Die gnädige Frau verstand den Wink; sie flüsterte dem Kleinen beruhigende, vielversprechende Worte zu, zog sorgsam das seidene Deckchen über ihn und wandte sich eilig nach der Wiege hin, in der ihr Töchterchen schlief. Selbst das Geplauder des lebhaften Knaben hatte diesen Schlummer nicht gestört. Einen Moment betrachtete die junge Frau still ihr schlafendes Kind; dann enteilte sie dem Gemach.

In das ihre zurückgekehrt, griff sie hastig Handschuhe, Fächer und Blumen auf, wurde aber auf's Neue von Madelon aufgehalten, welche kopfschüttelnd das Resultat ihres Geschmackes und ihrer Thätigkeit durch des kleinen Leon Spielerei beeinträchtigt sah, indeß schweigend bemühte sie sich, die Agraffen und

Perlenschnüre wieder zu befestigen, welche die prächtigen Spitzen bauschig rafften.

Die junge Frau gönnte ihr nicht lange Zeit dazu; es war spät und sie hatte keine Minute mehr zu verlieren, um rechtzeitig ihre Salons zu erreichen. Im ersten derselben kam ihr Gatte ihr entgegen. Spurlos waren die sechs verflossenen Jahre an ihm nicht vorübergegangen, obgleich er in seiner äußeren Erscheinung noch ganz der gleich elegante und gewandte Kavalier war, wie er sich zuerst in Reichenau präsentirte. Sein farbloses Gesicht schien um einen Schatten ernster und kälter; es mochte dies die leichte Falte bewirken, die zwischen den etwas in die Höhe gezogenen Brauen lagerte.

Seine Geduld war auf die Probe gestellt worden; Isabella sah dies auf den ersten Blick, doch nickte sie ihm unbefangen zu. Bei ihrem Anblick verflog sein Unmuth; er betrachtete sie mit stolzer Befriedigung, während sie, auf die Blumen deutend, lächelnd sagte:

„Tausend Dank für Deine Aufmerksamkeit — es ist mein schönster Schmuck!“

Sie traten vereint in den Empfangssaal, keine Minute zu früh; denn eben rollte der erste Wagen unten in das Portal.

Mit vollendeter Anmuth empfing die junge Frau ihre Gäste. Für Alle, für Jeden in passender Weise hatte sie ein verbindliches Wort, ein freundliches Lächeln, eine liebenswürdige Aufmerksamkeit. In dem Strudel von Geselligkeit, in dem sie lebte, hatte sie mit großem Geschick erlernt, die Honneurs ihres Hauses zu machen. Ein mächtiger Faktor unterstützte sie darin — das Glück. Niemand, dessen Glücksbegriffe in diesem oberflächlichen Treiben und Leben wurzelte, zweifelte an ihrem Glücklichsein; allgemein galt sie für eine beneidenswerthe Frau. Sie selbst hielt sich dafür. Sorglos wie sie den Wendepunkt ihres jungen Lebens überschritten, war sie geblieben und leicht hatte

sie neue Lebensanschauungen angenommen und neue Wünsche kennen gelernt. Manches früher Errungene büßte sie darüber ein, doch ganz umstrickt von dem blendenden Reiz des Neuen, empfand sie diesen Verlust noch nicht, wenngleich in der ersten Zeit ihres veränderten Lebens sie zuweilen ein Heimweh angewandelt hatte, nach einem höheren, besseren, gehaltvolleren Streben. Das innigere Verständniß, welches sie dann wohl gesucht, blieb ihr versagt. Von der Tiefe ihres Gefühls, von den edlen Bedürfnissen ihrer reinen Seele hatte ihr Gatte keine Ahnung. Schlummernde Fähigkeiten, wie ihr Geist sie besaß, kannte er gar nicht, um wie viel weniger vermochte er sie zu wecken. Er hatte für ihre höhere Lebensauffassung nur ein Lächeln; denn das Credo und die Lebensweisheit, die er gelernt, fielen zusammen in einen Satz: Arbeite um zu genießen; Genuß allein ist Leben. In seiner Jugend wußte er diesen nackten materiellen Grundsatz etwas zu idealisiren, indem er die Ansprüche an ein genußvolles Dasein ziemlich hoch stellte und höheren, edleren Gefühlen als der Poesie des Lebens eine gewisse Berechtigung neben den realen Gütern einräumte. Er ließ seinen Vater die letzteren häufen und mehren, und beschränkte sich vorläufig auf das Genießen. Zu leicht war ihm allzeit das Gold durch die Finger gerollt, als daß er große Ehrfurcht davor gehabt hätte; erst von der Stunde an, wo ihm ein Sohn geboren worden, entwickelte sich seine Denk und Handlungsweise mehr nach dem elterlichen Beispiel. Das Geschäft errang da in seinem Sinnen und Streben die erste Stelle. Selbst die aus Neigung gewählte Gattin mußte dagegen zurückstehen. Jene jugendliche Gefühlsaufwallung, die seiner eigenen Meinung nach ihn in jungen Tagen fast zum Schwärmer gemacht, war längst verflogen. Der Boden, in dem sie gewurzelt, war zu wenig gepflegt gewesen, um einer so zarten Pflanze wie „echter Liebe“ die zur Entfaltung nothwendige Nahrung zu gewähren. Liebe besaß er auch

keine mehr für seine Gattin, er war nur stolz auf sie, um so stolzer, je mehr sie seinem Hause den Nimbus von Glanz und Größe zu geben verstand, den er für dasselbe der Außenwelt gegenüber beanspruchte. Daß sie dies vermöchte, hatte er erwartet und sein Vater berechnet. Beide hatten darin sich nicht getäuscht. Alle Jahre hindurch beobachtete Edelheim sen. dies mit stolzer Genugthuung. Die Salons seines Sohnes frequentirten Menschen, welche seine Schwelle, trotz aller pompösen Hausausstattung nicht überschritten, Menschen, deren Equipage vor Zeiten den auffliegenden Schmutz geschleudert gegen Salomon Edelheim den Handelsspeculanten, der unterthänigst den Hut zog. Jetzt reichte man sich gegenseitig die Hände, wobei er „lieber Edelheim" genannt wurde. So ändern sich die Zeiten, und die Menschen mit ihnen!

Nicht minder trefflich wie ihr ehrgeiziger Gatte, fand sich in besagten Wechsel Frau Edelheim Mutter. Der beweglichen, prunkliebenden Frau gefielen die ihr zufallenden Ehren derart, daß sie der Schwiegertochter gern die erste Stelle überließ. Sie hatte ja die Frau ihres Sohnes gewählt, oder doch dessen Wahl ergründet und ihm bei dem Vater die Wege geebnet, damit er das mittellose Mädchen heimführen konnte, indem ihr weiblicher Scharfsinn die leidenschaftliche Sucht ihres Mannes „vornehm" zu werden derart gesteigert, bis sie über seine Geldgier triumphirte.

Was sie Alle durch die Verbindung mit Isabella erstrebt, hatten sie erreicht.

Schmunzelnd sah dieserhalb auch der eben in den Saal eingetretene Edelheim sen. auf das schöne, junge Weib, das jetzt so anmuthig den Namen seines Hauses repräsentirte, während die Gesellschaftsräume sich mehr und mehr mit distinguirten Gästen füllten. Wie bereits erwähnt, gab es wenige in diesem Gesellschaftskreis, die Isabella nicht für eine beneidenswerthe

Frau hielten. Demgemäß fetirte man sie. Selbst die Damen fanden wenig an ihr auszusetzen, während die Männerwelt für sie schwärmte. An Verehrern fehlte es der schönen Frau nie; sie fand Gefallen daran, doch blieb sie dabei mit feinem Takt darauf bedacht, daß man von jenen stets nur im Plural zu sprechen vermochte. Nie konnte sich Einer einer Bevorzugung rühmen und allzu galanten Bestrebungen verstand sie meisterhaft Unnahbarkeit entgegenzusetzen. Sie gab sich dabei ganz natürlich; die genossene gute Erziehung blieb ihr ein Schild, welches ihr in dem oberflächlichen Getriebe doppelt zu Statten kam, da ihr Gatte sie in diesem fast zu vernachlässigen gelernt.

Isabella empfand dies zuweilen und nur allmählich vermochte sie sich an sein formelles Wesen zu gewöhnen. Niemals jedoch berührte dasselbe sie kühler, wie eben jetzt, da er ihr einen Gast brachte, der zum erstenmal ihre Gesellschaft besuchte. Scherzend stand sie inmitten eines munteren Kreises, als sie die beiden auf sich zukommen sah. Ein Augenblick genügte ihr, den Begleiter ihres Mannes zu erkennen, und es hätte keiner Vorstellung mehr für sie bedurft, um zu wissen, daß Baron Osten von Ostenrode vor ihr stehe. Mit hausfraulicher Artigkeit begrüßte sie ihn, ohne indeß ihrer freundschaftlichen Beziehungen aus der Jugendzeit zu gedenken. Er war es, der in größter Unbefangenheit und weltmännischer Gewandtheit derselben erwähnte, ja eifrig daran erinnerte. Er plauderte mit solcher Lebhaftigkeit von jener Zeit, wo er auf Reichenau heimisch gewesen, daß sie ordentlich davon fortgerissen wurde. Wie durch Zauberschlag standen plötzlich eben jene vergangenen Tage mit dem trauten, einfachen Elternhause vor ihrer Seele. Einem erquickenden, frischen Luftzuge gleich wehte diese Erinnerung in die Atmosphäre, in der ihr eben schwül zu werden begann. Angenehm und belebt plauderte sie, sie vergaß darüber, was sie vorhin noch peinlich berührt. So gleichgültig es ihr anfangs gewesen, jetzt freute sie sich des

Wiedersehens mit Osten. Er hatte sich, seit sie einander nicht mehr gesehen, verändert; er war gealtert. Seine Züge waren scharf und seine Augen lebendiger geworden. Auch seine Redeweise war bedeutend lebhafter und liebenswürdiger. Dieselbe, sowie sein ganzes Benehmen verriethen nicht das herbe Geschick, das ihn betroffen. Kurz nach Isabellens Heirath hatte auch er sich vermählt mit einer jungen Dame aus ebenso reichem, wie altem Geschlecht. Durfte man dem Volksmund trauen, so war aber das Glück dieser Ehe kein großes gewesen, jedenfalls war es kurz. Schon nach einem Jahr starb die junge Frau, nachdem sie ein Töchterchen geboren hatte. — Osten überließ sein Kind den Schwiegereltern zur Pflege und ging auf Reisen. Vier Jahre schweifte er in der Welt umher. Vor kurzem zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz nicht zu Ostenrode, sondern in der Stadt. Er suchte Geselligkeit. In einem ziemlich ausgedehnten Kreise machte er Besuch, auch im Hause Wolfgang Edelheims. Er acceptirte selbst dessen erste Einladung, einigermaßen zum Erstaunen Isabellens. Sie hätte es tactvoller gefunden, wenn er ihrem Hause fern geblieben wäre — indeß vier Jahre sind Zeit genug, um eine Erinnerung zu begraben, falls man sie begraben will.

Besaß er für ihre letzte Begegnung kein Gedächtniß mehr, gut für ihn, ihr war es gleichgültig. Mit diesem Gedanken hatte Isabelle das Kommen Ostens aufgefaßt und dennoch — so viel sie es auch zu läugnen versuchte, das Wiedersehen machte einen gewissen Eindruck auf sie. Osten mit seiner Liebenswürdigkeit zog sie an und stieß sie ab. Ein ihr unerklärliches Etwas bemächtigte sich ihrer; nie hatte sie mehr als heute nach der Nähe ihres Gatten, nach einer kleinen Aufmerksamkeit seinerseits verlangt — aber vergeblich schaute sie sich nach ihm um. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, den galanten Wirth zu machen und sich anderweitig in lebendige Unterhaltung zu vertiefen. Der

eigenen Frau Aufmerksamkeit zu widmen, würde ja gegen den Salonton verstoßen haben, und eines solchen Vergehens machte Wolfgang sich niemals schuldig. Isabelle würde ihm dasselbe gern vergeben haben, ja ihm dankbar dafür gewesen sein, indeß sie kam nicht in die Lage, sie blieb ganz ihres früheren Verehrers Galanterie anheim gegeben. Er wich nicht mehr von ihrer Seite und verstand es, den Moment so zu erfassen, daß ihm das glückliche Loos zufiel, sie zur Tafel zu führen. Darüber umfing allmählich der Reiz seiner glänzenden Unterhaltung sie derartig, um sie es bedauern zu lassen, als die Tafel zu Ende ging und sie nun ihre ganze Aufmerksamkeit ihren Gästen im Allgemeinen zuwenden mußte.

Baron Osten's Bedauern darüber war offenbar noch größer als das ihre; denn während sie liebenswürdig und zuvorkommend gegen Alle blieb, zog er sich von Jedermann zurück, widmete Niemanden mehr seine Aufmerksamkeit. Geborgen hinter den weiten Falten der schweren Seidenbehänge, welche die Fensternischen begrenzten, lehnte Osten. Sein Blick irrte gleichgültig über das bunte Gewoge lächelnder Menschen hin, er erhielt nur dann eine feste Richtung, sobald er unter jenen die schlanke, schöne Gestalt Isabellens herausgefunden. Er beobachtete sie unausgesetzt in all' ihren Bewegungen, ihrem fröhlichen und doch so frauenhaften Wesen, ihrer gastlichen und zugleich vornehmen Art, mit der sie einem Jeden so zu begegnen verstand, wie er es beanspruchen konnte. Dies Alles gab ihm einen Stich in's Herz. Und dennoch setzte er seine Beobachtungen fort; noch farbloser wurde dabei sein Gesicht, sein Auge finster. Es war ein falscher, unheimlicher Glanz, der allgemach darin aufleuchtete. Einem Physiognom würde er von Neid, ja von Haß erzählt haben.

Solche Gefühle bewegten wirklich des Freiherrn Brust; denn er dachte zurück an sein vereinsamtes Schloß, an seine öden,

kalten Prunkgemächer. Wie hätte es auch darin geleuchtet und gestrahlt, wenn diese entzückende Frau, welche sich dem Krämer hatte verhandeln lassen, die seine geworden wäre.

Sie hatte ihn abgewiesen, er konnte das nimmer vergessen, niemals verzeihen. Daß er sie wiedergefunden zu einer ungeahnten Schönheit entwickelt und von einem Glanze umgeben, wie er ihn nicht reicher zu geben vermocht hätte — das stachelte seine leidenschaftliche Erregung nur noch mehr. Absichtlich, mit voller Ueberlegung hatte er sie aufgesucht — er wollte mit eigenen Augen das Glück sehen, von dem Fama erzählte, daß es sie umblühe. Er hatte es gesehen, er hatte es in ihren seelenvollen Augen gelesen, als sie von ihrem Erstgeborenen, von ihrem Töchterchen gesprochen; doch auch der bittende, leicht getrübte Blick, welchen sie auf ihren Gatten gerichtet, da derselbe sich in steter Ferne von ihr in dem geselligen Kreis verlor, war dem scharfen Beobachter nicht entgangen. Er hatte innerlich darüber triumphirt — in dem gepriesenen Glück gab es also doch ein wunder Punkt für den Stachel der Schlange. Einstweilen ringelte und dehnte sich diese noch in der Brust des Mannes, dessen Mienen so verbindlich lächelten, während er sich zu Ende der Soirée bei der Hausfrau verabschiedete. Sie Beide reichten einander die Hände, und was immer er dabei dachte, es hinderte nicht, daß das Freundschaftsband, welches einst zwischen den Beiden so jäh zerrissen, wieder geknüpft schien.

VIII.

Armuth und Reichthum.

„Nun fällt sein Fluch auf unser
Haupt!“
Shakespeare.

Es war mitten im Winter; ein eisiger Decemberwind fegte durch die menschenleeren Straßen einer der öden Vorstädte und rüttelte dort ungeduldig an den kleinen Fensterscheiben eines vereinzelt stehenden Häuschens. Es bildete eine jener elenden Wohnungen, zu welchen die Aermsten einer armen Fabrikbevölkerung ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt sind. Bot indeß die Außenseite der entlegenen Hütte schon einen trostlosen Anblick, so sah es noch armseliger in deren innerem Raume aus. Ein dumpfes, längliches Gemach neben einer kleinen von Rauch geschwärzten Küche füllte nebst einem schmalen, dunklen Gang das Erdgeschoß aus, aus dem eine wurmstichige Stiege hinan zu ein paar Bodenkammern führte, wo der Wind durch die vielen Dach- und Fensterrisse hindurch sein stürmisches Spiel trieb.

Auch unten in der düsteren Stube war es trotz des glühenden Ofens frostig; alle Anstrengung des prasselnden Feuers kam durch den Einfluß des eindringenden Zugwindes nicht zu

voller Geltung. Des letzteren Einwirkung mußte selbst der Kranke empfinden, der auf ärmlichem Lager im Hintergrund der Stube gebettet lag. Eine vielfach aber sauber geflickte Decke hüllte ihn gänzlich ein. Er hatte sie sich hoch empor bis über die Schultern hingezogen, so daß eben nur sein wirres Haupt sichtbar blieb; denn das Gesicht hielt er gegen die Wand gekehrt.

Bei einem neuen Windstoß, der alle die kleinen, schlecht befestigten Fensterscheiben heftig zusammenklirren ließ, wandte er den Kopf. Ein erschreckend wildes, fahles Gesicht starrte in die Stube hinein. Nichts milderte den finsteren Ausdruck der unheimlich dunklen Augen, die zwischen den eingesunkenen Wangen wie in tiefen Höhlen lagen. Mit einem bösen, ungeduldigen Blick richteten sich dieselben unverwandt auf einen Punkt in dem ärmlichen Raum. Es war ein niedriger Tisch, auf dem durcheinander Abfälle von weißer Schafwolle, frisches Moos, Gypsstücke und Holzschnitzel um einen kleinen Tiegel voll weißer und rother Farbe lagen. Ein etwa achtjähriger Knabe stand vor jenen Arbeitsutensilien und bemühte sich, das Resultat seines Fleißes — mit weißer Wolle bekleidete Holzblöckchen, sogenannte Schäfchen, wie sie zum Entzücken der Kinder das grüne Gärtlein unter dem brennenden Christbaum auszufüllen pflegen — sorgfältig in einen mit frischem Moos angefüllten Korb zu bergen. Des Knaben Hände zitterten dabei, sei es vor Frost, sei es vor Schwäche. Das letztere blieb noch eher anzunehmen; denn in dem schmalen Kindergesicht stand mit deutlichen Zügen „Hunger" eingeschrieben. Noch deutlicher sprach derselbe aus dem halb gierigen, halb scheuen Blick, den das Kind bisweilen auf den leeren Topf neben dem Feuer richtete, um dann langsam zu einer in seiner Nähe sitzenden Frau aufzusehen. Dieselbe hielt aber consequent das kummervolle Antlitz tief über die Näharbeit gebeugt, welche ihre schmalen Finger mit erstaunlicher Emsigkeit förderten. Ihr Auge vermied sichtlich das des Knaben, der nun

einen Moment lässig in seiner Arbeit geworden war. Aber auch nur einen Moment lang, dem eine vermehrte Hast folgte. Es war fast, als ob das Kind, obgleich es dem Kranken den Rücken wandte und die zürnende Ungeduld nicht sehen konnte, doch dessen finsteren Blick fühle. Eiliger als je suchten seine raschen Finger unter den Gegenständen auf dem Tisch herum, wobei sie den Farbentiegel umstießen.

Ein wilder Fluch aus des Kranken Mund antwortete auf das leichte Scherbengeklirr und eine rauhe Stimme fügte drohend bei:

„Kommst Du nicht endlich hinaus, Faullenzer, so mach' ich Dir Beine!“

Das Kind zuckte leicht zusammen, erwiderte jedoch keine Silbe. Es hatte auch jetzt glücklich seine Siebensachen beisammen und schickte sich eilig an, die Stube zu verlassen. Nur einen sehnsüchtig traurigen Blick warf es dabei auf die arbeitende Mutter. Bei des Mannes rauhem Befehl war diese eben so zusammengeschreckt wie das Kind, hatte aber nicht aufgeschaut. Jetzt that sie es. Thränen rannen dabei über ihre bleichen Wangen. Sie ließ die Arbeit sinken und streckte dem Knaben ihre Hand entgegen. Sie zog ihn an sich und küßte ihn.

„Daß Dich der Henker hole — mit diesem Gewinsel!“ herrschte aber der Mann dazwischen; „solch' Gethu' ist gut für reiche Leute, nicht für arme, wie wir es sind, Grete. Verstanden?“

Die Frau war die personificirte Resignation; sie zuckte nicht mehr zusammen, sie nahm gar keine Notiz weder von des Mannes Gerede, noch von dem alten Pantoffel, den er gegen sie und den Knaben geschleudert. Sie küßte diesen noch einmal und hieß flüsternd ihn gehen. Er gehorchte schnell. Sein altes Mützchen aufgreifend, versicherte er hastig:

„Ja, Vater, ich gehe schon!“

„Will's Dir auch rathen, Bube,“ tönte es zurück, „und ver-

kaufe ordentlich, hörst Du? Bringst Du nichts Erkleckliches heim — dann — nun, Du weißt's ja!"

Mit seiner Rechten, die er eben schon, um den Wurf auszuführen, emporgehoben, machte er jetzt eine bezeichnende Geberde. Das Kind verstand deren Bedeutung nur allzu gut; es war ersichtlich froh, die Thürklinke schon in der Hand zu haben und floh förmlich zur Stube hinaus. Draußen in dem dunklen Flur schauerte es zusammen — durch die halb offenstehende Thür wehte ihm bittere Kälte entgegen. Die sorgsam geflickte, aber immerhin dünne Kleidung des Knaben vermochte wenig seine zitternden Glieder davor zu schützen. Er zögerte, in die Straße hinauszutreten; es schien fast, als ob er lausche, richtig, er hatte sich nicht getäuscht; leise, fast unhörbar öffnete sich im Hintergrund die Thür der kleinen Küche und eine feine Mädchengestalt glitt leicht durch das Dunkel ihm entgegen. Im gleichen Moment fühlte er ein großes Stück frischen Brodes in seiner kleinen Hand und hörte die herzlichen Worte:

„Da, Josef, es ist für Dich — laß es Dir schmecken! Und — nimm Dir das Gerede nicht zu Herzen. Wir schützen Dich."

Unter diesen Worten waren die Geschwister in die mondbeleuchtete Straße getreten. Das Mädchen hatte den Knaben behende vor sich hergeschoben; jetzt standen sie neben einander im Freien und das Mondlicht beleuchtete die Freude in des Kleinen hungrigem Gesicht. Er fühlte das Brod in seinen Händen, dies galt noch mehr als die tröstenden Worte. Für die hatte er nur ein leises Kopfnicken, das Brod aber betrachtete er mit liebenden Blicken.

„O, Gerty, wie bist Du gut!" rief er dabei froh, „jetzt werde ich besser laufen können, aber Du —"

„Geh', sorg' Dich nicht um mich," — sagte das Mädchen beschwichtigend — „sondern lauf. Du weißt, die Zeit ist kostbar. Glück auf den Weg!"

Josef nickte wiederum zustimmend und lief davon, indem er gleichzeitig seinem schönen, weißen Brod tapfer zusprach.

Das junge Mädchen lehnte noch ein paar Augenblicke gegen den Thürpfosten und sah dem Bruder nach, bis er bei einer Kreuzung der Straßen verschwand. Die Kälte mußte es dabei nicht stören, obgleich es sich keines warmen Tuches zu erfreuen hatte. Seine Kleidung war pauvre-gentile, wie denn auch die ganze Erscheinung Gerty's etwas an sich hatte, was ungemein schlecht zu der heruntergekommenen Umgebung paßte. Ihr ganzes Wesen, gleichwie das der ruhigen, fleißigen Frau drinnen in der Stube verrieth bei Beiden, daß sie eine bessere Bildung genossen hatten, als ihre jetzigen Verhältnisse erwarten ließen. Um so tiefer mochten sie deshalb auch ihr gegenwärtiges Elend empfinden. Das siebzehnjährige Mädchen hatte das stille, für sein Alter ernste Gesicht jetzt zum Himmel emporgewandt; es betrachtete gedankenvoll die glänzenden Sterne an dem dunklen Firmament: „Wenn doch auch nur so ein einziger Stern in sein armes Leben hineinleuchtete!" flüsterte es kaum hörbar, indem es nun, wie sich besinnend, rasch in den düstern Hausflur zurücktrat. Leise glitt es diesen entlang, mit stockendem Athem lauschend, wie drinnen in dem Zimmer der Vater wieder mit der Mutter zankte. Die arme Gerty preßte fest die Hand auf das junge traurige Herz und vermöge einer entschiedenen Willensanstrengung trat sie ein in die Stube.

Unterdeß durcheilte der kleine Josef Straße um Straße. In dem verödeten Stadtviertel, das er zunächst durchlief, hemmte nichts seine Eile. Keiner der hie und da auftauchenden Wanderer achtete des armen Kindes, das sein Körbchen am Arm eilig dahintrabte, während es in seinem kleinen Geist zum unzähligsten Male erwog und berechnete, welche Höhe möglicherweise der Er=

lös seiner Thätigkeit erreichen würde. Unter solchem Sinnen und Erwägen aller denkbaren und undenkbaren Eventualitäten nahte sich der Kleine belebteren Straßen. Die immer zahlreicher werdenden erhellten Schaufenster kündeten mehr und mehr den Mittelpunkt des Geschäftstreibens an. Schon ließ sich deutlich das laute Gewirr und Gesumme vieler Stimmen von dem Weihnachtsmarkte her vernehmen, woselbst eine bunte Menschenmenge eilfertig suchend und handelnd, neugierig schauend und wiederum bedächtig überlegend und berechnend einherwogte.

War es doch jene glücklich belebte Zeit, in der die Gedanken von Alt und Jung fast allgemein, wenngleich in verschiedener Weise, sich auf Eines richten, auf die Freuden der Christbescheerung. Wer kennt diese nicht? Wer erinnert sich nicht wenigstens aus seiner Kindheit jener derselben vorausgehenden Tage voll spannender Erwartung und reicher Hoffnung, voll aufmerksamer Ueberlegung und frommer List, die auszukundschaften strebt, was liebreiche Thätigkeit und rühriger Fleiß für Freuden und Ueberraschungen zu bereiten vermögen!

Jeder, der liebt und geliebt wird, kennt sie, diese frohe Thätigkeit, auf welche rechnend und spekulirend der industrielle Kaufmann vom feinsten Geschäfte an bis zu der Krambude auf dem Markte herab, jeder in seiner Art, das Menschenmöglichste versucht und leistet, um die Schaulust anzuziehen und die Kauflust zu reizen. So war es auch an diesem Abend auf dem Marktplatz der großen Stadt. Aus den langen Reihen der Bretterbuden glänzten unter dem flimmernden Schein zahlreicher Lichtchen, zwischen bunter Abwechslung von tausenderlei nützlichen und unnützlichen Dingen besonders alle die Herrlichkeiten hervor, welche dem Kindersinn wie der Blick in ein Feenland erscheinen.

Auch die Augen des kleinen Josef wurden größer und größer ob all' dieser Wunder, wovon er wohl schon im Schlafe geträumt. Besitzen — würde er dergleichen nie, das wußte er;

aber sehen, schauen, das konnte er, und darüber allein vergaß er schon Alles um sich her, vergaß seinen Hunger und seine Sorge, seine Berechnung und selbst seine Wollschäfchen in dem Moos des Korbes. Ebenso wenig beachtete er die um ihn her wogende Menge. Ein paar kurze Augenblicke war der Arme ganz Kind und glücklich. Ruhig ließ er sich stoßen und zur Seite schieben; es kümmerte ihn gar nicht, die glänzenden Augen hafteten ja auf so Vielem, dessen Anblick allein sein Herz schneller klopfen ließ. Ein Ruf — die härteste Prosa in seiner kümmerlichen Kinderexistenz — weckte ihn aus seinem Entzücken.

„Schäfchen kauft, bitte! Kauft Schäfchen!"

Der Kleine kam zu sich, mit schmerzlicher Deutlichkeit erinnerten ihn die Anpreisungen eines kleinen Concurrenten daran, wozu er hergekommen. Ja, er war keineswegs das einzige der bedauernswerthen Kinder unter dieser armen Fabrikbevölkerung, die sich auf die Schaf-Industrie geworfen, um durch etwas Verdienst ihr trübes, kleines Dasein nur halbwegs erträglich zu machen. Noch Viele liefen, gleich ihm, mit vor Kälte bebenden Gliedern hier durch die Menge und strengten ihre kleinen Kehlen an, deren Aufmerksamkeit auf ihren Handelsartikel und das Mitleid auf ihre Person zu lenken. Josef war darin noch Neuling; noch nicht oft war er zu Markte gegangen. Es kostete ihn Mühe, sich in dem Getriebe den Weg zu bahnen und mit verständlicher Stimme auch sein: „Schäfchen kauft, bitte, kauft Schäfchen!" einzuschalten.

Lange Zeit rief er vergeblich. Die geschäftigen Menschen hatten keine Zeit, keinen Blick für das arme Kind. Immer müder wurden ihm die wundgelaufenen Füße, immer schwerer ward ihm das bange Herz; vor seinen Augen flimmerte es. Der ganze Märchenzauber von Spielwerk für eine glückliche Kinderwelt, der ihn eben noch berauscht, versank in der dürren, düsteren Wirklichkeit. Hunger und Kälte peinigten ihn, dazu ge-

sellte sich die Furcht, mit leeren Händen heimkehren zu müssen, als drohendes Gespenst. Langsam verließ Josef die Budenreihen, um sich einer breiten, hell erleuchteten Straße zuzuwenden, wo Laden an Laden, einer prächtiger als der andere, sich aneinanderreihte. Er mußte dort einmal sein Glück probiren. Müde schlich er das Trottoir entlang, von Zeit zu Zeit seine bittende Anpreisung ausrufend. Dieselbe erwarb ihm dort wirklich einige Aufmerksamkeit; er fand einen mitleidigen Käufer für seine Waare.

Mit leichterm Korb und leichterm Gemüth, eine Menge Münzen in der Hand schritt er weiter. Mit dem Erwerb war neues Leben, neue Empfänglichkeit für die ganze Umgebung in ihm erwacht. Die verführerischsten Gestalten in Honigkuchen und Backwerk winkten aus dem Schaufenster eines Bäckerladens unendlich verlockend, und schon begann Josef zu erwägen, ob er in Anbetracht seines günstigen Handels, nicht etwas von dem errungenen Kapital an sich wenden dürfe. — Die ihm gewordene Drohung bot der verlockenden Stimme kein Gegengewicht; etwas Anderes that's. — Gerty's großes Stück Brod, das seinen fühlbarsten Hunger gestillt. Gerty hatte für ihn gedarbt, und seine kleine, großmüthige Seele entschied, daß auch ihr sein Ueberfluß zu Gut kommen müsse. Rasch wandte er dem lockenden Backwerk den Rücken, da — welch' ein Schaufenster, welche Pracht! Spielzeug in aller Art lag vor ihm. Hier konnte er wieder schauen und sich an dem Anblick dessen freuen, was andere Kinder beglücken würde. Durch die große Spiegelscheibe ließ sich deutlich erkennen, wie es da drinnen zuging. Eine Menge Käufer bewegten sich hin und her, bald hier, bald da wählend. Commis und Ladenjungfer hatten vollauf mit Bedienen zu thun. Besondere Rücksicht erwies man darin einer schönen, eleganten Dame, die Spielzeug um Spielzeug erstand, was sofort einem reich gallonirten Diener übergeben wurde. Josef unterhielt es ungemein, dies

zu beobachten, seine kleine Phantasie wob sich ein Bild von den reichen Kindern, für die das Alles erworben würde. Darüber vergaß er fast auf's Neue die Gegenwart, bis eine Stimme dicht neben ihm ihn aufforderte, seine Waare zu zeigen. Voll zitternden Eifers entsprach er dem Geheiß. Zum zweiten Male verkaufte er und erntete dazu noch Lob. Der alte Herr, der bedächtig in die Tiefen einer, wie es schien, unergründlichen Rocktasche seine Schäfchen versenkte, hatte wohlwollend deren zierliche Form gelobt uud dem Lobe ein Geldstück beigefügt, das den vorhergegangenen Erlös noch weit überschritt und mit jenem zusammen addirt, Josef eine enorme Summe vorkam. Sein Glück betäubte ihn förmlich; er dachte nicht mehr an Kälte und Müdigkeit, auch den Laden mitsammt der schönen, reichen Dame darin vergaß er. Vergnügt trippelte er die stark frequentirte Straße entlang, indem er immer wieder die Münze in seiner Hand und die übrig gebliebenen Schäfchen im Korbe zählte. Derart war er davon in Anspruch genommen, daß er des lebhaften Verkehrs um sich her nicht achtete und selbst das Pferdegetrappel nicht hörte, welches rasch näher kam. Laute Zurufe schreckten ihn erst auf, und zwei Pferdeköpfe dicht hinter sich sehend, wollte er hastig zur Seite springen, glitt aber aus und lag im anderen Augenblick unter den Hufen der Rosse. Mit einem kräftigen Ruck brachte der Kutscher die Pferde zum Stehen — lautes Geschrei erhob sich ringsumher. Der Knabe hörte nichts mehr davon, die Sinne waren ihm geschwunden. Ohnmächtig und blutend zog man ihn unter dem Wagen hervor, laut beklagt von den Vorübergehenden, die sich im Nu um den Wagen gruppirten. In diesem selbst wurde augenblicklich das Fenster niedergelassen, ein erschrecktes, junges Frauenantlitz beugte sich über den Schlag und eine zitternde Stimme rief:

„Um Gotteswillen, Georg, was ist geschehen?"

Der also Angerufene, der auf dem Lakaienbrett des Wagens

stehende Bediente, war bereits herabgesprungen und stand neben dem Schlag. Er leistete hülfreiche Hand, den todtähnlichen Knaben zu halten. Sowie die Dame denselben erblickte, traten ihr heiße Thränen in die Augen, und mit eigener Hand den Schlag aufstoßend, befahl sie, das arme Kind in den Wagen zu heben, damit sie es nach dem Hospital bringe. Ihre feinbehandschuhten Hände warfen dabei eine Menge Spielsachen zur Seite, auf den seidenen Kissen eilig Platz schaffend für den elenden, leidenden Knaben. Leicht hob der Diener ihn hinein, aber schon hatten die Zuschauer sich dicht herbeigedrängt, und ein altes, zerlumptes Weib rief gellend:

„Wahrhaftig, s' ist der Dorners Josef! Sein' Mutter wird der Madam' wenig Dank für's Hospital wissen — heim sollt sie ihn fahren — 's wär' gescheiter nach dem Unheil, was sie angericht' hat!"

Die Dame fing die Worte auf und, ohne den Nachsatz zu beachten, fragt sie rasch:

„Wo wohnen die Leute?"

„In der nördlichen Vorstadt, Kornstraße Nr. 115," lautete die gellende Antwort, mit der sich eine hagere Hand ausstreckte, um eine Belohnung für die Auskunft einzuheimsem.

„Geben Sie ihr einige Münzen, Georg," sagte eilig die Dame zu dem Diener, „und nennen Sie dem Kutscher die Straße, wohin er fahren soll, während Sie direkt Doktor B. in meinem Namen bitten, gleich nach dort zu kommen. Aber nun geschwinde zugefahren, damit wir aus diesem Tumulte kommen!"

Der Kutscher hegte offenbar gleiche Ansicht; die ringsumher laut seiner Ungeschicklichkeit oder Fahrlässigkeit gespendeten Schimpf- und Drohworte machten ihn warm und mit Unbehagen die rasch sich mehrende Volksmenge überschauend, war es ihm sehr darum zu thun, der mißlichen Situation zu entrinnen.

Tapfer hieb er daher auf seine Pferde ein, so daß die Nächst-

stehenden erschrocken zur Seite stoben. Der Weg war frei. Eilig benutzte er dies, gern es seinem Gefährten Georg überlassend, sich mit der eben nahenden Polizei auseinanderzusetzen.

Unterdessen kniete in dem Innern des Wagens die schöne Dame vor dem regungslosen Knaben, den sie möglichst bequem in dem weichen Polster des Rücksitzes gebettet hatte. Das Licht der Wagenlaternen warf seinen flackernden Schein über das schmerzverzogene Gesicht des Kindes, von dessen wachsbleichen Wangen sich die langen, dunklen Wimpern der geschlossenen Augen scharf abhoben.

Die junge Frau betrachtete das Kind mit tiefem Mitleid während sie eifrig ihr feines Battisttuch in zwei Theile zerriß und mit dem einen die blutende Kopfwunde nothdürftig verband, indeß sie den Rest dazu benutzte, Schläfen und Pulse des Ohnmächtigen mit Eau de Cologne zu befeuchten. — Die Fahrt dauerte lange, allmählig kam der Knabe zu sich, aber er sprach nicht, nur heiße Thränen entrannen seinen Augen.

Der eleganten Dame wurde es bange zu Muth. Hatte sie, dem ersten, raschen Impuls nachgebend, nicht thöricht gehandelt? Um fort aus dem Volkshaufen zu kommen, hatte sie die Aufgabe auf sich genommen, fremden Menschen das Kind in diesem Zustande zu bringen. Wie nun, wenn jene dabei ihres Samariterdienstes nicht achteten und nur die Schuldige in ihr sahen?

Der Gedanke ward ihr peinlich; war sie auch in der That unschuldig an ihres Kutschers Mißgeschick, so ahnte sie doch sehr genau, wie man aus Unverstand und Aufregung sie dafür verantwortlich machen könne. Sie begann zu überlegen, ob es nicht klüger sei, noch jetzt nach dem städtischen Hospital zu fahren — da bewegten sich des Knaben Lippen. „Mutter!" war das einzige Wort, das die Dame verstehen konnte. Sie hielt es fest.

„Gleich wirst Du bei Deiner Mutter sein, liebes Kind," sagte sie versichernd. „Sei nur guten Muthes. Fühlst Du Schmerzen?"

Keine Antwort, nur ein bejahendes Nicken.

Der Wagen fuhr jetzt langsam, er war in die verödete Kornstraße eingebogen, und der Kutscher strengte sich bei der spärlichen Beleuchtung an, die Hausnummer zu erkennen.

„Wahrhaftig, es muß das vereinsamte Haus ganz am Ende sein," brummte er in den Bart, indeß er jenem zufuhr. Vor der armseligen Hütte hielt die elegante Equipage. Unter der Hausthüre erschien eine ängstlich aussehende Frau, welche das ungewohnte Geräusch von Wagenrädern herausgelockt.

Der Kutscher war von seinem hohen Sitze herabgesprungen und mit der Rechten die Zügel festhaltend, öffnete seine Linke den Schlag. Die Dame beugte sich vor, und die beunruhigt blickende Frau gewahrend, fragte sie sanft nach der Mutter des kleinen Josef Dorner.

„Die bin ich," stotterte das arme Weib, von jäher Angst ergriffen; „o, bei allen Heiligen, was ist's mit meinem Kinde?"

Im gleichen Momente gewahrte sie dasselbe im Innern des Wagens und hörte seine schwache Stimme. Willig machte die Fremde nun den Weg frei, indem sie, der Geängstigten eine flüchtige Erklärung gebend, aus dem Wagen stieg. Sie entnahm dem Kutscher die Zügel und die unruhigen Thiere mit ihrer kleinen Hand sicher regierend, wies sie den Mann an, das Kind behutsam in das Haus zu tragen. Dies geschah dann auch unter Beihülfe der weinenden Mutter und der mittlerweile besorgt hinzugekommenen Gertrud.

Die junge, elegante Fremde stand allein in der bittern Kälte auf dem ungewohnten Wachtposten; sie hörte drinnen in dem Hause eine lärmende, zürnende Stimme, vermischt mit leisem Klagen und Schluchzen. Eilig kehrte jetzt der Kutscher zurück.

„Es ist ein elendes Nest, das da drinnen!" sagte er gedrückt und die Bewegung seiner Herrin gewahrend, setzte er förmlich bestürzt hinzu:

„Die gnädige Frau wollen doch nicht da hineingehen?“

Statt der Antwort betrat die gnädige Frau den düstern Hausflur und drückte die halbgeöffnete Stubenthür auf — aber zögernd blieb sie an der Schwelle stehen, betroffen von dem trostlosen Anblick, der sich ihr bot. Feuchten Auges sah sie zu, wie Gerty eben von der Bodenkammer eine dürftige Streue herbeischleppte, auf welche die Mutter von ihrem Schooße herab so sachte als möglich das Kind niedergleiten ließ. Schnell war die Dame bei der Hand. Ihrer reichen Kleidung wenig achtend, beugte sie sich helfend nieder, um den armen Knaben so bequem als thunlich zu betten, während sie gleichzeitig versicherte, noch selbigen Abends für ein besseres Lager sorgen zu wollen, wie überhaupt für Alles, was der Arzt bestimmen werde. Derselbe sei benachrichtigt und werde bald hier sein, fügte sie erklärend bei. Inzwischen hatten sie den Kleinen in eine leibliche Lage gebracht und entkleidet. Geduldig ließ er Alles mit sich geschehen, so schmerzerfüllt auch seine Mienen waren. Nur einmal stöhnte und jammerte er laut:

„O, mein Fuß, mein Fuß!“

„Sie sollen es mir theuer bezahlen, falls sein Fuß gebrochen und er lebenslang zum Krüppel gestempelt ist!“ brummte jetzt drohend eine zornige Stimme aus der Stubenecke heraus.

Die Dame wandte sich hastig nach der Richtung hin; sie bemerkte erst jetzt den Kranken, dessen Gegenwart ihr gänzlich entgangen war. Er hatte sie beobachtet vom ersten Momente an, da sie die Stube betreten, und mit völliger Berechnung sprach er nun die zornigen Worte. Vielleicht fühlte die Fremde eben jene Berechnung in den Worten heraus; denn, obwohl sie innerlich über die rohe, widrige Erscheinung, welche dort halb aufgerichtet mit zornigen Mienen im Bette saß, heftig erschrak, änderte doch augenblicklich ihr äußeres Wesen. Kühl und vornehm sagte sie:

„Wir werden Alles nach besten Kräften thun, um das Miß-

geschick unseres Kutschers wieder gut zu machen." Und sich der Frau zuwendend fügte sie milder bei: „Ich betrachte es als meine besondere Sorge, dem Kleinen alle mögliche Erleichterung zu verschaffen; der Arzt wird mir das Nöthige darüber mittheilen. Inzwischen sorgen Sie auch etwas für sich. Sie scheinen ganz erschöpft."

Noch sprechend, hatte sie ihren Geldbeutel hervorgezogen. Wie reichlich dieser aber auch bei ihrer Ausfahrt gefüllt sein mochte, alle die zierlichen Spielereien, die draußen achtlos in dem Wagen durcheinander lagen, hatten enorme Summen verschlungen, und nur zwei kleine Goldstücke waren zwischen kleiner Münze übrig geblieben. Die Fremde legte das Gold neben sich auf den niedrigen Tisch, an dem Josef seine Schäfchen zu formen pflegte. Noch immer ganz mit jenem beschäftigt, achtete die bekümmerte Mutter gar nicht darauf; anders der Kranke. Er winkte die Tochter herbei und bedeutete ihr, ihm das Geld zu bringen. Das Mädchen gehorchte traurig. Er balancirte das Geld auf seiner flachen Hand und betrachtete es spöttisch. Seine Mienen sagten deutlicher als Worte, wie schuftig er die Gabe finde.

Die reiche Dame sah und verstand seine Meinung. Dem entsprechend erklärte sie kühl:

„Für den Augenblick mögen diese kleinen Mittel ausreichen, morgen soll das junge Mädchen weiter erhalten, wenn es mir Nachricht über des Kleinen Befinden nach dem Bankhaus Edelheim bringen will. Dort frage es nur —"

Isabella konnte nicht weiter sprechen vor dem jähen Aufschrei des Mannes, sobald sie ihren Namen nannte.

„Edelheim, Edelheim!" wiederholte er zwei Mal in gellender Steigerung. „Also des Schuften stolze Carrosse ist über mein Kind dahin gefahren und seine Frau oder Tochter will hier die Großmüthige spielen! O, diese ganze verdammte Brut! Fort

von meiner Schwelle — behaltet Euer Geld! Nichts, nicht einen Heller mag ich davon!"

In unbändiger Wuth hatte er dabei die beiden Goldstücke von sich geschleudert, so daß eines derselben klirrend die Fensterscheiben traf.

„Ja klirr und klimpre nur laut!" schrie er in immer rasenderer Aufregung — „das Elend und die Sünde, die an Dir klebt, schreit doch noch lauter — verflucht seist Du in den Händen des alten Schurken und dieser dazu mitsammt seinen Kindern und Kindeskindern!"

Frau Wolfgang Edelheim wankten die Kniee. Einen solchen Wuthausbruch hatte sie noch niemals gesehen. Im ersten Moment lähmte das Entsetzen über solche Leidenschaft sie förmlich, dann aber floh sie aus dem Zimmer, doch die furchtbar wilden, in ausbrechendem Delirium ausgestoßenen Worte gellten ihr fort und fort in den Ohren. An den Pfosten der Hausthüre mußte sie sich halten, da stützte sie plötzlich eine sanfte Hand. Die verhärmte Frau stand neben ihr, sie hatte den geleisteten Samariterdienst nicht vergessen. Mit leiser, vibrirender Stimme bat sie:

„Achten Sie nicht seines Geredes — er ist jetzt unzurechnungsfähig. — Ich, ich danke Ihnen für Alles, was Sie meinem Josef gethan. Sie waren liebevoll mit ihm. Gott möge es vergelten — ich kann nur danken!"

Isabella vernahm den Schall der freundlichen Worte, verstand indeß kaum ihren Sinn; ihr Geist war zu erschüttert von dem, was ihr vorhin widerfahren.

„Was hatte der schreckliche Mann gewollt? Was sprach er von Fluch? Warum kam er so außer sich und verrieth solch' tiefen Haß gegen —"

„Die Reichen?" ergänzte Josef's Mutter schnell jene Fragen. „Ein reicher Mann betrog ihn einst, brachte ihn aus guten Verhältnissen an den Bettelstab. Das kann er nicht verwinden. Er-

innert er sich daran, so bricht er in Wuth aus. Verzeihen Sie, daß Ihnen Ihre Güte so gelohnt wurde. Darf ich Ihnen in den Wagen helfen?"

„Ja — doch nein," widersprach Isabelle, welche die sie stützende Hand ergriff. „Erst versprechen Sie mir Eines — Sie verschmähen meine Hülfe nicht? — Sie werden morgen mich aufsuchen, nicht wahr? O, ich muß genau wissen, wie es dem Kleinen geht und wer könnte mir das besser sagen als die Mutter!"

Der rechte Feck in deren Herzen war getroffen, ihr anfängliches Schwanken überwindend, versprach sie ernst und bestimmt:

„Ich werde kommen, verlassen Sie sich darauf. Nun jedoch muß ich hinein."

Um sie nicht länger aufzuhalten, begnügte Isabelle sich mit dem erhaltenen Versprechen und eilte in den Wagen. Die Pferde zogen an und in schnellem Laufe ging es den öden Weg zurück. Vor den Augen der jungen Frau aber schwirrte und schwindelte es. Trotz des Zartgefühls, das vorhin die Sprecherin veranlaßt, den Namen Edelheim zu umgehen, tanzte dieser doch fortwährend in feurigen Buchstaben vor Isabellens Geist. Geschichten und Gerüchte, wie sie in einzelnen Kreisen wohl einmal über den Ursprung des Edelheim'schen Reichthums circulirt hatten, waren höchstens ganz verschwommen, gleich einem Märchen aus sagenhafter Zeit, bis zu ihr gedrungen, jetzt plötzlich nahmen dieselben in ihrer aufgeregten Phantasie eine bestimmte Form an und verwebten sich mit den Vergeltung fordernden Worten des zornigen Mannes. O, Gott! hatten dieselben nicht Fluch verheißen einem ganzen Geschlecht auf Kinder und Kindeskinder hinaus — und diese Kindeskinder, das waren ihre kleinen, unschuldigen Engel, welche daheim so sanft und schuldlos schlummerten!

Das ganze Begegniß des Abends, der Schrecken, da man den Knaben unter den Rädern ihres Wagens hervorzog, die angst-

volle Fahrt, der Anblick der grausen Armuth und zuletzt der schreckliche Auftritt — das Alles hatte der zarten Frau Nerven bedenklich erschüttert, die Erinnerung an ihre kleinen Lieblinge erhöhte und besänftigte ihre schmerzliche Aufregung; sie löste dieselbe auf in Thränen, und das Gesicht in die seidenen Kissen bergend, weinte Isabella bitterlicher, als sie jemals in ihrer Jugend geglaubt hätte, daß man in einer so eleganten Equipage weinen könne.

IX.

Schatten.

Es kamen Zeiten schwer wie Blei,
Der Zweifel schlich sich in die Brust,
Der Traum der Neigung floh vorbei,
Und blasser wurden Lieb' und Lust.
Geibel.

Die in den kurzen Wintertagen frühzeitig zur Ruhe sich neigende Sonne warf ihre letzten freundlichen Strahlen spielend über die eingewirkten Teppichblumen in Isabellens behaglichem Salon. Sie vervollständigte den Eindruck, als ob daselbst Frühling statt Winter eingezogen sei. Reiche Blumentische mit den seltensten ausländischen Gewächsen neben frischen Blüthen aus Heimatherde verwandelten das Gemach in einen reizenden Garten. Der zarte Blumen- vorzüglich Veilchenduft, vereint mit der angenehmen Temperatur, ließ die rauhe Schneeluft gänzlich vergessen, welche draußen die kahlen Zweige der hohen Lindenbäume in Splitter brach und am Boden den Schnee thürmte, zum Ergötzen der übermüthigen Jugend, die in toller Lust umhersprang, dabei einander mit Schneeballen bombardirend.

Scheinbar diesem Spiele zuschauend, lehnte an einem der Sa-

konfenster der junge Hausherr. Sein farbloses Gesicht sah etwas müde, matt, vielleicht auch gelangweilt aus. Seine soignirten Finger, an denen ein kostbarer Brillant blitzte, trommelten ungeduldig gegen die Spiegelscheiben, indeß er langsam den Kopf nach dem Hintergrund des Zimmers zurückwandte. Dort ruhte auf einem bequemen Divan Isabelle; etwas wie Unmuth lag in ihren hübschen, sonst so freundlichen Zügen. Eine staunenswerthe Aufmerksamkeit widmete sie den seidenen Quasten ihres reichen Peignoirs, womit ihre Hände etwas nervös spielten, während ihr Gatte, nun sein Trommeln unterbrechend, sagte:

„Also es bleibt dabei, Isabelle, neun Couverts. Baron Osten erhält eine Einladung."

Nur allmählich hob sie da den gesenkten Blick, und fast scharf klang ihre Entgegnung:

„Ich weiß wahrhaftig nicht, Wolfgang, was Du dabei hast, Osten in eine solche Intimität zu ziehen. Er steht doch in gar keiner Beziehung zu uns, die zu mehr als einem oberflächlich-geselligen Verkehr berechtigte. Mit den Einladungen zu unseren Festen geschieht der Form völlig genug, mehr bedarf es nicht. Den Fremden in unseren Familien-Cirkel zu ziehen, sehe ich wahrhaftig keinen Grund; auch finde ich keinen Gefallen daran."

„Wie aber nun, wenn mir damit ein Gefallen geschieht?" erwiderte er ebenso scharf. „Mir ist es um die liebenswürdige Gesellschaft von Baron Osten ebenso zu thun, wie ihm um die meine. Eine Ehre ist die andere werth. Der Artigkeit, mit der er den näheren Verkehr mit uns sucht, will ich entgegenkommen. Es ist dies gerade der intime Umgang, wie er mir paßt."

„Gut," — sagte die junge Frau, ein leichtes, spöttisches Lächeln unterdrückend, — „so frequentire Du ihn, so viel Du magst, laß uns aber wenigstens den Weihnachtsabend en famille sein. Was sollte der Fremde im Kreise unserer Verwandten?"

„Ich weiß nicht, Isabelle, wie Du sprichst. Gehören etwa van der Brooks und der Rittmeister v. Reckling auch zu unserer Familie? Gegen sie erhebst Du doch keine Einwendung.“

„Mein Gott! Das sind Deine Jugendfreunde, die seit dem ersten Jahre unserer Verheirathung hier aus- und eingehen, wie zum Hause gehörig. Ein ganz anderes Ding ist es dagegen, mit Jemanden, der uns erst kürzlich seine erste Aufwartung gemacht hat, wie Baron Osten.“

Jetzt zuckte es um die Lippen des Banquiers eigenthümlich; seinen Schnurrbart spitz zudrehend, erklärte er mit einer gewissen Frivolität:

„Nun, wenn die anderen Beiden meine Jugendfreunde sind, so ist Osten der Deine und“ — fügte er bedächtiger bei — „derjenige von Rafael. Darauf empfiehlt sich doch auch einige Rücksicht; denn Deinen Bruder wird es sicher freuen, in dem engeren Kreis einen alten Bekannten zu finden.“

Bei seiner ersten Bemerkung hatte eine jähe, lichte Röthe Isabellens feines Antlitz überflogen. Wolfgangs Ton hatte sie gekränkt. Sie fand diesen ebenso unzart, wie seinen Eifer unklug, mit dem er den Mann in ihre Häuslichkeit zog, der ihr im geselligen Verkehr eine gar prononcirte Huldigung zu widmen begonnen. Ihr Gatte sah und wußte das — sie brauchte ihn nicht daran zu erinnern; wohl aber schwankte sie einen Moment lang bei der inneren Frage, ob sie Wolfgang nicht jetzt die Unterredung erzählen solle, welche einst in jener Stunde, wo sie seine Braut geworden war, zwischen ihr und Osten stattfand. Nie hatte sie darüber gesprochen, ja nach dem momentanen Triumphgefühl, auch wenig mehr daran gedacht. Seit Osten wieder ihren Weg gekreuzt, war dies anders geworden, und gern würde sie jetzt ihre Seele freigesprochen haben. Hätte Wolfgang selbst und das Leben an seiner Seite mehr dem idealen Bilde entsprochen, welches ihr einst vorgeschwebt, ihre ganze innere

Welt hätte sie freimüthig und klar dem Gatten offenbart. Jedoch, daß dieser nicht das sei, wofür ihre jugendliche Liebe ihn gehalten, war ihr längst kein Geheimniß mehr. Verflogen, wenn auch nur langsam, waren die Illusionen, angesichts der Wirklichkeit. Dabei hatte Isabelle gelernt, ihre einfache, gerade Aufrichtigkeit daran zu geben und ihre Worte auf die Wagschale menschlicher Klugheit zu legen.

Es bleibt nun einmal Wahrheit: im inneren Leben des Menschen gibt es keinen Stillstand — dasselbe strebt entweder aufwärts oder gleitet abwärts. Sachte war der letztere Fall bei Isabellen eingetreten. Zu stark war die Strömung, in die sie hineingerathen, und zu schwach ihre Willenskraft, ihr zartes Bemühen, Wolfgang in seinem Fühlen und Denken zu sich emporzuheben. Es kam zu keiner tiefinnigen Verständigung zwischen ihnen. Bei ihm war selbst eine gewisse Ruhe und Kühle der Empfindung eingetreten, sobald er das vorgesteckte Ziel erreicht hatte. Er ging auf in den Aeußerlichkeiten des Lebens, in persönlichem Hochmuth und seinen seichten Lebensanschauungen. Isabelle kannte diese und schloß auch jetzt daraus, daß ihre Erzählung ihm höchstens ein frivoles Lächeln ablocken, seine einmal gefaßte Willensmeinung aber nicht ändern werde. Er würde in dem Ganzen keine Geringschätzung Ostens gegen ihn, sondern einzig den Triumph herausfinden, dem Freiherrn den Rang abgelaufen zu haben und, dieser Ansicht entsprechend, in Zukunft nur einen doppelten Zweck desto eifriger verfolgen, zunächst den — mit dem guten, alten Adelsnamen Osten prunken zu können und zweitens, diesem selbst bei jeder Gelegenheit zu veranschaulichen, daß er, was Pracht und Reichthum angehe, den Baron überholt habe. Isabelle beurtheilte den, unter der Maske äußerlicher Gleichgültigkeit verborgenen Ehrgeiz ihres Mannes völlig richtig. — Dem gegenüber kam kein zartes Bedenken ihrerseits zur Geltung. Ein ehrliches Aussprechen desselben aber nur mit einem

mitleidigen Lächeln oder frivolen Scherz beantwortet zu sehen, davor schrak ihr weibliches Zartgefühl zurück, und ihr Mund blieb über das Vergangene stumm, wie vorher. Ueberdies däuchte ihr, daß sie sich genug gegen ihren eigenen geheimen Wunsch gewehrt habe. Sie griff deshalb eilig Wolfgang's Nachsatz auf, indem sie zustimmte:

„Ja, darin hast Du recht, die Rücksicht für Rafael könnte gelten. Es müßte diesen in der That anheimeln, Jemanden hier zu finden, der in unserm Elternhause lange Zeit quasi mit daheim war. Indeß gerade auf Rafaels Erscheinen bei dem Souper dürfen wir nicht rechnen. Am h. Abend, der ein Fasttag ist, wird er unserer Gesellschaft nicht beiwohnen. Du kennst ja seine Grundsätze und die Wahl seines Berufes!"

„Ja, ja," erwiderte Wolfgang, von neuem sein Trommeln beginnend, „ich kenne den Unsinn zur Genüge. Schade um den begabten Rafael – ich vermag rein diese kolossale Phantasterei nicht zu fassen. Es ist wahrhaft eine Sünde und eine Schande, so seine Jugend zu vergeuden."

Die junge Frau machte mit der Hand eine leichte, abwehrende Bewegung.

Ihres Gatten Antlitz verfinsterte sich.

„Anstatt darin Deinem Bruder zuzuhalten," sagte er herb, solltest Du ihn durch vernünftige Vorstellungen zu einem besseren Entschluß zu bringen suchen."

„Ich habe mit ihm geredet," lautete ihre ernste Entgegnung „und eine Antwort erhalten, die mich verstummen ließ."

„So!" sagte ihr Gatte näher tretend, während etwas Interesse aus seinen lebhaft gewordenen Mienen sprach. „Und was antwortete Dir denn der junge Gelehrte, wenn man fragen darf?"

Isabella hob jetzt voll den klaren Blick zu ihm auf.

„Ich stellte Rafael lebhaft vor, welch' ein Leben voll Mühen

er sich erwähle, welchen Freuden er für immer entsage. Er aber nickte nur dazu und sagte in seiner sanften, festen Weise: „Weißt Du, Ilse, als ich unseres Erich's Augen zudrückte, sind mir die meinen aufgegangen, um einen Weg zum Himmel zu sehen, von dem keine Macht der Erde mich abbringen wird."

Das in Wolfgang's Mienen aufgelebte Interesse wich einem Ausdruck, der dem Hasse ähnlich sah. Schneidend rief er:

„Phantasten seid Ihr — weiter Nichts! Unpraktische Menschen — doch lassen wir das jetzt gut sein. Du verstehst eben nicht, die Sache anzufassen, ich selbst werde den jungen Herrn noch zur Vernunft bringen. — Inzwischen dürfen wir indeß nicht vergessen, daß er unser Gast ist; tragen wir daher diesmal seiner Schrulle Rechnung, indem wir das Souper auf den ersten Feiertag legen. Dagegen wird er doch nichts einzuwenden haben?"

„Ich denke nicht —"

„Nun gut; die Sache ist demnach erledigt. Für Dienstagabend schreibe die Billets."

„Besorge Du dies, Wolfgang, ich bin in diesen Tagen sehr beschäftigt."

„Auch gut; so werde ich die Einladungen besorgen."

Mit diesen Worten schickte sich der Banquier an, das Zimmer zu verlassen; nahe der Thüre wandte er sich jedoch noch einmal um und kam einige Schritte zurück.

„Noch Eins, Isabelle, damit ich es nicht vergesse. Ich habe mich der Dorners wegen erkundigt. Der Mann ist ein Trinker. Laß Dich mit diesen Leuten nicht weiter ein, die Sache ist abgemacht, ich habe Georg's Ungeschicklichkeit mit einer bedeutenden Summe „Schmerzensgeld" bezahlt. Die Leute haben nichts weiter zu verlangen."

Isabelle sah auf; augenscheinlich befriedigte sie das Gehörte nicht.

„Ich mag mich mit dieser Art, durch ein Schmerzensgeld das Ganze erledigt zu sehen, nicht begnügen. Mich interessiren jene Leute ungemein; denn obwohl furchtbar herabgekommen, sind sie doch ersichtlich von besserer Herkunft. Die gute Erziehung der Frau ist unverkennbar; sie und das arme Kind haben lebhaft meine Theilnahme erweckt, ich möchte ihnen auf meine Weise wohlthun. Dies noch um so mehr, da der Mann in früherer Zeit mit Deinem Vater befreundet gewesen sein soll."

Der Banquier zog die Stirne kraus.

„Befreundet!" wiederholte er gedehnt. „Du wählst sonderbare Ausdrücke, Isabelle. Jener Dorner war vor langen Jahren ein Untergebener meines Vaters; er war Buchhalter in unserm Geschäft und wurde wegen Veruntreuungen entlassen. Aus Barmherzigkeit, nicht aus Freundschaft, kam er mit dieser Strafe davon. Mein Vater verfolgte die Sache nicht aus Rücksicht für Dorners Familie; denn seine Frau entstammt in der That der guten Gesellschaft. Die Rücksicht nutzte indeß nicht viel. Dorner hielt sich nicht lange mehr; er ergab sich dem Trunk und kam gänzlich herab. Das ist der Sachverhalt und Du kannst daraus entnehmen, wie wenig der schlechte Geselle Dein Mitleid verdient."

„Aber die Frau und das verunglückte Kind!" beharrte Isabelle mit Zähigkeit.

„Gut; gieb ihnen Geld oder was immer Du willst. Gehe aber nicht selbst mehr in ihre Behausung, es ist kein Platz für Dich!"

„Nein, nein," stimmte sie bei, „die Frau oder das Mädchen wird hierher kommen, die Gaben zu nehmen."

Wolfgang zuckte gleichgültig die Achseln, fügte aber doch bei:

„Laß dies nicht zu häufig geschehen und gehe auch auf kein weitschweifiges Gerede mit dem Weibe ein. Das Unglück macht bitter und geschwätzig, und leicht möchte die Frau, aller guten

Erziehung zum Trotz, in der Tonart ihres Mannes singen gelernt haben. Dergleichen Leute hält man immer am gerathensten sich fern!"

Nach diesen Worten ging Wolfgang; die schwere Portiere fiel hinter seiner feinen, eleganten Gestalt zu. Isabelle war allein. Mit einer gewissen Hast erhob sie sich aus dem schwellenden Polster und durchschritt das Gemach. Vor einem der Blumentische blieb sie stehen. Sie liebte Blumen ungemein. Aus ihrer Mädchenzeit stammte diese Liebhaberei noch, die nun eine ihrem jetzigen Reichthum entsprechende, kostspielige Ausdehnung genommen. In all' ihren Gemächern grünte und blühte es. Doch wie sie jetzt so dastand, galt ihre Aufmerksamkeit nicht dem exotischen Blätterschmuck, auf dem ihr Auge ruhte. Sinnend, fast träumerisch, blickte sie, im Gegensatz zu der eben gezeigten Hast, vor sich hin. In ihren Gedanken arbeitete Etwas; dieselben durchflogen noch einmal das vorhin geführte Gespräch und bei einem Punkte blieben sie haften. Die Erinnerung daran mußte die hübsche Frau traurig machen. Was war das für ein hell glänzender Tropfen, der jetzt auf den Blättern wie Thau brillirte! Schon wieder Thränen bei der glücklichen Frau? Nein, dies mußte Täuschung sein; denn einen kühlen, etwas hochmüthigen Blick sandte eben jetzt die Dame der geräuschlos eingetretenen Zofe entgegen, welche eine Sendung verschiedener Modeartikel und Spielwaaren meldete. Das gab den Gedanken sofort eine andere Richtung; lieber Himmel, wie viel hatte sie nicht noch zu richten, zu überlegen und mit Geschmack zu arrangiren für der Kinder frohen Christabend. Leben und Munterkeit weckte die Mahnung daran in ihr.

„Ich komme sogleich, Madelon," entschied sie, indem sie bereits der Zofe folgte.

X.

Verschiedene Weihnachtsfeier.

Reichthum heißt nicht Gold erlangen,
Reichthum heißt nicht Schätze graben,
Reichthum heißt: als sein umfangen
Was wir lieb von Herzen haben.
Armuth heißt nicht Schätze missen,
Armuth heißt nicht Geld verfehlen,
Armuth heißt: entbehren müssen
Was wir tief im Herzen hehlen.

Coutelle.

Das beseligende, von Alt und Jung ersehnte und von der ganzen, weiten Kinderwelt frohlockend begrüßte Weihnachtsfest war gekommen. Noch beschattete das Dunkel der Nacht die Erde — aber die Sterne erglänzten in ihrem klarsten Schein zu ihr nieder, und durch die frische, reine Luft klang ergreifend in die tiefe Stille hinein das Vollgeläute der Glocken. Herzerhebend mahnten die feierlichen Töne an die heilige Nacht, welche der ganzen im Dunkel der Sünde versunkenen Welt das Morgenroth der Erlösung gebracht durch die Geburt des lieben Christkindleins. Dasselbe in der neuen Krippe auf dem Altare der Kirche

zu grüßen, luden die frommen Töne feierlich, dringend, lockend ein, und Allen. die darauf mit reinem Herzen lauschten, klang es daraus gleich Engelssang:

„Gloria in excelsis Deo. Et in terra pax hominibus bonae voluntatis!“

Friedlich war es auch in der armen Parterrestube der Vorstadt, wo der kleine Josef, seinen gebrochenen Fuß in feste Schienen gelegt, sich ungeachtet dessen eines sanften Kinderschlummers erfreute. Er lag in einem guten Bett auf blendend weißen, weichen Kissen. In der ganzen Stube sah es besser aus, machte dieselbe auch noch immer einen armen, so doch keinen düstern Eindruck mehr. Schon deshalb nicht, weil der unwirsche Patient darin fehlte. Er hatte seinen Trinkrausch überstanden und das von dem Banquier ausgezahlte Schmerzensgeld benutzt, sich damit auf „Reisen“ zu begeben unter dem Vorwande, für sich eine passende Stellung zu suchen; das Geld sollte ihm dazu verhelfen. Wie mittlerweile sein Weib mit dem kranken Knaben durchkam, kümmerte ihn wenig. Reichte die Nähnadel der Frauen nicht aus, um sie zu erhalten — dann konnten sie eben darben.

Aber selbst wenn die Armen dieses gewußt hätten, würden sie sich dennoch erleichtert gefühlt haben durch seine Abwesenheit. Die ihnen dadurch werdende Ruhe begrüßten sie allein schon als eine Wohlthat, welche sich, vermittels der treuen Unterstützung Frau Isabellen's, zu einer ungeahnten Größe entfaltete. Mit richtigem Verständniß hatte diese herausgefühlt, daß nur das was sie der armen Mutter spendete, dem kleinen Kranken Nutzen und Erleichterung bringen würde. Wirklich praktisch hatte sie dafür gesorgt und mit entschiedenem Willen selbst auf Annehmlichkeiten und Freuden für den leidenden Knaben bestanden. Wie reichlich sie am Vorabend des Christfestes daran gedacht, bewies die Stube, in welche jetzt der schwache Lichtschein einer kleinen

Laterne fiel, die Gertrud in der Hand hielt. Sauber, selbst nett in einen neuen Mantel und Hut gekleidet, war das junge Mädchen von seinem dürftigen Bodenkämmerchen herabgekommen und blickte durch die halb geöffnete Thür in das Zimmer ein, um der Mutter den Morgengruß zuzunicken, ehe es in die Metten ging. Die Mutter war bereits auf, sie kniete, den Glocken lauschend, neben des Knaben Bettchen. Leise schlüpfte Gerty ein und beugte sich über sie, sie zu küssen. Die Mutter umschlang sie mit der Linken und zeichnete mit der Rechten ein kleines Kreuz auf ihre Stirn.

„Gehe mit Gott, mein Kind," sagte sie zärtlich, und auf den Schläfer deutend, fügte sie bei: „Er schläft so süß — selbst die Glocken hört er nicht. Bete für ihn und — den Vater!"

Gerty nickte verständnißinnig. Einen raschen, freudig belebten Blick durch die Stube sendend, verließ sie diese sachte und trat hinaus in die langsam dem Morgen entgegendämmernde Nacht.

Nachdem sie gegangen, richtete ihre Mutter sich leise auf; mit einer unbeschreiblichen Bewegung breitete sie einen Moment lang die Arme gegen Himmel. Dank- und Schmerzgefühl sprach wunderbar geeint aus dieser Bewegung. Eine schmerzliche Wonne durchschauerte eben die arme Frau, ging sie doch einer lange, lange entbehrten Beschäftigung entgegen. — Heute galt es wieder einmal, ihren Kindern eine frohe Christbescheerung zu bereiten. In verjüngter Behendigkeit bewegte sie sich in der spärlich erhellten Stube umher. Geschickt schnitt sie vermittels eines Vorhangs dem kleinen Josef den Einblick in ihr Thun ab, und nun begann sie geräuschlos ihr Werk. Aus dem dunklen Küchenraum kam ein kleiner, bereits geschmückter Christbaum zum Vorschein. Sie suchte einen Platz für ihn und fand denselben dort, wo von der kahlen Wand der einzige Werthgegenstand, den sie aus bessern Tagen gerettet hatte, sich abhob — ein schön geschnitztes Crucifix. Unter dem Kreuzesbaum pflanzte sie den

Christbaum mit seinen vielen Kerzlein auf. Seine grünen Zweige bis zu dem Schnitzwerk emporreckend nahm er sich gar freundlich auf dem mit frischem Linnen bedeckten Tischchen aus. Es war Josef's Arbeitstisch. Wie fleißig hatte er nicht daran gearbeitet und unermüdlich an seinen kleinen Holz- oder Gypsblöckchen gedrechselt und geformt! Jetzt sollte sein Fleiß belohnt werden und der Tisch tragen, was sein kleines Herz sich so oft und so vergeblich ersehnt hatte. Voll stiller Befriedigung arbeitete die glückliche Mutter daran; sie baute eine kleine Krippe. Die untern grünen Zweige des Baumes formte sie zu einem Dache, unter welchem, umkränzt von Lichtern, eine aus weißem Ton geformte Statue des Jesukindes seinen Platz fand, nebst zwei eben solchen Englein in anbetender, knieender Stellung. Die kleine Gruppe, inmitten des frischen Grüns und dem hellen Schein der Kerzen, machte sich allerliebst.

Frau Dorner ordnete Alles mit Geschmack, sinnig und still voll Freude in dem Vorgefühl, wie ihr Knabe sich freuen werde, seinen heißen Wunsch, solch' kleine Statuen zu besitzen, erfüllt zu sehen. Einstweilen galt es indeß noch, den kleinen Schläfer nicht zu wecken. Er schlummerte ungestört.

Unterdessen war Gerty die stillen Straßen entlang geeilt. Es war öde darin, und nur hie und da wanderten einzelne fromme Beter gleich ihr der Kirche zu. Allmählich verstummten die Glocken. Gerty beschleunigte ihre Schritte; sie hatte nun den neuen Stadttheil erreicht, in dem sich ein Gebäude prächtiger als das andere erhob. In stiller, stolzer Ruhe lagen dieselben da. Alles schlief darin. An einem dieser Prachtbauten blickte Gerty mit fast ehrfurchtsvoller Scheu empor. Das Gefühl überwallender Dankbarkeit durchzitterte ihre junge Seele. Wohnte doch dort die liebe, schöne Dame, welche, gleich einem Engel, Licht und Freude in ihre trostlose Existenz gebracht. Das Elend derselben hatte schwer auf Gerty gelastet, trotz ihrer Jugend.

Sie war eine feinfühlige Natur und empfand vermöge der erhaltenen guten Bildung das Drückende ihrer Lage in seiner ganzen Schärfe. Um zehn Jahre älter als ihr Bruder, erinnerte sie sich noch genau anderer, besserer Zeiten. Josef kannte nur kleine, und später elende Verhältnisse; sie hingegen hatte noch den Wohlstand gesehen, in welchem ihre Eltern früher gelebt. Sie wußte, zu welchen Ansprüchen die Mutter berechtigt war die nun fortwährend mit Dürftigkeit, ja mit Elend so tapfer kämpfte, neben stillem Dulden. Gerade dies hatte den nachhaltigsten Eindruck auf ihren jungen Geist geübt. Es rief ihre jugendliche Energie wach, die sie antrieb, mit der Mutter zu arbeiten und für diese zu sorgen. Darüber vergaß sie den eigenen Kummer und die Hoffnungen, um die ihre Jugend betrogen worden. Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre hatte sie gelernt und unter einer sorgfältigen Schulbildung reiche Fähigkeiten entwickelt. Dieselben weiter auszubilden war ihr Wunsch gewesen — aber das rasche Sinken ihrer traurigen Existenz vereitelte das. Zum Lernen gab es keine Zeit mehr — sie mußte arbeiten. Arbeiten Tag aus, Tag ein, oft bis spät in die Nacht hinein an den feinen Modeartikeln, die viel Mühe kosteten und gering bezahlt wurden. Und dieser Verdienst, den ihre emsigen, kleinen Finger herbeischafften — wie oft, wie unzählig oft verschwand er durch die träge Hand ihres Vaters in einem unergründlichen Abgrund, während die Noth daheim wuchs und stieg bis zu dem gegenwärtigen Elend — in das endlich ein Lichtstrahl gefallen war.

O, dieser Lichtstrahl, wie empfänglich machte er das junge Herz für die Weihnachtsfreude! Es war durchdrungen von der frohen Zuversicht, daß das Christkind ihnen Erlösung gebracht habe. Seine gütige Fürsehung hatte Josef's Unfall zu ihrer aller Heil gewandt, indem es ihnen die Hülfe der guten, schönen Dame sandte. Das junge Mädchen verehrte letztere bereits

mit dem ganzen Enthusiasmus seines Alters und dem lebhaften Dankgefühl eines innigen Gemüthes.

„O, die Gute schläft glücklich und sorglos dort drinnen hinter den prächtigen Vorhängen!" dachte Gerty, während ihr Auge an den dunklen Fenstern des palastähnlichen Gebäudes vorüberschweifte. Todtenstille lag über demselben. Kein Leben regte sich darin. Erst spät in der Nacht, nachdem die herrschaftliche Equipage ihre müden Insassen aus einer brillanten Soiree heimgebracht, hatte sich das stattliche Thor des Hauses geschlossen. Daher lag noch die erste Ruhe darüber; die Glocken lockten da heraus wohl Niemanden zur Kirche! Und doch — öffnete sich jetzt sachte neben dem stattlichen Thorflügel die Seitenpforte. Gerty hemmte unwillkürlich ihren Schritt, da ihr auf das Haus gerichteter Blick den hohen, schlanken Mann gewahrte, der in's Freie hinaustrat und die Pforte sorgsam hinter sich schließend, den Schlüssel beisteckte. Etwa wie um sich zu orientiren, schaute er die Straße auf und nieder, ehe er elastischen Ganges voranschritt, dicht vor Gerty her. Sollte er mit ihr ein gleiches Ziel verfolgen? Und wer konnte es sein? Diese zwei Fragen beschäftigten des Mädchens Neugier; denn keinenfalls gehörte jene stattliche Gestalt zu der Dienerschaft und ebensowenig war es die des Hausherrn. Den kannte Gerty, das heißt, sie hatte ihn in den letztvergangenen Tagen einmal gesehen, als sie zur Frau Isabella beschieden gewesen. Auf der Stiege war er ihr da begegnet und hatte sie mit einem Blick gemustert, vor dem sie, in Beschämung erglühend, den ihren gesenkt.

Nie hatte sie ihre Armuth tiefer empfunden, als in jenem Augenblick; denn daß ihrer jugendlichen Schönheit das kecke Anstarren gegolten, kam ihr nicht in den bescheidenen Sinn. Sie hatte sich nur dadurch verletzt und gedemüthigt gefühlt und derjenige, der ihr diese Demüthigung bereitet, war ihr im Gedächtniß geblieben. Keine Aehnlichkeit bestand zwischen ihm und dem

jungen Fremden vor ihr, der nun, um die Straßenecke biegend, richtig den Weg nach der Kirche nahm. Beide waren sie jetzt derselben nahe, und mit ihnen eilten hier aus allen Richtungen her Menschen dem Portale zu, um sich gleich darauf in dem schönen, hell erleuchteten Gotteshaus unter der Menge von Andächtigen zu verlieren.

Unter den die hohen Hallen feierlich durchbrausenden Orgeltönen nahm der Gottesdienst seinen Anfang und fand sein Ende. Andächtig war Gerty ihm gefolgt, in kindlich inniges Gebet versenkt, hatte sie ihre Umgebung nicht weiter beachtet. Erst jetzt, da sie sich erhob, um die Kirche zu verlassen, gewahrte sie, daß der junge Fremde aus dem Edelheim'schen Hause die ganze Zeit über neben ihr gekniet hatte. Er kniete noch dort auf dem kalten Steinboden in andächtigem Gebete. In der Andacht des Mannes liegt etwas Ergreifendes, diejenige dieses Beters erschien ordentlich weihevoll. Um was mochte er beten? Die Engel, die sein Flehen emportrugen, hätten es verrathen können, wie nahe sein und des Mädchens Geist sich in ihren Bitten begegnet waren. Gerty ahnte das nicht; sie achtete nur darauf, seine Andacht nicht zu stören und eilte, unbeachtet die Kirche zu verlassen, um Mütterchen daheim rechtzeitig für die nächste Messe abzulösen.

Mit kinderfrohem Herzen, voll glücklicher Neugierde kehrte sie zu der bescheidenen Wohnung zurück, in stiller Befriedigung schon von Ferne durch die schadhaften Läden den hellen Lichtschein bemerkend. Die gute Mutter hatte genau die Zeit ihrer Abwesenheit berechnet. Alles war bereit. Sobald sie den nahenden Schritt der Tochter hörte, ging sie ihr bis zur Thüre entgegen und zog sie hinein neben das Bettchen des kleinen Patienten. Noch schnitt der Vorhang von dort die Aussicht ab, aber des Christbaum's viele Kerzlein warfen bereits so hellen Schein auf Josef's Augen, daß dieser dieselben zu reiben begann. Sachte

beseitigte jetzt die Mutter den schützenden Vorhang, und die Schwester neigte sich zu dem kleinen Schläfer nieder, indeß ihre glockenklare Stimme voll und rein das liebliche Weihnachtslied anstimmte:

„Ihr Hirten erwacht
Vom Schlummer der Nacht!
Nach Trübsal und Leiden
Verkündet Euch Freuden
Der Engel, der Botschaft
Vom Himmel gebracht!"

Der Kleine öffnete seine Augen, groß und verwundert blickte er um sich, eine unbeschreibliche Freude verklärte sein feines, schmales Gesicht und so rasch als möglich sich aufrichtend, breitete er die Arme aus und jubelte:

„O, Mutter, Mutter, brachte dies das Christkind? — Ein Weihnachtsbaum für mich!"

In den Wörtchen „für mich" gipfelte der ganze rührende Jubel eines errungenen, nie für möglich gehaltenen Glückes.

Dasselbe absorbirte ihn ganz, während auch Gerty ihre Ueberraschung fand — in unerhörtem Reichthum. Wie im Traume stiegen frühere Weihnachten vor ihr auf. Die Frauen blickten sich an und verstanden einander. Gerty umschlang die Mutter und ward nicht müde, ihr zu danken, indeß Josef dazwischen rief:

„Und das Jesukind soll wirklich mir gehören, Mutter lieb?"

Seine Blicke sahen nur mehr die kleine Statue, so daß seine Mutter sich beeilte, sie ihm auf sein Bettchen zu geben.

„Es ist Dein eigenstes Eigenthum, mein Liebling, mitsammt den Englein."

Mit vor Freude zitternder Hand umfaßte der Knabe die kleinen Figuren, sorgfältig prüfte er die Formen, fast andächtig studirte er den Ausdruck der kleinen Köpfe.

„O, Mütterchen, wie froh bin ich! Ich danke dem Christkind

und Dir tausend, tausend Mal. Aber bitte, stelle jetzt Alles wieder in die alte Ordnung — es war so schön!"

Sein Wunsch wurde erfüllt, und völlig entzückt hing sein Blick an der kleinen Gruppe. Unwillkürlich falteten sich jetzt seine Händchen und der Schwester zunickend, sagte er innig:

„Wie sind wir so glücklich, Gerty; singe noch mehr, singe das schönste Jubellied der Weihnachtszeit!"

Bereitwillig stimmte sie es an, und zitternd mischte seine schwache, sanfte Stimme sich in die aufjubelnden Töne:

„Erde singe, daß es klinge,
Laut und stark Dein Jubellied.
Himmel alle, singt zum Schalle
Dieses Liedes jauchzend mit.
Singt ein Loblied eurem Meister,
Preis't auch ihr ihn, Himmelsgeister;
Was er schuf, was er gebaut,
Preis' ihn laut!"

Eine Weile horchte die Mutter still zu, dann entschlüpfte sie leise und machte sich auf den Weg zur Kirche, die Kinder ihrer reinen Festfreude überlassend.

Ein reicher Christbaum, voll des prächtigsten Schmuckes und der auserlesensten Näschereien, prangte in dem Edelheim'schen luxuriösen Familiensalon; seine grünen Spitzen reichten nahezu bis an die kostbare Stuckarbeit der Zimmerdecke und seine zahllosen Wachslichter glänzten doppelt und dreifach in den hohen Spiegeln zurück.

Ein wahres Glanz- und Lichtmeer durchfluthete den eleganten Raum, in dem eine Menge Tische und Tischchen einen staunenswerthen Reichthum von prächtigen Geschenken aufwiesen. In des Baumes nächster Nähe thürmte sich ein ganzer Bazar von Kinderspielzeug auf. Ein fünfjähriger Knabe, der kleine Leon, stand

verwunderten Blickes davor. Offenbar war das, was er sah, zu viel, und in seinem kleinen Leben machte sich schon die Wahrheit des Sprüchwortes bemerkbar:

„Die Wahl — die Qual!“

Unschlüssig wanderten seine lebendigen Augen von einem Gegenstand zum andern; plötzlich war seine Wahl getroffen, mit unverkennbarer Energie zog er über den feinen Parquetboden hin ein prächtiges Schaukelpferd näher herbei, schwang sich darauf und hatte von nun an nur mehr Sinn für seinen Ritt. Den ganzen übrigen Reichthum von Spielwerk kaum mehr beachtend, rief er nur hie und da ein lautes „Halloh!“ seinem Schwesterchen zu, das auf den Armen der Wärterin krähte und jauchzte über die vielen, vielen Lichtchen, nach welchen seine kleinen Hände fortwährend haschten. Alles Bemühen einer älteren Dame — welche aber vermittelst ihrer eleganten Toilette offenbar redlich gestrebt hatte, eine jugendliche Großmama vorzustellen — der Kleinen die gebührende Aufmerksamkeit für die ihr zugedachten kostbaren Kleidchen und Hütchen abzugewinnen, ging völlig verloren. Der Eifer, den Sinn dafür zu wecken, kam für das zweijährige Fräulein noch etwas zu früh. Dessen Lust blieben einstweilen die vielen Licht- und Goldzierrathen des Baumes. Bezüglich der letzteren zeigte sich in seinem und des Großvaters Geschmack einige Uebereinstimmung. Herr Edelheim sen., dessen Gestalt mit den Jahren noch etwas korpulenter geworden und dieserhalb der dicken goldenen Uhrkette immer mehr Spielraum auf der weißen Weste verlieh, um ihren ganzen Vollwerth zu zeigen, bewegte sich ungemein selbstzufrieden zwischen den Enkeln einher. Er versuchte jetzt, den allzu geräuschvoll werdenden Ritt des kleinen Leon zu mäßigen, indem er ihm zurief:

„Was das kleine Edithchen nicht für eine Freude an den prächtigen Goldkugeln hat! Sieh'st Du's, mein Sohn? Schau, schau

nur zu — prächtig sind die Dinger und glänzen thun sie wie lauter vollwichtige Louisd'ors!"

„Die Dein Großvater für Dich eingeheimst," — dachte der kleine, dicke Rittmeister von Reckling, indeß er, seine etwas gewaltsam eingeschnürte Taille bedächtig wiegend, inmitten der anderen Gäste stand und mit diesen „die Ueberraschungen" bewunderte. Der Rittmeister war ein vielseitig gebildeter Mann, er behielt deshalb neben der gezollten Bewunderung noch Zeit genug zu solch' kleinen Gedankenabschweifungen, die sich indeß bald zu der Erwägung flüchteten, welche Novität das Menu heute Abend bieten werde?

Während er diesem tiefsinnigen Gedanken nachforschte, trat der Banquier zu der Gruppe und mischte sich in das Gespräch. Ein lautes, buntes Stimmengewirre herrschte in dem Salon. Das Lärmen der Kinder verhallte dazwischen. Leon war seines Schaukelpferdes müde geworden; für den Großvater und dessen schwungvolle Ideen zeigte er gar keine Sympathie, dagegen desto mehr für den jungen, schönen Mann, der sich ihm jetzt näherte. Diesen begrüßte er jubelnd und sich an seine Hand fest anhängend, zog er eifrig plaudernd ihn vor alle seine Reichthümer hin.

„Onkel Rafael," — fragte er plötzlich mit glänzenden Aeuglein, aus denen kindliches Vertrauen leuchtete, — „Onkel Rafael, wo ist dann das Christkind, das dies Alles für mich gebracht hat?"

Der junge Mann beugte sich rasch zu dem hübschen Knaben nieder, und ihm die wilden Locken zurückstreichend, sagte er liebreich:

„Im Himmel,' Leon!"

„Aber," meinte der Kleine etwas enttäuscht, „da kann ich es ja nicht sehen und — ich will es sehen!"

Der Ton, in dem er die letzten Worte sprach, verkündete deut-

lich, wie sicher der verwöhnte Kleine glaubte, sein Wunsch müsse selbst das Christkind vom Himmel herbei citiren.

Rafael v. Reichenau fühlte sich dadurch fast peinlich berührt; mit einem Anflug von Ernst erwiederte er betonend:

„Du kannst das Christkind nicht sehen, mein kleiner Kamerad, doch das Christkind sieht Dich; es sieht auch, ob Du brav bist —"

Der Kleine schaute den ihm wieder zulächelnden Onkel bedenklich an und sagte dann, mit seinem Kinderverständniß einen anderen Ton anschlagend, ganz treuherzig:

„Ach Onkel Rafael, ich möchte es aber doch so gerne einmal sehen!"

Bei dieser Bitte überflog Rafaels Blick rasch den brillanten Salon, aber unter all' dem reichen dekorativen Schmuck desselben fand er nicht, was er suchte. Es mochte ihm in Erinnerung bringen, unter wessen Dache er sich befand, da er diese völlig moderne Einrichtung überschaute, wo es keinen Raum gab für das, was in seinem Elternhause in Bild und Schnitzwerk so frühe dem Kindergemüth erzählte von des Menschen höchstem Gut. Von hundert anderen Dingen sprachen hier ringsumher die Statuetten, Bilder und Gemälde, und schon wollte Rafael sein Auge abwenden, als er etwas im Schatten hängend einen herrlichen Stahlstich nach Murillo's Madonna mit dem Jesukinde gewahrte. Im selben Augenblick hatte er auch den kleinen Leon auf dem Arme und sagte herzlich:

„Kannst Du auch das Christkind selbst nicht sehen, so will ich es Dir doch im Bilde zeigen."

Froh klatschte der Kleine in die Händchen.

„Ja, Onkel, bitte, bitte!"

„So komm' — sieh' es hier auf den Armen seiner lieben Mutter, umgeben von tausend Englein. Auch Dein Schutzengelchen ist darunter."

Er hob das Kind zu dem Bilde empor, das dieses mit strahlenden Augen betrachtete.

In diesem Momente streifte die Beiden das seidene Gewand der jungen Hausfrau; unbeachtet hatte sie dem Zwiegespräch gelauscht. Es traf ihr Herz, und für wenige Sekunden verschwamm der glänzende Salon mit all' seiner Pracht vor der Erinnerung an die längst versunkenen, einfach-sinnigen Weihnachtsfreuden ihrer eigenen Kindheit. Sie hätte da, gleich ihrem kleinen Sohne, den Arm um Rafael's Hals schlingen und mit den Beiden die ganze Umgebung vergessen mögen.

Dazu blieb ihr aber keine Zeit, nahte ihr doch gerade in diesem Augenblick einer ihrer Gäste, Baron v. Osten. Er verneigte sich tief, während er ihre gebotene Hand an die Lippen führte. Er behielt dieselbe dabei länger, als zur einfachen Courtoisie erforderlich, in der seinen, indeß er in verbindlichster Weise sagte:

„Ich bin Ihnen, gnädige Frau, unendlich dankbar für die große, meinem Töchterchen zugedachte Güte; es schmerzt mich wahrhaft, die Kleine all' dieser Freuden hier verlustig zu sehen."

„Sie haben sie nicht mitgebracht?" entgegnete Isabelle hastig, während sich die bei seiner Begrüßung erhöhte Farbe ihres Antlitzes langsam verlor.

„Leider nein; meine Schwiegereltern machten ihr Anrecht geltend, sie opponirten gegen die Reise zu Winterszeit. — Die Kleine ist zart. So mußte ich mich in meine Vereinsamung fügen. Aber gerade dieserhalb weiß ich doppelt Ihre Güte zu schätzen, welche dem armen Einsiedler hier in dem frohen Familienkreis ein Plätzchen gönnt."

Und an ein paar freundliche Worte ihrerseits wieder anknüpfend, fügte er bei:

„Verschmähen Sie daher auch meine bescheidene Gabe nicht —

die kleinen Boten mögen Ihnen besser meine Gefühle verdolmetschen als schwache Worte!"

Er löste eine Hülle Seidenpapieres von einem kleinen Gegenstand, den er bisher in seiner gesenkten Linken gehalten. Entzückend schön, kam ein niedliches Bouquet frischer, lebender Blumen zum Vorschein. Ein wahres Frühlingswunder in Winterzeit! Nur Maienglöckchen und Vergißmeinnicht. Die ersteren — ihre Lieblingsblumen — bildeten den schneeweißen Fond, durch den ein lichtblaues J. sich schlang. Rasch strömte der jungen Frau alles Blut zum Herzen. Ihre Lieblingsblumen brachte er ihr — sollte es eine Mahnung sein an jene Zeit, wo sie, fast noch Kinder, zusammen dieselben im frischen Waldesgrün gepflückt, wo in ihren eigenen Herzen Gefühle geschlummert, die zu wecken ein ehrliches kleines Wort aus seinem Munde gleich Lenzeshauch genügt hätte. Er hatte das damals versäumt. Was sollte es jetzt? wo nur der Gedanke daran eine Beleidigung ihrer Frauenwürde in sich schloß.

Blitzähnlich durchzuckte dies Alles Isabellen's Seele, ihre Hand, welche die Blumen ergriffen, zitterte, ihre Wangen glühten; fast verwirrt senkte sich ihr Blick vor dem seinen, der einen allzu deutlichen Commentar zu den scheinbar glatten Worten lieferte.

Die junge Frau zürnte ihm darum, und doch durchbebte daneben ihr Inneres eine fremde, ungekannte Bewegung, in der sie hätte jauchzen und weinen mögen zu gleicher Zeit. Ordentlich erlösend, däuchte ihr da der, den Sirenengesang der erwachenden Leidenschaft übertönende, lebhafte Ruf des beweglichen Reckling's dicht neben ihr:

„Haben gnädigste Frau, deren kleine reizende Feenhände uns Arme alle mit einer solchen Fülle von Güte überschütteten, denn auch bereits geschaut, was meines Freundes Geschmack für die schöne Gattin gewählt?"

Isabelle wandte sich hastig um; an dem Platze, der ihre Geschenke barg, sah sie Wolfgang beschäftigt, einige feine Etui's zu öffnen — sie eilte dorthin, aber geblendet von dem ihr entgegenstrahlenden Glanz, trat sie zurück. Die Liebe für Edelsteine und kostbares Geschmeide stand noch in voller Blüthe bei ihr, jeder Zuwachs ihres reichen Schmuckes war ihr willkommen, das aber, was sie jetzt vor sich sah, überstieg jede Erwartung. Vor den Brillanten versiegten die Thautropfen in ihren Augen — sie leuchteten nur mehr in Entzücken.

Wolfgang war zur Seite getreten; mit einem nonchalanten Lächeln sah er zu, es trug den Ausdruck zur Schau, als habe er gar nichts Besonderes gethan. Doch den Triumph, den sein glattes Gesicht verbarg, feierte er in Gedanken. Er hatte den Freunden und vorzüglich dem Baron von Osten gezeigt, was er vermöge. Die Steine, die er hier bot, sie konnten kühn die Ostenroder Familienjuwelen in die Schranken fordern. Das befriedigte seinen eiteln Ehrgeiz.

Wie seine Eltern den höchsten Genuß des menschlichen Lebens im Zusammenscharren und im äußeren Schein gefunden, so fand er ihn in dem „Brilliren" mit dem errungenen Reichthum. Auf feine Manier dies zu bewerkstelligen, dazu eigneten sich die Aufmerksamkeiten für seine schöne adelige Frau. Dieser Erwägung entsprangen dieselben, nicht dem Gefühle treuer Liebe.

Isabelle hatte bereits in den letzten Jahren dies verstehen gelernt. Auch jetzt schlich es, nach dem ersten Rausch der Ueberraschung, wie ein eisiger Hauch in ihr Herz, als sie, eben im Begriffe, recht warm und herzlich Wolfgang zu danken, dessen kühlem, affectirt lässigem Blicke begegnete, der sie mahnte, vor den Augen Fremder die Sache gleichmüthiger aufzufassen. Unwillkürlich kühlten sich da die warmen Worte auf ihren Lippen ab. In der ersten Ueberraschung hatte sie die blühenden Blumen gerade neben die blitzenden Edelsteine gelegt, und wie

ihr Blick jetzt wieder über das Ganze hinglitt — da nickten die duftigen Frühlingsboten ihr so fröhlich und erinnerungsreich entgegen, daß der Brillanten Glanz daneben erlosch. Schnell wandte die junge Hausfrau sich ab, und mit der liebenswürdigsten Formgewandtheit, wie ihr Gatte sie an ihr liebte, lud sie ihre Gäste zur Tafel in das anstoßende Speisegemach.

In kluger Ueberlegung, wie wenig er für die Unterhaltung werde sorgen müssen, und wie gut für seinen Unterhalt gesorgt werden würde, bot flink der gute Reckling Frau Edelheim Mutter den Arm, und ehe Isabelle den ihres Schwiegervaters ergreifen konnte, stand Osten, der eben noch in lebhafter Unterhaltung mit Rafael gewesen, vor ihr, galant um die Ehre bittend, sie zu Tisch geleiten zu dürfen.

Dem lucullischen Mahle wurde alle Ehre angethan, und je weiter man in diesen Bemühungen vorschritt, desto erhöhter zeigte sich die Stimmung.

Leon und Edith — Frankreich und England hatten Namen für die kleinen Edelheim'schen Sprossen liefern müssen — waren mitsammt ihren Bonbons längst zu Bette gebracht; längst waren die Kerzen des Christbaumes erloschen und somit jede Erinnerung an das Fest des Tages geschwunden. Dessen eigenster hoher Bedeutung hatte wohl kaum einer der tafelnden Gäste weder am Morgen, noch am Mittag oder Abend einen Gedanken geschenkt, oder überhaupt in demselben etwas Anderes gesehen, als die herkömmliche Gelegenheit, üppig in Speis' und Trank zu feiern — was, das wußte man selbst nicht recht. Dies that aber auch nichts zur Sache; den Geist mit zu viel Fragen plagen, war nicht räthlich; viel empfehlenswerther blieb, einfach mitzumachen, was „die Form" eben herbrachte.

Das war so ziemlich die Gesinnung der sämmtlichen Herrn, welche an Wolfgang's gastlicher Tafel behaglich den Champagner hinunterschlürften und das treffliche Festarrangement der schönen

Hausfrau lobten. Nur ein Einziger bildete darin eine Ausnahme — Rafael v. Reichenau, der schöne junge Mann, der in der Frühe des anbrechenden Morgens andachtsvoll in der Kirche sein Knie gebeugt und Gott seine Erstlingsgedanken geweiht. — Er glich hier inmitten dieser üppigen Lebemänner einer in fremdes Erdreich unter niedriges Strauchwerk versetzten Palme. — Der reine Ausdruck in seinen geistreichen Zügen, das freundliche Lächeln um den intelligenten Mund zeichnete ihn ebenso aus, wie seine lebhafte Unterhaltungsgabe und die edle Gleichmäßigkeit seines Wesens.

Er verlor diese keinen Augenblick, auch da nicht, als die Damen sich zurückgezogen, und nun der Unterhaltungston in den Farben eines Gelages zu schillern begann. Während das häufige Geklirre der Gläser unsichere Hände, und laute Stimmen frivole Gedanken verriethen, verlor seine sichere Haltung auch nicht ein Atom von ihrer vornehmen Ruhe. Sie, vereint mit der gleich reinen Klarheit der leuchtenden Augen, welche vorlaute Spötter sehr wohl in Schranken zu weisen wußten, bildeten bis zuletzt einen seltsamen Gegensatz zu den glühenden Köpfen und weinrothen Gesichtern der Andern. Endlich hatten die Herren sich genug gethan. Man brach auf, und mit Hülfe behender Diener fand Einer nach dem Anderen sich in seinen harrenden Wagen hinein. Nur der Hausherr und sein junger Schwager blieben zurück. Da jetzt auch dieser nach Abgang des letzten Gastes sich auf sein Zimmer begeben wollte, hielt Wolfgang ihn auf.

„Laß uns zusammen noch eine Cigarre rauchen und etwas plaudern, Rafael, ich möchte noch mit Dir reden!“

Gefällig wandte derselbe sich zurück, und eine Havanna dem dargereichten Kistchen entnehmend, ließ er sich, nach dem Beispiel seines Schwagers, in einem der tiefen Fauteuils neben dem behaglichen Kaminfeuer nieder. Wolfgangs Aufforderung, sich

gleich ihm weiter zu Champagner zu verhelfen oder eine Tasse schwarzen Caffee's zu nehmen, lehnte er indeß ab.

„Gut," meinte jener in offenbar gehobener Stimmung, „Du willst den Genuß Deiner Havanna pure haben, und eigentlich hast Du darin recht; es plaudert sich dabei am besten."

Er hob schon zum zweiten Male die Annehmlichkeit des Plauderns hervor, ohne recht auf sein Thema kommen zu können, während er, fast wie in Verlegenheit, an der kaum angebrannten Cigarre die Asche abstieß. Bei Rafael regte sich einigermaßen Neugier, zu vernehmen, was da noch kommen würde; desungeachtet war er unvorbereitet auf den fast unvermittelten Uebergang in der Unterhaltung, als Wolfgang jetzt hinwarf:

„Wahrhaftig zu meiner heutigen köstlichen Stimmung hat viel Isabellens angenehme Mittheilung beigetragen, daß Du, bester Junge, Verstand angenommen und der baroken Idee entsagt hast, welche übergroße Aufregung Dich einst fassen ließ. Offen gestanden, habe ich das nie anders von Dir erwartet. Du bist zu vernünftig, um nicht bei dem leidenden Gesundheitszustand Gerhards zu sehen, wo Deine Pflicht liegt."

Staunend blickte Rafael den Schwager an.

„In der That, Wolfgang, ich verstehe nicht ganz, was Du meinst und was Isabelle Dir gesagt haben soll? Gerhard ist allerdings leidend, däucht sein Zustand Euch bedenklich?"

Der Banquier zog die Schultern in die Höhe.

„Das ist doch ziemlich klar. Gerhard ist kränker als ihr Alle glaubt. Ich fürchte, es geht ihm wie Erich. Du kannst Deine Augen dieser Voraussicht nicht verschließen, und ebensowenig der nächstliegenden Folgerung. Du wirst einst der einzige Repräsentant Eures Hauses sein, zwischen dem und dem glänzenden Majorat der Reichenau's auf Hochstätten nur mehr zwei Augen, die eines schwächlichen Knaben stehen. — War es vorher lächerlich, Deiner fanatischen Schrulle folgen zu wollen, so würde dies

nunmehr geradezu Unrecht sein. Du hast Pflichten gegen die Deinen. Erfülle sie, anstatt Deine blühende Jugend hinter den düstern Mauern zu vergraben. Du magst ja hier studiren, so viel Du immer willst. Sieh'," fuhr Wolfgang, förmlich beredt werdend, fort, „siehe, alle Mittel biete ich Dir dazu in brüderlicher Weise. Studire, was Dir gefällt, genieße das Leben und werde dereinst Herr auf Reichenau. Wenn dasselbe dann in voller Blüthe steht, magst Du mir die Auslagen zurückgeben."

Rafael hatte dem Sprecher ruhig zugehört, nur seine Pulse klopften schneller und deutlich schimmerte an seinen weißen Schläfen die bläuliche Ader durch. Vollkommen beherrscht klang indeß seine Stimme, da er nach momentaner Stille sagte:

„Ich danke Dir für Dein großartiges Anerbieten. Du meinst es gut in Deiner Weise. Ich danke Dir wiederholt. Jedoch mein Vorsatz ist unerschüttert. Ich begreife nicht, wie Isabelle mich darin mißverstehen konnte. Ich habe ihr gesagt, daß ich meinen Weg erkannt habe und ihn gehen werde. Die Eltern sind darin völlig mit mir einverstanden. Uebermorgen gedenke ich nach Innsbruck abzureisen."

„Ich hoffe, Du besinnst Dich noch eines Besseren," sagte Wolfgang nun kühl, indem er sich erhob, „überdenke nun einmal reiflich das Gesagte. Jetzt aber meine ich, wir gehen schlafen!"

„Gewiß," stimmte Rafael bei, „es ist spät, oder vielmehr früh."

Auch er war aufgestanden und nahm den bereitstehenden silbernen Handleuchter von dem Kaminsims. Einander freundlich gute Nacht wünschend, trennten sich die Beiden. Sowie aber Rafael gegangen, verzogen sich Wolfgangs Mienen.

„Eigensinniger Starrkopf!" murmelte er zwischen den Zähnen, indeß seine nervös unruhige Hand sich zu einem neuen Glas perlenden Champagners verhalf. „Unbegreiflich bleibt es, wie solch' herrliches Talent in dieser Verdummung versinken kann."

Worin diese Verdummung eigentlich bestand, darüber hatte er sich nie die Mühe genommen, ernstlich nachzudenken und wenn er sein rasches Urtheil hätte begründen sollen, so würde dies seiner Weisheit wohl schwer geworden sein. Er befaßte sich aber auch mit gar keiner Begründung dieser Schlagphrasen, sondern blieb einfach dabei, daß, derartigen Unsinn an dem schönen Rafael erleben zu müssen, rein unfaßbar sei.

In der That war es für einen so an der Oberfläche des Lebens klebenden Menschen wie Wolfgang und für dessen, nach den seichtesten Grundsätzen gebildeten Geist schwer, die hohe Denk- und Handlungsweise Rafaels zu verstehen, aber nicht ganz erklärlich wurde dadurch der gehässige Eifer, mit dem er über die Wahl des Schwagers zürnte. Neben dem gewöhnlichen Haß, mit dem stets der Unglaube die schönsten Blüthen einer christlich hohen Gesinnung begeifert, hatte das bei Wolfgang noch einen anderen Grund. Wie er eben richtig bemerkt, schien sein ältester Schwager, der etwas toll gelebt und schon in jungen Jahren den Abschied beim Militär hatte nehmen müssen, ein Schwindsuchtscandidat, und sein Schwiegervater war längst nicht mehr der rüstige Mann von ehedem, somit der Zeitpunkt vielleicht nahe, wo diese Linie der Reichenau's Rafael als einzigen Vertreter behielt. Rafael aber, dem reich begabten, schönen Mann stand — selbst ohne die Perspective auf die Majoratsfolge — die Welt offen, und dem Banquier gefiel es, in dieser von seinem Schwager — dem Baron v. Reichenau reden zu können. Und gerade der Trumpf ging verloren, wenn dieser Baron v. Reichenau unter „die Schwarzen" oder gar zu den Schlimmsten der Schlimmen, den Jesuiten, ging. Dann war keine Renommage mehr mit ihm zu machen. Diese Aussicht bildete das Schreckensgespenst, das Wolfgang plagte und seine ganze Eloquenz wachgerufen hatte, ihn auch jetzt noch derart chikanirte, daß er schleunigst Aerger und Champagner mit einem Zuge hinunterspülte.

XI.

Schwester und Bruder.

Die alten Stimmen schweigen,
Doch ob man sie vergißt,
Wenn man so ganz zu eigen
Der zweiten Heimath ist?
Dingelstedt.

In seinem, für den lieben Gast gar wohnlich und elegant hergerichteten Gemach saß Rafael noch lange wach. Obwohl äußerlich ruhig, arbeiteten und wogten doch mächtig die Gedanken in seinem Innern. Das eben geführte Gespräch wirkte nach. Seit Isabellens Vermählung hatten die Geschwister sich nur mehr flüchtig während Rafaels Ferienzeit gesehen, da ihn seine Studien in der Ferne bannten. In dieser Ferienzeit war er heimgekehrt, um für immer Abschied zu nehmen von all' seinen Lieben. Deshalb sollten auch, ehe er sich ganz und ungetheilt dem erwählten Berufe hingab, der geliebten Schwester ein paar Tage gewidmet sein. So wurde er zum ersten Mal seit langen Jahren heimisch in ihrem Heim. Vieles war ihm dort fremdartig entgegengetreten; die Schwester selbst fand er verändert, wenn auch unverändert in ihrer Zuneigung zu ihm. Sie hatte Alles

aufgeboten, ihm ein genußreiches Leben zu enthüllen, um ihn abwendig zu machen von seiner getroffenen Wahl. Dabei kam es aber trotz aller Liebe zu keinem rechten Verständniß mehr zwischen ihnen. Sie fand seinen Entschluß beklagenswerth, er vermißte an ihr den früheren klaren Aufschwung einer ungetrübten Seele. Er lernte zittern für sie — für die schöne Blume, die in dem elterlichen Garten so wohl gepflegt gewesen, und deren zarter Kelch nun schwankte in dem scharfen Luftzug einer üppigen Welt. Derselbe hob sich zu kühn und war dabei doch zu biegsam, um jenem zu trotzen. Dazu gehörte Energie. Hatte doch selbst er das empfunden, er — der Mann, dessen Blick nach langer, ernster Prüfung sein Ziel erfaßt hielt. Den Weg dorthin durch eine Zeitlichkeit, in der es keine bleibende Stätte gibt, hatte er nicht im Momente tiefer Seelenerschütterung gewählt; damals hatte er ihn nur gesehen und später erst in ernstem Studium und weiser Selbsterkenntniß ihn gefunden. Derselbe strebte hoch hinan und war steinigt. Rafael wußte das. Er konnte und durfte einen anderen minder rauhen Pfad wählen, hätte nicht fort und fort in seiner Seele das hohe Wort nachgetönt, das einst einen andern Jüngling belehrt: „Willst Du vollkommen sein, so verlaß Alles und folge mir nach.“

Rafael gehörte zu denen, die das zu fassen vermochten; er hatte es erfaßt und niemals es für möglich gehalten, daß ihm irgend Etwas auf Erden den ersehnten und beharrlich erstrebten Beruf verdunkeln könne — und doch im Momente, wo er für immer ihnen entsagen wollte, sprachen die blendenden Annehmlichkeiten des Lebens lockend zu seinen Sinnen: siehe, dies Alles kann Dein sein!

Ihm dies völlig klar zu machen, hatte es der heutigen deutlichen Anerbietungen seines Schwagers nicht mehr bedurft. — Dieselben brachten vor seinem geistigen Auge nur zu klarer Gestaltung, was auszumalen er seiner Phantasie verwehrt hatte.

Dennoch waren es nicht diese Vorstellungen, die seinen Sinn in dieser erregten Stunde verwirrten. Seines Schwagers Bemerkung über Gerhard that dies. Hatte Wolfgang recht, ging auch dieser einem frühen Tode entgegen? In diesem Falle blieb er der einzige von seines Vaters Söhnen — der letzte Reichenau, zwischen dem und dem einflußreichen Majorat in der Stammlinie allerdings nur ein junges, schwächliches Menschenleben stand.

Wolfgang hatte genau alle Eventualitäten in's Auge gefaßt. Rafael wäre aus sich gar nicht darauf gekommen, den etwaigen frühen Tod des Verwandten mit in Anschlag zu bringen. Er wehrte auch jetzt dieser Erwägung. Nicht sie, die Sorge um Gerhard beschäftigte ihn. Er dachte an Erichs frühes Scheiden, und beklommen fragte er sich: „Soll für uns Alle denn das Leben so kurz sein?"

Hastig durchschritt er das Gemach; der Zwiespalt war in seiner klaren, starken Seele ein ungewohnter Gast. Unwillkürlich griff er eines seiner Bücher auf — in dem er mit Vorliebe hochherzige, christliche Gesinnung zu studiren pflegte; denn es enthielt Akten der Martyrer. Leidensschilderungen jener heldenmüthigen Seelen, die Gut und Blut für denselben heiligen Glauben hingaben, über den heutigen Tages jeder einfältige Spötter wähnt aburtheilen zu können und den anzufeinden allzeit, so lange ihnen Macht dazu bleibt, das Streben der gefallenen Geister und ihrer Nachfolger auf Erden ist. Wie es aber eine geheime Association des Bösen gibt, so besteht auch ein wunderbares Verständniß zwischen reinen Seelen, das gleich einem unsichtbaren Bande alle Zeiten umschlingt.

In dem Buche, das Rafael aufschlug, wurde sein Blick von der einen Stelle gefesselt; sie lautete:

„Im letzten Augenblicke der Prüfung fiel Nicomachus unter Folterqualen ab, da rief aus dem zuschauenden Volkshaufen ein Mädchen von sechszehn Jahren mit Namen Dionysia aus: O armer,

beklagenswerther Mensch, warum hast Du um eine Stunde dieses Lebens Deine ewige, unvergängliche Krone verkauft!"

Golden leuchteten diese Worte, die Dionysia mit ihrem Leben bezahlen mußte, ihm entgegen. Sein Auge schaute wie in weite Ferne, licht wurde sein Blick und leise bewegten sich seine Lippen: Auch Du möchtest sie verlieren diese himmlische Krone um einer irdischen willen; denn zwei Kronen, Rafael, sind für Dein armes, stolzes Herz zu viel! Hab' Dank, Du heilige Römerin, welche die Palme errungen, die Nicomachus Händen entsank. Die meine mir zu wahren, dringt Dein Mahnruf aus dem dritten Jahrhundert in wunderbarer Klarheit bis zu mir in die Stunde meiner Prüfung.

Noch während Rafael bei diesen Gedanken und Betrachtungen verweilte, wurde plötzlich seine Aufmerksamkeit geweckt durch eine ungewohnte Unruhe im Haus. Thüren gingen rasch auf und zu, eilige Schritte liefen die Gänge entlang, flüsternde Stimmen ließen sich in der tiefen Nachtstille vernehmen. Rafael lauschte. Wieder hörte er das Laufen flinker Füße der Stiege zueilen, während ein mahnender Zuruf noch zu erhöhter Eile anspornte. Derselbe kam von dem Zimmer seiner Schwester her, er glaubte selbst, deren Stimme zu erkennen, obgleich der geängstigte, aufgeregte Ton ihr etwas Fremdes gab. Rafael hatte keine Ruhe mehr, er mußte wissen, was vorgefallen, er verließ das Zimmer und schritt denen seiner Schwester zu; auf dem Vorplatz gewahrte er eine der Kinderwärterinnen, die unter allen Zeichen der Erregung mit einem der Diener Zwiesprache hielt. Auf seine Frage, was es gebe, schluchzte die Bonne den Bescheid heraus: die kleine Edith sei schwer erkrankt und die gnädige Frau ganz außer sich. Man warte in höchster Spannung auf den Arzt, da die Kleine jeden Augenblick zu ersticken drohe! Rafael hörte den Bericht nicht zu Ende; er eilte nach dem Kinderzimmer. Ein trauriger Anblick bot sich ihm dort. Die hübsche Kleine, von einer hef-

tigen Bräune befallen, erlag fast einer förmlichen Erstickungsnoth, während Isabelle in höchster Aufregung mit zitternden Händen die kleine, zuckende Gestalt zwischen den Kissen unterstützte. Voll Noth und Angst hefteten sich sowohl die Augen des armen Kindes, wie die der jungen Mutter hülfeflehend auf die alte Wärterin, welche durch Anwendung aller möglichen Hausmittel bemüht war, das Ringen der Kleinen nach Luft zu erleichtern.

Diesen Bemühungen zusehend, stand einige Schritte zur Seite Wolfgang. Die Arme in einander geschlungen, schaute er starren Blickes bald auf die Wiege, bald auf seine weinende Frau. Sein von dem reichlich genossenen Weine stark geröthetes Gesicht erschien noch dunkler, finster zogen sich seine Augenbrauen zusammen, um seinen üppigen Mund zog es wie dumpfes Grollen. Mit einer unverkennbaren Miene zorniger Ungeduld wandte er sich ab, da Isabelle, unfähig länger ihren Schmerz zu bemeistern, den Kopf laut aufschluchzend in die Decke der Wiege verbarg.

Rafael stand noch auf der Schwelle des Gemachs, theilnahmsvoll blickte er auf das junge, so schwer leidende Geschöpfchen und von ihm glitt sein Blick nach dem unfernen Bettchen des kleinen Leon. Unberührt von der um ihn herrschenden Verstörung schlummerte der einen gesunden Kinderschlaf, nicht wissend, wie nahe neben ihm auch die Gefahr für sein frisches Leben lauerte. Niemand dachte daran, man hatte das gesunde Kind über dem kranken vergessen und, ganz erfüllt von dem eigenen Schmerz, gar nicht an Ansteckungsgefahr gedacht. Wolfgang war allzu sehr mit sich beschäftigt; sein Schwager dagegen der phantastische, unpraktische Mensch, war es mehr gewohnt das liebe „Ich" in den Hintergrund treten zu lassen und vermochte dieserhalb mehr an Andere zu denken. Er näherte sich rasch dem kleinen Schläfer. In eine Decke gehüllt, trug er ihn geräuschlos aus dem Gemach, hinauf in das seine, auf diesem Gange den im Corridor harrenden Diener anweisend, eine der Wärterinnen zu

dem Knaben zu senden. Und erst, nachdem er diesen wohl geborgen in dem eigenen Bette weiter schlummern sah, kehrte er zu dem Krankenzimmer zurück.

Der Arzt war mittlerweile gekommen, eifrig war er um die Kleine beschäftigt, seine ernste besorgte Miene gab indeß wenig Hoffnung. Wolfgang wandte den finster fragenden Blick nicht von ihm, und als er zur Antwort darauf von den Lippen des Arztes die leise Ahnung erhielt: „Führen Sie Ihre Gattin hinweg — sie ist zu aufgeregt," da glaubte er genug zu wissen. Wie sehr der Egoismuus bei ihm die einstige Blüthe seiner Zuneigung zernagt, zeigte sich deutlich, während er dem Winke des Arztes folgend, Isabellens Hand ergriff und sie von dem Bettchen hinwegführte. Willenlos folgte sie ihm, nur seine Hand mit der ihren umklammernd. Sie bedurfte einer Stütze und suchte sie an ihm. Ihre sonst so lachenden, nun so kummervollen Augen zu ihm aufrichtend, flüsterte sie mit fast erstickter Stimme:

„O, Wolfgang — unser — unser Kind!"

Nicht rauh, aber mit einer gewissen Nervosität, löste er ihre krampfhaft um seinen Arm geschlossene Hand und ließ ihre bebende Gestalt in einen Sessel gleiten. Sie aber rang angstvoll die Hände; denn im Geiste hörte sie plötzlich wieder den ihr kürzlich nachgeschleuderten Fluch, und ihre aufgeregte Phantasie begann, denselben mit der Erkrankung des Kindes in Verbindung zu bringen. Halb ohnmächtig schloß sie die Augen.

Wolfgang benutzte den Moment, um der ganzen trostlosen Scene zu entfliehen; allein das Wimmern des Kleinen zu hören, war ja eine wahre Tortur. Er konnte dies nicht ertragen, und grollend über das schonungslose Schicksal, welches mit jenem dunklen Verhängniß von Schmerz und Tod sich über das junge, zarte Dasein senkte, strebte er, aus dem Bereiche dieses Anblicks zu kommen. Aendern konnte er ja doch nichts — dagegen zerriß Isabellens Jammer ihm die ohnehin angespannten Nerven. Er

war sich doch auch einige Rücksicht schuldig — warum also sich selbst die Qual auflegen, den ganzen Schmerz der Situation bis zur Hefe auszukosten! Nein, er konnte und wollte das Kind nicht sterben sehen, und wie von einem Phantom verfolgt, enteilte er leise dem Gemach.

Als Isabelle die Augen wieder aufschlug, war Wolfgang nicht mehr zu sehen. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Ihre Kräfte versagten ihr, sich zu erheben, aber sie hörte noch das heisere Stöhnen des Kindes, sie sah Arzt und Wärterin mit demselben beschäftigt; sie wollte helfen, und ihre Füße trugen sie nicht. Sie empfand ein namenloses Verlangen nach Hülfe, nach Beistand, und begriff nicht, wie ihr Gatte, der doch Freud' und Leid mit ihr zu theilen versprochen, sie gerade in diesem Moment hatte verlassen können.

Während die aufsteigende Bitterkeit darüber sich noch zu dem entsetzlichen Gefühl ihrer Hülflosigkeit gesellte, gewahrte sie den eben von Leon zurückgekommenen Rafael. Unwillkürlich streckte sie ihm ihre Arme entgegen, sogleich war er an ihrer Seite. Aufrichtende, sanfte Trostesworte hatte er für sie. Gleich Balsam fielen sie in ihre zerrissene Seele und den schmerzenden Kopf gegen des Bruders Schulter gelehnt, schluchzte sie auf:

„O, Rafael — ich verzweifle, wenn mir das Kind stirbt!"

Tiefer beugte er den hübschen Kopf zu ihr nieder, inniger stützten sie seine treuen Arme.

„Wenn es Gott nach Deinem kleinen Engel verlangt, willst Du Dich dann sträuben? Sei stark Isabelle, denke daran, wie unsere Mutter ihr Opfer brachte, wie sie Erich hingab, — da Gott rief."

Anfangs schien die junge Frau die zu ihr gesprochenen Worte nicht recht zu erfassen, allmählich flossen aber ihre Thränen milder und in tiefem Kummer gestand sie:

„O, unsere Mutter — sie war allzeit gut und stark. Sie ist

anders als ich. — Mir muß Gott zürnen, denn ich — habe ihn verlassen!"

„Kehre zu ihm zurück, Schwester; Gott hat immer offene Arme für die zu Ihm Heimkehrenden. Komm' bete zu Ihm, er ist Deine beste Hülfe."

„Beten! Ja, wenn ich es könnte," — klagte sie leise. „Thue Du es für mich, Du bist gut — erbitte Du mir meines Kindes Leben!"

„Wir wollen es vereint thun," entgegnete er ebenso leise. Sie klammerte sich an angeregte Gedanken; von dem Sessel glitt sie in die Knie und versuchte zu beten. Beinah hatte sie es verlernt in der Welt, in die sie so sorglos, fröhlich eingetreten war und deren Geist den ihren gefangen nahm, ehe sie sich dessen versehen. In welchem Selbstvertrauen hatte sie als strahlende Braut erklärt, des armen Wolfgangs religiöser Indifferentismus sei schnell zu heben. Alles, worin man in seiner Jugend versäumt habe, ihn zu unterrichten, das werde nunmehr ihre Liebe ihn lehren und einen gelehrigen Schüler finden. Die arme Hoffnung hatte gelogen. Das unerfahrene Herz hatte auf Sand gebaut. Umgekehrt war es gekommen, nicht sie hatte ihn empor gezogen, er hatte sie mit in den Strudel eines bisher ungekannten Lebens fortgerissen. Ihre Frömmigkeit, die der Verlobte reizend gefunden, bespöttelte der Gatte. Anfangs war sie darüber entrüstet, allmählich gewöhnte sie sich an seinen Unglauben, und langsam überließ sie durch Eingehen in die Grundsätze dieser Welt, denselben die Herrschaft über sich selbst, denn es bleibt einmal wahr: der beständige Umgang mit nur dem Welt- und Zeitgeist huldigenden Menschen, er scheidet uns allzu leicht von der Wahrheit, er errichtet unvermerkt eine Schranke zwischen uns und Gott.

Eine solche Schranke war auch im Laufe der Zeit zwischen Isabelle und dem frommen Glauben ihrer Jugend erstanden. Des innern Zwiespaltes müde, folgte sie dem Beispiel ihrer Um-

gebung. Sie suchte Vergessen und Freude einzig im Genuß des Daseins, wenngleich sie zuweilen noch aus der Ferne zurückblickte in das verlassene Land, das sie mit einer blendenden Fremde vertauscht. Jetzt, da inmitten dieser blendenden Fremde plötzliches Leid sie traf, da erkannte sie erst, wie gänzlich verlassen, hülflos und arm sie dort sei — und willig folgte sie dem Fingerzeige, der ihr den Rückweg zu der Stütze wies, die sie nie hätte verlassen sollen. Sie fand sich zurecht. Die geängstigte Mutterliebe lehrte sie wieder, was sie in der Weltlust verlernt. Sie betete aus tiefster Seele; es war ein heiliges Gelöbniß, das sie in dieser Stunde der Heimkehr Gott machte. — Das Kind hatte aufgehört zu wimmern, der kleine Körper zog sich nicht mehr so krampfhaft im Ringen nach Luft zusammen, die angewendeten Mittel wirkten.

Aufmerksam blickte Rafael nach dem Arzte herüber, derselbe winkte ihm mit den Augen. Seine Schwester gefaßter sehend, entsprach er unverzüglich dem Wink.

„Eine leichte Veränderung zum Besseren ist eingetreten," — flüsterte der Arzt ihm zu — „ich kann jetzt eine kleine Operation versuchen, nur bleibe die gnädige Frau fern, ihre, wie der Wärterin Hände zittern zu sehr, ich bedürfte einer sicheren Unterstützung."

„Verfügen Sie ganz über mich," antwortete Rafael ebenso leise, bereits gleichzeitig die Kleine in die von dem Arzte angewiesene Stellung richtend, worin ihn die Wärterin, dankbar für die unerwartete Hülfe, unterstützte. Auch die matten Aeuglein des Kindes wandten sich ihm zu und den liebgewonnenen Onkel erkennend, hielt es einen Moment so still, daß die geschickte Hand des Arztes Zeit gewann, nach Wunsch zu operiren.

Es war geglückt, ehe Isabelle zu dem Bewußtsein kam, was vorging. Sie eilte an das Bettchen, wo Rafael ihr nun gern seinen Platz überließ.

Schwach und entkräftet ruhte die Kleine, aber die entsetzliche Luftnoth war gemildert. Regelmäßiger arbeitete die kleine Brust. Neue Hoffnung sprach aus des Arztes Mienen. Sie log nicht. Immer mehr löste sich die drückende Angst der besorgten Gemüther, friedlicher und stiller wurde es in dem Gemach, das Kind schlummerte ein, es war gerettet.

Der Tag schimmerte auch bereits durch die dicht verhangenen Fenster, als der Arzt sich befriedigt empfahl. Unten im Vestibül begegnete er dem Hausherrn. Derselbe kam aus seinen Comptoirs; er hatte sich dorthin geflüchtet, mit der ganzen Welt hadernd. Kein Mensch sollte ihm nahen, erst wenn Alles vorüber sei und Isabellens erster Schmerz sich ausgetobt habe, dann wollte er hinauf gehen, früher nicht. Wozu auch? Helfen konnte er ja doch nicht. Diese und ähnliche billige Entschuldigungen wiederholte er sich immer fort, um damit sein unmännliches Verhalten zu rechtfertigen. Er haßte nichts mehr als Gemüthsbewegungen und wollte sich davor hüten. Das war ihm gelungen. Völlig vorbereitet, erwartete er die Trauerbotschaft — aber selbst er, der glatte, eigensüchtige Weltmann erbebte doch innerlich, da ihm jetzt statt der erwarteten die entgegengesetzte frohe Nachricht zu Theil wurde. Nun eilte er rasch zu Isabelle. Er fand sie mit Rafael, wie sie demselben in warmer Herzlichkeit wieder und wieder dankte für all' seine Sorge und Liebe. Sobald sie den Eintritt ihres Gatten bemerkte, wandte sie sich ihm entgegen. Was immer ihr Herz in diesen schweren Stunden durch seinen Egoismus gelitten hatte, den gegenwärtigen frohen Augenblick sollte kein Vorwurf stören. Mit leise vibrirender Stimme sagte sie nur innig:

„Komm', Wolfgang, Gott hat uns unser Kind noch einmal geschenkt!"

Betroffen von dem ernst-innigen Ton ihrer Worte, schaute er sie an, doch wenig disponirt auf ihr „frommes Gefühl" einzu-

gehen, schritt er ohne Weiteres an die Wiege und betrachtete einen Moment sein Kind.

„Arme Kleine, wie sehr sie gelitten hat. Wirklich, ein solcher Jammer ist nicht anzusehen, ohne —" er mochte doch selbst fühlen, daß in diesem Augenblick eine seiner Auslassungen unangebracht sei; denn abbrechend, fragte er auf das leere Bettchen seines Sohnes deutend: „Wo ist Leon?"

„Rafael brachte ihn nach seinem Zimmer," — erwiderte Isabelle mit einem dankbaren Blick auf Jenen, er fürchtete Ansteckungsgefahr —"

Schnell wandte sich Wolfgang gegen den Schwager und bot ihm die Hand.

„Wie soll ich Dir für Deine Umsicht danken, Rafael; wahrhaftig, in der Bestürzung vergaß ich jene Möglichkeit — nun muß ich aber den Kleinen sofort sehen," und froh, den Vorwand erfassen zu können, eilte er, seinen Worten zu entsprechen.

Anderen Tages athmeten in dem reichen Hause Alle wie von schwerem Drucke befreit auf. So jäh und drohend die dunkle Wolke über dem Familienkreis aufgezogen, so rasch war sie vorübergeschwunden. Alle Gefahr für das Leben der Kleinen blieb beseitigt. Nachdem der heimtückische Bräune-Anfall einmal überwunden worden, heilte die entzündete Luftröhre in normalem Verlaufe wieder aus. Keine neue Sorge erwachte, und Leon tummelte sich toll und vergnügt inmitten seiner neuen Spielsachen umher, dabei mit sich zu Rathe gehend, was er davon wohl dem Onkel Rafael zum Abschied schenken solle!"

Dieser selbst stand da zur Abreise gerüstet. Unten im Thore hielt, ihn erwartend, der Wagen. Isabelle zögerte, den Bruder ziehen zu lassen. Es war ein langes, inniges Lebewohl, das die Beiden wechselten bei diesem Abschied für's Leben.

Leon verstand davon nichts, es war ihm nur unbehaglich, seine Mama weinen zu sehen. Er tröstete sie auf Kinderart, wäh-

rend Wolfgang den Schwager bis zum Wagen geleitete. Dort schieden auch sie von einander. Nachdem der Banquier zu seiner Gattin zurückgekehrt war, meinte er bedauernd: es bleibe eben bitter zu beklagen, diesen brauchbaren, begabten Rafael so in einer barocken Idee versinken zu sehen!

Er rechnete aber diesmal bei seinem Bedauern vergeblich auf Isabellen's Zustimmung. Sie sah ihn nur traurig, fast mitleidig an und sagte mit einer ihr bisher fremden Energie, dabei aber so ruhig, als herrsche die größte Uebereinstimmung in ihren Meinungen.

„Es ist ein solch' erhabener, schöner Beruf, den Rafael sich erwählte, daß ich wahrhaft stolz darauf bin!"

Wolfgang blickte sie ein paar Sekunden lang wie zweifelnd an, dann zog er leicht die Achseln in die Höhe. In seinen Mundwinkeln zuckte es dabei spöttisch, und ostentatiös vor sich hinpfeifend: chacun à son goût — ging er davon.

XII.

Hochsommer.

Eines schickt sich nicht für Alle;
Sehe Jeder, wie er's treibe;
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!
Göthe.

Es war Frühling, es war Sommer geworden. Das Edelheim'sche Palais, wie in Großstädtersprache das stattliche Bankhaus füglich genannt werden konnte, zeigte geschlossene Läden. Für eine vornehme Herrschaft war es nicht wohl angemessen, die heißen Tage in der Stadt zu verbringen. Alle Welt befand sich auf Reisen, in Bädern. Der Banquier Wolfgang Edelheim hatte sich Baden-Baden gewählt, die gnädige Frau war mit den Kindern nach einem bescheideneren Curort gegangen. Die kleine, früher so mobile Edith kränkelte, die Glieder des Kindes zeigten nicht mehr die wünschenswerthe Gelenkigkeit, und der sorgsame Arzt erwartete Besserung dafür durch die Heilkraft warmer Quellen.

Aus diesem Grunde hatte Isabelle sich zu dem stillen Badeort entschlossen. Aeußerst angenehm logirt, umgeben von Allem,

was reiche Geldmittel nur zur Verfügung stellen konnten, verweilte sie bereits seit einigen Wochen in B. In dem dortigen Curtreiben bildete sie so ziemlich den Mittelpunkt, wenigstens beschäftigte sich mit ihr am meisten die Unterhaltung der gelangweilten Badegäste, obgleich sie mit den wenigsten derselben in Verkehr stand, ja fast nie aus ihrem Familienkreis heraustrat. Der ganze Train aber, der sie umgab, verlieh ihr in den den Augen ihrer Beobachter einen gewissen Nimbus, weckte reiches Interesse und lieferte Stoff für angenehme Conversation.

Isabelle kümmerte das nicht sonderlich, ihre Aufmerksamkeit galt den Kindern. Der lebhafte Leon verlangte fortwährend nach Abwechslung, und seit klein Edith kaum mehr ahnen ließ, daß ihr etwas gefehlt habe, stimmte Isabellens Geschmack ganz mit dem ihres Sohnes überein. Für sie war der Aufenthalt in B. ein Opfer, da sie die vorhergehenden Sommer über ein ganz anderes, interessanteres Leben und Reisen gewohnt gewesen. Indeß, seit dem letzten Winter war in ihrem Wesen eine allerdings äußerlich kaum merkliche Veränderung vorgegangen. Sie hatte ein einfacheres, ruhigeres Leben wieder lieben gelernt und sich mehr als sonst dem Verkehr mit ihren Kindern gewidmet. Dabei hatte sie eben für diese, wie für sich selbst eine junge Gesellschafterin angenommen, deren frisches Gemüth das ihre im täglichen Umgang zur Quelle einst gekannter, später vergessener Freuden zurückführte. Es war Gerty, des wüsten Trinkers achtzehnjährige Tochter, welche sie aus einem Heim erlöste, wo die zarte Pflanze zu verkümmern drohte. In geeigneteres Erdreich verpflanzt gedieh sie wunderhübsch und entfaltete allgemach immer mehr ihren Blüthenschmuck. Mit großer Liebe hing das junge Mädchen an den kleinen, seiner Oberaufsicht anvertrauten Schutzbefohlenen und in unbegrenzter Dankbarkeit und fast schwärmerischer Verehrung an der schönen jungen Herrin. Ihre

Gesellschafterin sein zu dürfen, söhnte Gerty mit dem tiefen Weh aus, das der Gedanke an ihr eigenes zerrissenes Heim ihrem Herzen bereitete. Sie mußte das eben tragen und Gott danken, daß die klägliche Existenz der jüngstvergangenen Jahre ein Ende gefunden. Unerwartet war dies gekommen. Dorner kehrte von seiner Reise nicht heim; seine Spur verlor sich gänzlich. Nunmehr nahmen sich der verlassenen Frau Verwandte hülfreich an; sie boten ihr und dem kleinen Josef ein freundliches Heim, während Gerty freudig die ihr von Isabelle angebotene Stellung annahm, wobei ihr die großmüthige Frau Gelegenheit und Mittel zukommen ließ, sich weiter auszubilden und die Kenntnisse zu erwerben, nach denen ihr junger lebhafter Geist bisher vergebliches Verlangen getragen.

Kein Wunder, wenn das dankbare, frische Mädchen in der gütigen Frau den Inbegriff alles Guten und Schönen erblickte und sein ganzes Augenmerk darauf richtete, dieselbe zu erfreuen und zu unterhalten. Mit dem feinen Verständniß, das heiße Zuneigung lehrt, sah es die Schatten in Isabellens sonnig-glänzender Lebensstellung; es fand selbst heraus, daß in deren reicher Seele mitunter Stürme wehten, welche nicht zu verrathen, die schönen Mienen sich angestrengt bemühten. Es gelang ihnen eher, als die Langeweile zu verleugnen, welche die ersten Tage in dem stillen B. mit sich brachten. Gerty sah, daß diese ein Opfer brachte, wenngleich sie in ihrem bescheidenen Sinn nicht begriff, wie bei solch' glücklichem, sorglosem Leben, Sehnsucht nach einem anderen Getriebe aufkommen könne. Sie hatte eben noch nie den Becher voll berauschender Weltfreuden an die jugendlich heißen Lippen gesetzt. Isabelle dagegen kannte dieselben, sie hatte Rosen über Rosen gepflückt, ehe sie die verborgenen Dornen entdeckte. Nun hatte sie deren Spitzen gefühlt und dennoch — lag ihre junge Seele in unentschiedenem Streite mit sich selbst. Das gab ihrem schönen Antlitz die vorüberziehenden

Schatten. Dieselben zu verscheuchen war Gerty's stetes Streben. Sie erhielt ungeahnte Unterstützung darin.

Frau Banquier Edelheim mit Familie, Begleitung und Dienerschaft war höchstens seit zwei, drei Tagen in dem Curhause häuslich etablirt, als dasselbe in dem Baron Osten von Ostenrode einen neuen Gast erhielt. Baron Osten und Isabelle begegneten sich in dem Curgarten zu letzterer völligen Ueberraschung, Osten dagegen versicherte ihr: wie beglückend und allein mit der ärztlichen Verordnung versöhnend, ihm die Gewißheit gewesen sei, sie in dem stillen Badeorte zu treffen und in ihrer liebenswürdigen Gesellschaft die Curzeit verbringen zu dürfen.

Die damals gleich einer artigen Phrase klingenden Worte verstand er buchstäblich wahr zu machen. Er wurde Isabellens beständiger Begleiter. Die gegenseitigen freundschaftlichen Familienbeziehungen lieferten ihm dazu den besten Vorwand. Der Freund ihres Mannes setzte seine Ehre darein, der schönen Frau alle Wünsche abzulauschen. Er wurde ihr Cavalier auf allen Partien und arrangirte solche nach allen Richtungen hin, wo dieselben nur immer etwas Unterhaltung versprachen.

Um sein Recht für diese beständige Fürsorge desto sicherer und unantastbarer zu machen, ließ er sein Töchterchen kommen. Die Großeltern, welche in Wintertagen die kalte Reise im Interesse des Kindes verweigert, konnten jetzt wohl nicht anders, als des Vaters Wunsch, die Kleine während seiner Curzeit um sich zu haben, nachzugeben. So kam die vierjährige Sibille an, ein zartes, elfenartiges Geschöpfchen mit flachsblonden Locken und lichtblauen Augen.

Isabellens warmes Herz konnte gar nicht anders, als sich der mutterlosen Kleinen zuneigen; sie nahm das Kind aus der Wärterin Armen in die ihren und küßte es auf sein rothes Mündchen. Die kleine Baronesse ließ es sich gern gefallen, sie schlang die Aermchen um den Hals der schönen Frau und wollte nicht

mehr zu ihrer Bonne zurück. Nur Leon und Edith konnten sie verlocken, von Isabellens Schooß wie von einem Thron herabzusteigen.

In dem stillen Haushalt alter Großeltern erzogen, kannte sie kaum einen Verkehr mit anderen Kindern. Jetzt mit solchen zu spielen, umschloß für sie den unnennbaren Reiz der Neuheit. Bald aber sprang, hüpfte und spielte sie mit denselben um die Wette. Nichts schien natürlicher, als daß es alle Tage so ging — daß die kleine Sibille bald gänzlich zu Isabellen's Familienkreis zählte.

Wo aber das Töchterchen war, hatte auch der Vater ein Recht zu sein. Das war es, was Osten gewollt, bezweckt hatte. Isabellen's Salon wurde sein Heim; er wurde ihr Schatten. Man sah bald die junge, elegante Frau nur mehr in Begleitung ihres Cavaliers. Bei Tisch saß er neben ihr, auf der Promenade bot er ihr den Arm, die Equipage bestellte er für sie, gab der Dienerschaft Befehle, arrangirte die Lustfahrten; er führte Madame in die Curconcerte oder verbrachte die Abende in deren Salon mit ihr und Gerty.

Allmählich steckte die gelangweilte Curgesellschaft darüber die Köpfe zusammen — eine solch' schöne, elegante und, wie es schien von ihrem Gatten nicht sonderlich berücksichtigte Dame wie die junge Commercienräthin mit einem solch' gewandten, vornehmen Cavalier wie der hochmüthige Baron — das blieb ein zu reizvollen Unterhaltungsstoff bietendes Thema, als daß es nicht hätte ausgenutzt werden sollen.

Und wie fielen sie darüber her die lieben, glatten, scandalsüchtigen Zungen ewig lächelnder Klatschbasen! — Doch auch die Harmloseren unter den Gästen begannen, und das nicht mit Unrecht, die junge Frau unvorsichtig zu finden. Selbst im Innern Isabellen's beging eine leise mahnende Stimme öfter und öfter eine ähnliche Indiscretion. Die junge Frau aber überhörte das

absichtlich. Dagegen wußte sie noch nicht, was das Curpublikum schwatzte; denn überall, wo sie sich einmal näherte, begegnete man ihr mit förmlicher Devotion, und gerade die, welche sich am meisten in klugen, ungreifbaren, aber desto vielsagendern Aeußerungen ergingen, sie umschmeichelten die schöne Frau mit den süßlichsten Redensarten und fanden es entzückend herzig, die drei Kinder stets vereint zu sehen!

Isabelle fand dies gleichfalls; überdies unterhielt Osten sie vortrefflich. Sie wollte sich amüsiren und er machte ihr den Anfangs gefürchteten Aufenthalt wirklich angenehm. Je mehr sie mit dem Baron verkehrte, je mehr ungeahnte Eigenschaften entdeckte sie in ihm, und er geizte nicht damit, sein Bestes zu scheinen.

Ihre Unterhaltung blieb stets eine angeregte, gab es doch dazu zwischen ihnen eine Menge Anhaltspunkte — von der Jugendzeit an bis in die jüngste Gegenwart hinein. Osten ging auf alle ihre Gedanken ein, sie vermochten die verschiedensten Thema's zu besprechen und sie gegenseitig zu ergänzen, wobei er meist ihr neue Ideen gab. Dabei verstand der Baron sie immer. Sie staunte immer mehr darüber, wenn sie daran dachte, wie anders das oft bei Wolfgang war. Sie erinnerte sich dessen leisen Gähnens oder seines spöttischen Achselzuckens bei Fragen und Erwägungen, die ihren lebendigen Geist in Flammen setzten, und eine Art Wehmuth kam über sie. Wo war ihr idealer Wolfgang hingekommen? Wie hatte sich der aufmerksame, liebevolle Verlobte als Gatte so gänzlich verändert! Sie zürnte diesem, nachdem sie um ihn gelitten. In den letzten Monaten waren ihre Augen schärfer geworden, der goldene Schimmer blendete sie nicht mehr. Sie wußte, daß ihr Mann sie vernachläßigte, und sie fühlte die Vernachlässigung. Sie fühlte dieselbe auch gegenwärtig in tiefster Seele. Er amüsirte sich in Baden-Baden — sie und die Kinder ließ er allein. Mit einem ganzen

Haushalt in der Welt umher zu ziehen, dazu empfinde er keine Lust, — hatte er auf ihre Reisevorschläge erwidert — sie möge das immerhin thun, wenn es ihr beliebe, und dann seinen Wahlspruch beigefügt: Chacun à son goût!

Sie mochte sich auch von Osten etwas den Hof machen lassen, das tangirte ihn nicht. Hatte er ihr doch selbst die besten Grüße an seinen Freund — den Baron — geschrieben, nebst dem Zusatz: sie möge sich in dessen liebenswürdiger Gesellschaft nur gut amüsiren. Gut; sie wollte das. Sie befand sich dabei in jener gefährlichen Stimmung, die aus innerer Gereiztheit jedes Bedenken verlacht und nur allzu leicht mit jener Geistesverfassung endet, von der das traurige, aber wahre Wort gilt: Die Leidenschaft hat für Pflichten kein Gedächtniß.

Noch dachte Isabelle so weit nicht; sie verlachte nur ihre eigenen Bedenken. In ihrem Herzen wogte und gährte es. Die Gefühle schlummern eben nahe beieinander — aufgewacht, befehden sie sich oft gar heiß. So rangen und stritten sie auch jetzt häufig miteinander in Isabellens Seele, obgleich deren äußeres Wesen anmuthsvoll blieb und heiter schien. Man konnte dasselbe unmöglich anders nennen, da die hübsche Frau an einem etwas trüben Abend in ihrem kleinen Salon saß und auf Ostens Auseinandersetzungen horchte, die sie bereden sollten, sich gleich ihm zu einer Nachcur in Blankenberge zu entschließen.

In dem eleganten Zimmer war es wohnlich; draußen fiel ein leichter Gewitterregen und kühlte angenehm die heiße Temperatur. Weit standen die Fenster geöffnet, angenehme erquickende Luft zog ein; die junge Frau und Gerty beschäftigten sich mit eleganter Handarbeit, die eben nur die Bewegung der zierlichen Finger, keine sonderliche Achtsamkeit des Geistes erforderte. Der konnte dabei träumen, oder der Rede eines Erzählers lauschen. Der Baron gab den Damen dazu Gelegenheit. Er plauderte angenehm; er besaß großes Talent dafür und war nicht der Mann,

sein Licht hinter den Scheffel zu stellen. In anziehenden, verlockenden Bildern ließ er einen séjour an der Seeküste vor Isabellens Augen revue passiren. Es war ihm ersichtlich darum zu thun, sie zu der Uebersiedlung zu bewegen.

Sie sagte nicht Ja, nicht Nein dazu, nur ein lächelndes — Vielleicht.

Sie wäre gern dorthin gegangen; wie dem Baron, so begann auch ihr allmählich die ständige, gaffende Curgesellschaft kleinlich zu werden. Ueberdies hatte klein Edith nahezu ihre Anzahl Bäder genommen und sich dabei ganz erholt. Etwas frische Seeluft würde das Kind noch mehr stärken und ihnen allen nicht schaden — dennoch sprach eine Stimme in ihr gegen das Project; sie wies darauf hin, daß der Baron sich lange genug ausschließlich ihr gewidmet habe, fast schon zu lange, denn seine Gesellschaft begann ihr unentbehrlich zu werden. In der That, unsäglich langweilig wäre es gewesen, ohne ihn und seine unterhaltenden Arrangements. — Für den folgenden Tag hatte er wieder ein solches in Petto — eine weite Tour in das schöne Hügelland hinein. Man wollte den ganzen Tag dazu benutzen, und die Kinder sollten mit. Damit war Isabella völlig einverstanden, der Plan eine verabredete Sache. Er wurde auch ausgeführt. Vom herrlichsten Wetter begünstigt, ging's früh Morgens in das schöne Land hinein, wo die ganze Natur sich, von dem gestrigen Gewitterregen erquickt, in frischem Festgewande präsentirte. Die erfrischte würzige Luft wirkte trefflich auf die Stimmung der kleinen Gesellschaft. Groß und Klein war in der muntersten Laune.

Osten lenkte selbst die feurigen Pferde seines eigenen Gefährs, in dem Isabelle und Gerty nebst dem kleinen Leon saßen, während die beiden kleinen Mädchen mit der alten Wärterin und der französischen Bonne in dem Landauer des Curhauses nachfolgten.

Jauchzen und Grüßen erscholl von Wagen zu Wagen zwischen den fröhlichen Kindern herüber und hinüber, so daß Gerty einige Mühe hatte, ihre Aufmerksamkeit zwischen den lebhaften Fragen Leon's und dem unterhaltenden Geplauder des Baron's zu theilen. Osten war ein Reisemarschall, wie man keinen besseren sich wünschen konnte. Er wußte Alles und Jedes. In der industrie- und gewerbreichen, mit Fabriken und Hüttengewerken, Kohlen- und Eisengruben, sowie sonstigen industriellen Etablissements gesegneten Gegend bot sich dem Auge mannigfaltige Abwechslung und dem lebhaften Geiste reichlich anregender Stoff zu Fragen und Erörterungen. Hatte man so ein Stück bunten Getriebes und regen Menschenverkehrs hinter sich, so lachte dem Blick wieder doppelt anmuthig frischer grüner Wald entgegen, winkte ihm um so lockender die kleine, einsame Anhöhe, von wo der Weg durch lachende, langsam sich senkende Gefilde und Gemarkungen in ein von murmelnden Bächen durchzogenes stilles Thal führte.

So wechselte das fort und fort. An einzelnen Landhäusern, Gehöften und Dörfchen kam man vorüber, um endlich das kleine hochgelegene Städtchen zu erreichen, von dessen Höhepunkt ein altes stattliches Gebäude mit hohen Zinnen und spitzen Kirchthürmen grüßte. Hier in dem Ort gedachte man Mittagszeit zu halten, und während geschäftige Hände für die fremde vornehme Herrschaft ein Mahl rüsteten vom Besten, was Küche und Keller zu bieten hatten, spielten die Kinder mit naiver Neugier und doppelter Lust und in der fremden Umgebung, indeß der immer galante und aufmerksame Cavalier die beiden Damen zur der das Land beherrschenden Höhe hinanführte.

Die Freuden dieses kleinen Ausflugs waren für die verwöhnten Menschenkinder nun allerdings mäßiger Natur, aber die Gesellschaft behagte sich und demgemäß verflog die Zeit, so daß

man sich gegenseitig verwunderte, als die Stunde zur Rückkehr geschlagen.

Osten wählte dazu einen andern Weg als den, welchen man gekommen. Zunächst fehlte es auch hier nicht an Scenerieweckssel; freundliche Landschaft und geschäftsreiches Terrain mit ganzen Arbeiter-Colonien passirte man, bald jedoch erwies der Weg sich stiller, einsamer, ja bei dessen Einbiegung in eines der Seitenthäler nahm der ganze Charakter der Gegend etwas, wenn auch nicht geradezu Düsteres, so doch Trauriges, Verödetes an. Dennoch mußte auch dort einst reges Treiben und Schaffen geschäftiger Industrie geherrscht haben. Vereinzelte große Gebäulichkeiten erinnerten daran, aber die hohen Essen darin rauchten nicht mehr; kein Menschenverkehr, nicht einmal einzelne Arbeiter bewegten sich umher. Offenstehende Thore und zersprungene Fensterscheiben gewährten einen Einblick in düstere, verödete Hallen — das Ganze sah trostlos, verlassen, verkommen, todt aus. Nicht minder war dies der Fall bei der in einiger Entfernung sich zeigenden Reihe von Arbeiterhütten, die ersichtlich dem Verfall entgegen gingen. Was sonst wohl solch' eintönigen Colonien etwas Freundliches zu geben vermag, kleine Gärten mit ein paar, wenn auch kümmerlich prangenden Blumen — das fehlte hier gänzlich. Zerbrochene, schadhafte Holzgeländer, niedergetretener Boden erinnerte wohl noch hier und da an frühere, bessere Tage, indeß nur, um das gegenwärtige Elend desto sichtbarer zu machen. Es sprach aus den bleichen, hohläugigen Gesichtern der zwischen den modernen Ruinen herumlungernden Kinder, die in ihren spärlichen Lumpen und nackten Füßen einen Anblick boten, dem sich der widerwärtige einiger armselig gekleideten Frauen mit wirren Haaren anschloß. Durch die schmutzigen Fensterscheiben der Hütten lugten sie hervor, neugierig den eleganten Wagen betrachtend. Damit war es aber nicht gethan; sie machten alsogleich ihre Speculation. Mit ihren gellenden Stimmen zwischen die

Kinder hineinkreischend, brachten sie einen ganzen Trupp auf die nackten Füße, der nun die Wagen umkreiste, in allen Tonarten um ein Almosen flehend bettelnd.

Der Baron zeigte nicht übel Lust, vermittelst seiner Peitsche solche auszutheilen, Isabelle aber war anderer Ansicht. In die Hände ihres Knaben alle Münzen ausschüttend, die sie bei sich trug, ließ sie dieselben durch ihn unter die kleinen Bettler werfen. Ein seltsam spöttisches Lächeln kräuselte Osten's Lippen, als er dies Beginnen beobachtete, doch fuhr er etwas langsamer. Hätte die reiche Frau jenes Lächeln ihres Cavaliers zu übersetzen verstanden, wie würden vor ihren Augen die Buchstaben durcheinander geschwirrt sein, welche die unausgesprochenen Worte formten: Ob es den Fluch bis in's dritte Glied sühnen wird — wenn der Enkel Kupferpfennige auf den Boden wirft, wo der Großvater aus Schweiß und Herzblut Gold gestampft hat.

Glücklicherweise für Isabelle verstand sie eine solche Lesung nicht, noch bemerkte sie Ostens Hohn. Sie war ganz beschäftigt mit den armen, zerlumpten Geschöpfen, aus deren hohlen Wangen der blasse Hunger und der gänzliche Mangel an Pflege noch krasser neben den glückverwöhnten in den weichen Wagenpolstern hervortrat. Wirklich bewegt, meinte Isabelle zu Osten gewandt:

„Welch' eine traurige, düstere Gegend das hier ist, ihr Anblick wirkt ordentlich drückend auf mein Gemüth. Was sind dies für verödete Gebäude — sie sehen aus, als sei der grause Tod dort eingezogen!"

Der Baron zog die Schultern etwas in die Höhe.

„Ein zu Grunde gegangenes Etablissement, wie Sie deren noch mehr hier zu Lande finden können. Die Gründung dieser Gewerke war die glückliche Idee eines Großindustriellen, bei der Einer reich und Viele arm, die nächste Umgebung aber corrumpirt wurde und verelendete — voilà tout!"

„Mein Gott, Baron, wie Sie das so leichthin sagen! Das ist ja ganz entsetzlich!“

„Aber Thatsache, gnädige Frau, und zwar eine Thatsache, die sich in unserer Zeit häufig wiederholt. Die Geschichte dieser Gründung kenne ich zufällig ziemlich genau, obgleich schon mehr als ein Jahrzehnt über die Zeit hingegangen ist, in der die Katastrophe hier losbrach. — Sehen Sie dort,“ er zeigte dabei mit dem Peitschenstiel nach einem thaleinwärts gelegenen Landgut. „Ursprünglich mußte dasselbe ein Herrschaftshaus mit es umgebenden Wällen und Gräben gewesen sein, war jedoch im Laufe der Zeit theils verfallen, theils so mit den Wirthschaftsgebäuden zusammengewachsen, daß jetzt nur mehr solche erkennbar blieben.“

„Sehen Sie den Hof?“ wiederholte Osten. „Er gehörte zu jener Zeit einer mir befreundeten Familie. Dieselbe lebte in der großen Welt auf etwas hohem Fuß — die Finanzen gingen zurück, man hatte sich aus kleinen Verlegenheiten zu reißen und nahm dieserhalb Geld bei coulanten Geschäftsleuten auf. Dagegen gab man Hypotheke auf dieses Gehöft, welches man doch niemals besuchte. — Doch was soll ich Ihnen diese langweiligen Geschäftsmanipulationen erklären, gnädige Frau, so etwas entzieht sich doch den Begriffen der Damen, genug also — das Endresultat war: daß Zins und Schuld das Gut bald verschlangen und es in den Besitz des gefälligen Geschäftshauses lieferten. Dessen Chef war ein strebsamer, speculativer Mann, er ließ sein Gehöft nicht unbeachtet, er entdeckte sogar auf seinem Grund und Boden tief in der Erde Schooß reiche Schätze. — Ein reicher Financier aber vermag viel. Auf sein Machtwort wuchs dies Etablissement mit Dampfesschnelle aus dem Boden, die ganze Gegend belebte sich, ein neuer Verkehr kam hinein, fremde Arbeiter strömten herbei: Die Spekulation galt für eine brillante, man sprach von massenhaft entdeckten Mineralien und allgemein

prophezeite man der neuen Gründung einen hohen Aufschwung. Eine Aktiengesellschaft bildete sich; denn der großmüthige Unternehmer wollte auch seinen Mitmenschen ihr Theil gönnen, und er fand so zahlreich einfältige Gimpel, die auf den Leim gingen, daß er alle seine Aktien glänzend zu Markt gebracht hatte — als der große Krach eintrat.

„Man hatte sich eben geirrt, die Minen erwiesen sich nicht so reichhaltig, als man vermuthet; immer weniger wurde zu Tage gefördert. Die Fonds zum Weiterbetrieb minderten sich, keiner der Betheiligten hatte mehr Muth, neue Kapitalien einzusetzen; es waren zu viel „kleine Leute" darunter. Sie jammerten, schimpften und raisonnirten — helfen konnte das Alles nichts, die Aktien sanken rapide zu dem Werthe eines Stückchen Papiers herab. Viele, viele Menschen wurden dadurch ruinirt; unter den eingewanderten Arbeitern gab es natürlich auch Gesindel, das blieb auch, nachdem die Arbeit aufgehört, hier kleben zum Schrecken der Nachbarschaft. Es verbesserte eben die Gegend nicht, wie wir in Figura sehen."

Er wies noch einmal leichthin auf die verfallenen Hütten. „Hunger, Krankheit und Elend sind dort daheim — ihre Opfer rufen Fluch auf Diejenigen herab, die sie mit in diesen kurzen Schwindel hineingezogen, an dem übrigens auch bessere Menschen, arme Leichtgläubige sich verblutet haben. — Sehen Sie, meine Damen, das ist in kurzen Rissen die Historie einer modernen Gründung, bei der Einer oder Einige reich und Viele arm geworden sind."

Gerty hatte mit weit geöffneten Augen dem im gefälligsten Gesellschaftston gegebenen Bericht zugelauscht, seltsam erinnerte dieser sie an ihres Vaters wilde Tiraden. — Isabelle empfand ein Gefühl, als drücke eine unbekannte Hand ihr auf den Kopf, mehrmals strich sie sich die Haare aus dem erbleichten Gesicht, indeß sie langsam sagte:

„Ich verstehe nicht ganz — der erste Unternehmer —“

„Blieb reich,“ — fiel Osten lachend ein, — „oder wurde vielmehr noch viel reicher. Er wußte eben, wann das Wetter umschlagen würde, da er einen genauen Thermometer besaß; so paßte er gut auf und verkaufte im richtigen Moment, nachdem er dem Schäfchen die Wolle abgeschoren, seinen Antheil —“

„Aber,“ brach Isabelle jetzt aus — „darin liegt ja eine schändliche Berechnung!“

„Pardon, gnädige Frau, in anderer Sprache nennt man sie nur die eines spekulativen, mit einem etwas weiten Gewissen associirten Kopfes — voilà tout!“

Mit dieser dem Baron geläufigen Redensart brach er ab. Man war inzwischen dem Hofgut näher gekommen. Darauf deutend, schlug Osten jetzt vor, dort etwas zu rasten.

„Sie sind ganz nachdenklich geworden, gnädige Frau,“ sagte er munter. „Obgleich Sie selbst die Gattin eines großen Financier sind, ist das Wogen und Brausen im Meere der Geschäftswelt doch ein ungekanntes Ding für Sie. — Verzeihen Sie mir, Ihnen die Brandung darin vom Gestade unserer alltäglichen Welt aus gezeigt zu haben. Kehren wir in diese zurück und erfreuen uns hier des waldigen Plätzchens — die verödete Stätte liegt ja hinter uns, schauen wir nicht mehr zurück.“

Isabelle stimmte bei; die Kinder freuten sich auf frische Milch, welche die an den Wagen herangetretene alte Bäuerin bereitwillig versprach. So machte man Rast in dem spärlichen Garten hinter der das Hofgut umschließenden Mauer. Wirthschaft hielt man dort nicht, wenn auch die Hoffrau gern den seltenen Gästen bot, was sie zu bieten hatte. Das Gut selbst stand nicht sonderlich in Blüthe, man merkte auch ihm etwas Verfall an, obgleich noch sichtbar eine rüstige Hand dagegen ankämpfte. Trotzdem sah das Ganze, wie die Frau selbst, betrübt aus. Oder machte auf Isabelle jetzt Alles einen traurigen Eindruck? Sie wußte

es selbst nicht, sie fühlte nur, daß ihre frohe, freudige Tagesstimmung dahin war. Trotz ihres Cavaliers Zuspruch mußte sie auf die in der Ferne noch erkennbaren modernen Ruinen zurückblicken und an das Gehörte denken. Sonderbar, wie unangenehm Osten's Erzählung sie berührt, und welch' eigenthümliche Gedankenverbindung sie bei ihr angeknüpft hatte. Sie dachte an Gerty's Vater; die dumpfen, einst aus der Ferne zu ihrem Ohre gedrungenen Gerüchte über die trübe Quelle, aus der ihres Schwiegervaters Reichthum zu dem jetzigen großen Strome geworden, erwachten in ihrer Erinnerung und machten ihr des Barons Auslassungen über das Treiben in der Geschäftswelt peinlich. Dennoch wirkten diese so in ihren Gedanken fort, daß sie mit der alten Frau, welche eben, von einem kleinen Mädchen darin unterstützt, den frugalen Imbiß herbeischaffte, eine Unterhaltung suchte.

Osten war gegangen, um nach den Pferden zu sehen, welche zur Ruhe etwas ausgeschirrt werden sollten, und Gerty wurde vollständig von den Kindern beansprucht, da dieselben auf der Wiese eine Menge Blumen entdeckt hatten.

So war Isabelle einige Augenblicke ganz allein in der rauh gezimmerten Gartenlaube mit der alten, ernsten Hoffrau, welche die junge, schöne Fremde etwas von der Seite her betrachtete.

„Es sieht traurig da drüben aus!" begann dieselbe das Gespräch, nach den armseligen Hütten zurückweisend.

„Daß 's Gott erbarm!" stimmte sofort die Angesprochene ein, es ist ein trüber Platz und eine Last für die ganze Gegend. Die macht's Unsereinem nur noch schwerer, durchzukommen —"

„Aber der Hof sieht doch so wohlbestellt aus" — warf Isabelle beschwichtigend hin, und die Frau nahm den Gedanken gern auf.

„In der Gegenwart geht's, wir halten uns eben über Wasser, aber die Zeiten vorher waren gar zu schlimm."

„Das Gut ist doch Ihr Eigenthum, nicht?"

„Es war einmal unser Eigenthum, Madame," berichtigte die Frau. Die alten grauen Augen in dem runzeligen, verhärmten Gesicht blickten dabei unendlich traurig. „Wir kauften's damals an, als die gnädige Herrschaft hier die ganze Besitzung losschlug und unten das Land an „die Gesellschaft" kam. Man versprach sich damals goldene Zeiten, und Michel, unser Sohn, glaubte daran — aber 's war alleweil nur Schlechtigkeit und Schwindel. Wir sahen's zu spät ein; all' unser Erspartes war hin — nix konnten mir dergegen machen; denn mit großen Herren ist für arme Leut nit gut Kirschen essen."

„Wem gehörte früher die Besitzung?" — lenkte Isabelle unwillkürlich ab.

„Der gnädigen Herrschaft von Treming war's Erb- und Eigenthum. Von ihr kaufte es ein großer Kaufherr, der mit seinen Neuerungen all' das Elend hierher brachte. Nit hierorts war er daheim. Aus einer großen Stadt kam er und reich sollt' er sein — enorm reich. Er that auch so und schwatzte schon gut, aber kein Herz hatte er für die Leute, wie unsere alte Herrschaft. Keinen Deut kümmerte er sich um's Elend, als da unten Krankheit zu aller andern Noth ausbrach und auch uns hier zusetzte."

Hier unterbrach sich die Frau mit einem schweren Seufzer. Nach der Wiese hin auf Gerty blickend, meinte sie wehmüthig:

„In dem Alter und so frisch wie's Fräulein dort würd' auch jetzt mei Bärbel sein; — ich mußt' 's damals hergeben, es fing's Fieber, das unten in der Colonie herrschte und viel, viel jung Leben wegnahm. Es war gar zu schlecht für die Leut' gesorgt, die Noth zu groß. Auch bei uns; es traf auch Alles zusammen. Die alte Herrschaft hätt' Geduld gehabt, aber unser neuer Brodherr wußt' davon nix. Damals, als er uns den Hof verkaufte,

ließ er mit sich reden, all' unser Ersparniß boten wir zur Anzahlung; er war zufrieden dermit und der Rest blieb als Schuld. Gerad' wie alles Unglück kam, bestand er auf Zahlung; 's half kein Bitten, er wollt' hier mit der Sach' sich nit mehr befassen — er klagte uns ein. Zur Versteigerung kam unser Gut — er nahm's zurück für die rückständige Schuld. Unser sauer Erspartes hatte er vorher schon eingesackt — wir waren Bettler; was machte das ihm! Ihn traf's nit, auch dann nit, als Alles hier herum zusammenbrach. Er ließ sich nur mehr mit keinem Aug' blicken. Er wohnte ja weit drinnen im Land und war ein vornehmer Mann. Aber doch derbei ein Wucherer, ein Schuft. — Er, mitsammt seinem Herrchen von Sohn, der gerad' so vornehm that, wie unser junger Graf, aber so gut wie der war er nit. — Nä, bös Blut hat sei' Gethu' hier genug gemacht und kein guter Klang hat er zurückgelassen, der Name Edelheim. Wenig Segen, viel Fluch ist ihm gefolgt und heut' wissen's die Leut' hier noch, obschon ein gut Theil Jahre darüber vergangen sind. Ich vergeß' die Zeit nie und wenn ich so alt werde wie Methusalem — sie hat mich mein' Bärbel und meinen Michel gekost'; denn den litt's nach all' der Schinderei nit länger derheim und er ging fort über's groß' Wasser. Wir Alten wurden wieder Pächtersleut unter dem reichen Müller, der das Land hier dem großen Schuft noch einmal bezahlte; so blieben wir doch wenigstens mit dem jüngsten Kind auf unserer Scholle."

Die Frau hatte sich derart in die Bitterkeit hinein gesprochen, daß sie die Wirkung gar nicht gewahrte, welche die Nennung des gehaßten Namens auf ihre Zuhörerin machte. Krampfhaft stützte dieselbe sich auf den hölzernen Tisch neben ihr, sie hatte Mühe, einigermaßen nur Fassung zu bewahren. Ihr Herz klopfte mit fast hörbaren Schlägen. Zweimal versuchte sie zu sprechen und zweimal versagte ihr die Stimme. Sie wollte die Frau noch Mehreres fragen und fürchtete doch jedes weitere Wort,

das sie noch etwa hören würde. In dieser Angst däuchte es ihr Erlösung, daß Gerty mit den Kindern herbei kam, zugleich befiel sie eine neue Sorge, die, unerkannt hier fortzukommen. Sobald daher Osten von seiner Inspection der Pferde zurückkehrte, drängte sie, Kopfschmerz vorschützend, auf die Abfahrt. In der That pochte es ihr wild in den Schläfen, und ihr hübsches Gesicht sah so bleich und erschöpft aus, daß die Alte ganz theilnehmend wurde und fragte, ob Madame sich nicht wohl fühle. Das gab Isabelle ihre Selbstbeherrschung zurück, sie hielt sich aufrecht, bis sie glücklich wieder im Wagen saßen. Ein Geldstück drückte sie dem Jüngsten der Hoffrau in die Hand, während sie dieser gütig zum Abschied zunickte. Dieselbe schaute freundlicher drein; sie wußte selbst nicht, weshalb die alten traurigen Erinnerungen plötzlich so mächtig über sie gekommen waren — das achtzehnjährige Fräulein mußte Schuld daran gewesen sein, weil es sie an ihr Bärbele erinnerte. Nachträglich stimmte sie das ordentlich weich, sie hatte sich eben bei der schönen Madam' das Herz leichter gesprochen, freilich ohne zu ahnen, welchen Dorn sie dort eingebohrt.

Isabelle litt innerlich schwer; einsilbig lehnte sie in den Wagenpolstern — ihre Phantasie war auf's Höchste erregt, und lauter traurige, düstere Bilder tauchten vor ihr auf. Es war ihr, als senkte sich lauter Jammer auf sie herab. Warum, warum mußten auch alle diese schrecklichen Dinge zu ihrer Kenntniß kommen? Nie war ihr der Schwiegervater sympathisch gewesen, nun empfand sie ein Gefühl wie Ekel gegen ihn. Dann dachte sie an Wolfgang. Wußte er, mit was für Steinen das Gebäude ihres Reichthums aufgebaut war? Gewiß, er wußte es, aber es machte ihm nichts, sobald die Steine nur derart behauen waren, daß die Welt den Bau lobte. Eine trauernde Stimme in ihrem Innern versicherte sie dessen. O, Gott — sie hatte es zu spät begreifen lernen, in was für Ansichten und Grundsätzen der

Mann erzogen worden, den sie liebte. Liebte sie ihn denn noch? In diesem Moment fiel ihr Blick auf Osten, dessen Augen forschend, mit solch' unverhohlener Leidenschaftlichkeit auf ihr ruhten, daß sie sich verletzt fühlte. Ohne ein Wort zu sprechen, wandte sie den Kopf; sie grollte Osten; mächtig stieg ein Verdacht in ihrer Seele auf. Unwillkürlich erinnerte sie sich der bitteren, gehässigen Worte, mit denen er einst auf ihre stolze Erklärung, daß sie Wolfgangs Braut sei, ihr geantwortet:

„Ich hätte zum wenigsten geglaubt, es bedürfe mehr Zeit, dies Geschäft zu Ende zu bringen!"

Er hatte damals ihre Verlobung als ein Geschäft bezeichnet und jetzt wollte er ihr zeigen, welch' ein Geschäft sie damit gemacht habe. Er wollte in ihren Augen ihren Gatten herabsetzen. Weshalb?

Die junge Frau schloß die Augen. Osten, der wirklich, abgesehen von dem zufälligen Herzenserguß der Hoffrau, mit Absicht gehandelt, hatte einen schlechten Weg gewählt. Er hatte sich in dem Herzen verrechnet, das er bethören wollte. Die aufkeimende Leidenschaft hatte Isabelle bisher blind gemacht; sie wurde sehend durch sein Vorgehen. Sein Benehmen schien ihr verächtlich.

Gerade die Mittheilungen der Hoffrau hatten ihr Klarheit über seine Berechnungen gebracht, sie erkannte das Ziel, auf welches er hinarbeitete — und schrak zurück.

Alles, was er in den letzten Wochen bei ihr gewonnen hatte, verlor er in dem einen Augenblick, der ihr eine klare Erkenntniß brachte. Die schillernde Seifenblase war zerplatzt — die Illusion geschwunden.

Osten selbst war nicht recht befriedigt über den ersten Erfolg des angewendeten Mittels. Hatte er sich nur rächen wollen, so war sein Zweck erreicht, wollte er ihr stolzes Herz aber demüthigen, um nachher sein Tröster zu werden — dann

blieben die Bedenken gerechtfertigt, die ihn allmählich beschlichen. Isabellens fortgesetztes Schweigen beunruhigte ihn. Allein auf die Unterhaltung von Gerty und Leon angewiesen zu sein, wurde ihm demüthigend. Er bot seine ganze Unwiderstehlichkeit auf, um Isabelle wieder in das Gespräch zu ziehen und allmählich gelang es. Je mehr innerlich bei ihr ein Entschluß reifte, desto mehr zeigte sie wieder ihr gewohntes Wesen. Zu Osten's lebhaft geäußerter Meinung: der Aufenthalt in dem warmen B. fange an, ermattend auf ihre Nerven zu wirken, und es sei wirklich Zeit zu dem Aufbruch nach der Seeküste, lächelte sie bereits wieder und gab zu, daß auch ihr ein Wechsel des Aufenthaltes räthlich scheine; sie wolle sich morgen, wenn sie Nachricht von Hause erhalten, darüber entschließen. Dadurch lenkten sich die Gedanken zurück; Osten spielte sie noch weiter in die Vergangenheit. Er sprach lebhaft von Reichenau und Ostenrode, beziehungsvoll von der glücklichen Jugendzeit und den frohen Kinderjahren. Aber das ganze Feuerwerk seiner Beredsamkeit machte die junge Frau nur trauriger als sie war. Sie war froh, als endlich das Curhaus in Sicht kam; denn es wurde ihr immer mühsamer, die auferlegte Selbstbeherrschung zu wahren; sie sehnte sich, allein zu sein.

Ermüdung und stechenden Kopfschmerz vorschützend, suchte sie sich der längeren Gesellschaft des Barons zu entziehen. Er verstand den Wink, folgte ihr aber dennoch hinauf in den Salon. Er that dies wie Jemand, der sich seiner Rechte bewußt ist.

Es war alle die Wochen so gewesen, die junge Frau hatte nichts Auffälliges darin gesehen, heute sah sie es — sie sah auch den bittenden, leidenschaftlichen Blick seiner Augen, hörte das vertrauliche Geflüster:

„Isabelle, entschließen Sie sich zur Reise — andere Luft wird Ihre Nerven stählen."

Seine Hand hielt dabei die ihre fest umfaßt, sie entzog sie

ihm, um sich seinem Kinde zuzuwenden. Sie verabschiedete dasselbe und ihn, indem sie laut versprach, seine Worte überlegen zu wollen.

Endlich war sie allein, auch ihre Kinder waren zur Ruhe gebracht, Gerty weilte noch bei ihnen. — In dem stillen Gemach saß sie allein; den müden Kopf in die Hand gestützt, schaute sie hinaus nach dem schönen, klaren, sternbesäeten Himmel. — Auch in ihrer Seele wurde es klar, immer klarer; sie dachte nicht mehr an die heutige Fahrt, nicht mehr an die letzt verlebten Wochen, sie sondirte nicht mehr in den Gefühlen des eigenen Herzens — sie gedachte einzig des Gebetes, das sie in jener angstvollen Nacht, da ihr Kind mit dem Tode rang, zum Himmel emporgesandt. — Es hatte von dort ein Samenkorn in ihre Seele zurückgebracht, das darin fortgewuchert, wenngleich es Mühe fand, aufzukommen zwischen so manchem Unkraut, das sich da breit machte. Indeß der Boden, den es gefunden, war in der Jugend gut gepflegt worden, es war nicht verdorrt. So behauptete es seinen Platz, während in dem Herzen, wie auf einem Kampfplatz, die leicht gewonnenen Ansichten der letzten Jahre mit den neu erweckten Vorsätzen stritten bis zu dieser Stunde, wo der gute Samen durchbrach und die erste Frucht zeitigte. .Der Kampf war zu Ende, der Vorsatz zum festen Entschluß gereift und die neue schmerzliche Erfahrung des heutigen Tages gab ihm eine bestimmte Form. Die Mahnung des schönen Verses:

„Kommt Dir ein Schmerz, so halte still
Und frage, was er von Dir will?
Die ew'ge Liebe schickt Dir keinen
Bloß darum, daß Du mögest weinen.“ Geibel.

ging bei Isabelle nicht verloren.

Sie hatte für Osten nur mehr Eine Antwort. Morgen verließ sie B. — Aber wohin gehen? Nach Hause, jetzt inmitten

der heißen Sommertage? Nie würde ihr Gatte das gebilligt haben, es war zu unfashionabel und auch thatsächlich der Kinder wegen nicht zu empfehlen. Sollte sie Wolfgang in Baden-Baden aufsuchen? Ein schmerzlich bitteres Lächeln umspielte ihren Mund. Wie ungelegen würde sie ihm kommen! Er liebte es ja durchaus nicht, mit Familie zu reisen und vielleicht noch weniger, durch dieselbe in seiner Unterhaltung gestört zu werden. Wo aber sollte sie dann hin? Weder am Rhein, noch in der Schweiz, noch an der See konnte sie einen Ort wählen, für den Osten nicht sofort Blankenberghe aufgegeben hätte. Sie wußte das genau; sie durfte nur sagen, wohin sie ging und auch er fand für sich und sein Töchterchen den Platz am geeignetsten.

Bei der Erwägung seufzte sie unwillkürlich auf, trotz all' ihres Reichthums fühlte sie sich arm, verlassen. Es schnitt ihr in die Seele das Bewußtsein, wie Wolfgang sie vernachlässige, und der Andere sie suche. Unwillkürlich wandten sich ihre Gedanken immer wieder zu dem Weihnachtsabend zurück. Sie sah es wieder vor sich Wolfgangs brillantes Geschenk voll glänzender, blitzender Edelsteine und daneben die blühenden von Erinnerung bethauten Blumen Ostens. Arme Isabelle! Sie verhüllte sich das Gesicht. Erzählten ihr doch die glänzenden Edelsteine von tausend Schmerzensthränen, unter denen das Geld dazu erpreßt worden, und zwischen den harmlos aussehenden Blumen ringelte sich eine Schlange —

Fliehen mußte sie vor dieser, vor sich selbst — aber wohin? Da tauchte, anknüpfend an Ostens späteres Gespräch im Wagen, plötzlich Reichenau vor ihr auf — das liebe, einfache, stille Elternhaus!

Und ein Freudenschrei brach fast von ihren Lippen.

„Ja dort, dorthin will ich gehen. Unter meines Vaters Dach wird Osten sich hüten, mir zu folgen!"

Sie sprang auf. Mein Gott! Daß sie nicht früher daran

gedacht. In der Heimath wehte die Luft noch erfrischender als an der See; nirgends konnten sie und die Kinder besser sein. Vorsichtig schlich sich Isabelle zu den schlafenden Kleinen. Zärtlich betrachtete sie dieselben, indeß sie innerlich heilig gelobte: Auch nicht ein Hauch soll das Andenken Eurer Mutter trüben Dies Vermächtniß soll Euch jedenfalls rein verbleiben.

Gerty wollte sich leise zurückziehen, doch Isabelle schlang sanft den Arm um das junge Mädchen.

„Würde es viel Mühe machen, Gerty," sagte sie schmeichelnd, „unsere Koffer noch für morgen zu rüsten? Ich habe mich zur Abreise entschlossen."

Traurig blickte Gerty die junge Frau an, diese aber fuhr munter fort:

„Es wird in Wahrheit hier zu heiß für uns, ich sehne mich nach Heimathluft. Wir wollen nach Reichenau — auf das Gut meiner Eltern."

Gerty jubelte auf; sie versprach auf's eifrigste, Bonnen und Diener schon so weit zu bringen, daß zum kommenden Tage Alles zur Reise gerüstet sei.

Sie hielt Wort. Als der Baron anderen Morgens erschien, fand er sämmtliche Dienerschaft in flinker Thätigkeit.

„Die gnädige Frau haben sich für die heutige Abreise bestimmt," berichtete ihm bereits in der Halle des Hauses der Portier.

Osten eilte zu Isabelle. Sie empfing ihn in der höflichsten Weise.

„Ich habe Ihren Rath befolgt, Baron; die Luft ist hier in der That drückend — und meine Eltern freuen sich so sehr darauf, die Kinder und mich bald bei sich zu sehen. Ich habe mich daher für einen längeren Aufenthalt in Reichenau entschieden. Einmal entschlossen, zögere ich nicht gern. Ich gedenke, heute Mittag zu reisen."

Osten biß sich auf die Lippen. Er sah sonnenklar, die ihm gewordene Antwort verstand er vollkommen. Wild bäumte sein Stolz sich auf — indeß er gehörte zu denen, welche bonne mine à mauvais jeu zu zeigen vermögen. Niemand durfte es ahnen, daß er abgetrumpft war. Bis zum letzten Augenblick blieb er der galante, liebenswürdige, selbst muntere Cavalier. Mit Accuratesse wahrte er das Recht des gefälligen, hülfreichen Freundes. Nachdem er aber Isabelle nebst ihrem ganzen Train in dem Schnellzuge glücklich installirt hatte und dieser nun davon sauste, da wandte er sich mit eben dem gleich zornigen, haßerfüllten Gefühl ab, mit dem er einst vor Jahren zu Reichenau sein Pferd bestiegen und davongeritten war. Zum zweiten Male war er der Besiegte — eine Natur wie die seine konnte das nie verwinden. Von jetzt an war er Isabellens Feind.

Diese versagte sich jeden Gedanken an ihn. Zu Reichenau auf's Freudigste empfangen und begrüßt, zog ein ungemein wohlthuendes Gefühl in ihr Herz. War sie doch heimgekehrt in doppelter Beziehung. Erquickend durchwehte die Frühlingsluft, in der ihre Jugend erblüht, den heißen Hochsommer ihres Lebens. Durch inneren Kampf und Sieg gestählt, lebte sie frisch auf in dem lieben, einfachen Reichenau — ihrer alten, traulichen Heimath.

XIII.

Die dritte Generation.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit!

Herder.

Mit unaufhaltsamer Eile flieht die Zeit hin; sie kennt keinen Stillstand. Rasch wechseln die Jahre umeinander und die Menschen mit ihnen. Die Alten sinken in's Grab, die Jungen werden alt, und die Kinder — Leute! — Oft scheint diese letztere Metamorphose rasch wie im Traum geschehen zu sein oder werden wir nicht zuweilen selbst uns ganz plötzlich unseres avancirten Alters bewußt, wenn wir Jemanden, den wir als kleines Kind gekannt, in voller Jugendblüthe vor uns sehen?

Aehnlich erging es offenbar der hübschen, stattlichen und zugleich auch wieder gar hausfraulich-einfach aussehenden Gerty, während sie in ihrem eigenen behaglichen Wohngemach am zierlichen Nähtisch neben dem tiefgehenden Gartenfenster saß, aber von diesem weg den Kopf nach dem Innern des Zimmers wandte, um voll frohen Staunens den jungen Studenten zu beobachten, der es sich auf dem Sopha bequem machte.

Die gestickte Cerevismütze lag neben ihm, und seine Finger

spielten nachlässig mit dem dreifarbigen Corpsbande, das sich quer über seine Brust zog. Aus seinem frischen Antlitz lachte dabei der volle Sonnenschein einer glücklichen Jugend, die keine Ahnung, geschweige eine Kenntniß von Sorgen besitzt.

„Ah! Tante Gerty," sagte der Studiosus jetzt recht aus vollster Ueberzeugung heraus, „wie das bei Dir hier gemüthlich ist! Wahrhaftig, Onkel Reichenau ist ein Glückspilz unter den Philistern," — Und halb ernsthaft, halb lachend setzte er hinzu: „Mama's traute Stube abgerechnet, gäbe ich für solch ein idyllisch glückliches Heim gern mein glänzendes Elternhaus mit all' dem überflüssigen Trödel hin. Der beengt Einem ordentlich die Brust und legt eine solche Menge von Rücksichten auf, daß es sich kaum frei athmen läßt; wirklich, Tante Gerty, ich möchte manchmal wünschen, mein Vater sei kein solcher Crösus!"

Tante Gerty lachte fröhlich auf. Sie war aufgestanden und dem philosophirenden Neffen näher getreten. Wie in seinen Kindertagen, strich sie ihm die glänzenden Haare aus der schönen Stirn und sagte neckend:

„Ein sonderbarer Wunsch, Leo, von solch flottem Studiosus, der so glänzend zu beweisen versteht, daß das Geld rund ist."

Er hielt ihre Hand fest und meinte, in ihren Ton einstimmend:

„Was willst Du, Täntchen? Ich verdiene doch wahrhaftig keine Schelte, wenn ich meines Herrn Papa's Lehre entspreche, der mir so oft eingeprägt: Noblesse oblige! Demnach habe der Sohn des reichen Commerzienraths Edelheim die Pflicht, das Geld nobel unter die Leute zu bringen. Ich gebe daher aus, was man mir gibt — aber ich könnte ebenso gut sparen, wenn's sein müßte!"

„Auch verdienen?" warf die hübsche Frau unwillkürlich ein; denn bei Leo's Worten glitt eine leichte Wolke über ihre freundlichen Mienen. Da dieser aber mit komischem Ernst sofort er-

widerte: „Versteht sich — darauf studire ich ja, und Du weißt, ich lernte von jeher Alles, was ich lernen wollte!“ — mußte sie wieder lachend beistimmen.

In diesem Lachen klang er ganz wieder, der glockenklare, frohe Stimmenton der einstigen Gerty Dorner. So hieß sie indeß, nicht mehr, sondern Frau v. Reichenau. Auch Frau Bürgermeister ward sie genannt, und die gebildeten Dörfler sagten selbst schön fein: die gnädige Frau Baronin. Von all' solchen Benennungen hörte sie offenbar am Liebsten das „Schatzerl!“ womit Gerhard v. Reichenau, ihr hoher Herr und Gemahl, der einstige Lieutenant und jetzige Bürgermeister von C., sie zu begrüßen liebte.

Die einstige Reise von B. nach Reichenau war für Gerty bedeutungsvoll geworden; denn dort hatte ihr Wunsch, daß auch in ihr Leben einmal ein lichter Stern scheinen möge, sich erfüllt. In Reichenau ging er ihr auf, der Stern der Liebe. Aber demüthig wandte sie den Blick davon ab, wähnend: er sei für sie zu leuchtend, indeß, was sie nicht suchte, das wurde ihr entgegengebracht. Gerhard v. Reichenau warb um sie, und seine Eltern nahmen willig das einfache Mädchen zur Tochter an; denn dessen verständiger, läuternder Einfluß hatte ihnen ihr Sorgenkind zu einem brauchbaren und glücklichen Menschen umgewandelt. Die Geschichte war sehr einfach.

Als Gerty am ersten Morgen ihres Aufenthaltes zu Reichenau mit ihren Schutzbefohlenen in den Garten kam, und dort Gerhard sah, wähnte sie zunächst, in ihm einen alten Bekannten wiederzuerkennen, den frommen Beter, der im Winter in den Metten neben ihr gekniet hatte. Nicht ohne Neugierde folgte sie deshalb den Kindern, die auf den Onkel zustürmten. Nun löste sich ihr Irrthum, sobald der junge Mann ihr sein bleiches, leidendes Antlitz zuwandte. Das zeigte wohl Rafaels Züge, aber die aus diesen leuchtende Frische fehlte, blasse Wangen und ein müder,

trüber Blick erzählten hingegen von einer allzu früh geknickten Kraft.

Dieselbe sollte wieder erstarken in der Heimathluft. Gerhard hatte den Abschied nehmen müssen; alle die von den Eltern gebrachten Opfer waren zuletzt doch vergeblich geblieben. Carriere blieb ihm keine offen. Nach dieser Erkenntniß verwünschte er seinen Leichtsinn und grämte sich. Zeitweise war er auch nicht abgeneigt, sich selbst zu bedauern. Körperlich und geistig ermattet, mangelte ihm die Energie — sich aufrichten zu wollen. Er hoffte zwar noch auf eine Civilversorgung und sollte dieserhalb bei dem nächstgelegenen Amte sich einarbeiten, aber die Arbeit machte ihm wenig Spaß; er träumte lieber von seinem verfehlten Leben und gefiel sich womöglich darin, seinen eigenen frühen Tod in wehmüthigen Versen zu besingen.

Zu dieser seiner elegischen Stimmung bildete einen hellen Contrast Gerty's einfache, liebliche Heiterkeit. Es war diese wohl das Erste, was dem jungen Schwindsuchtscandidaten an der hübschen, neuen Hausgenossin auffiel, allmählich entdeckte er jedoch bei derselben noch andere Eigenschaften, wobei das Endresultat darin bestand, daß Gerty ihn zu interessiren begann.

In Anbetracht seiner Lebensmüdigkeit war ein erwecktes Interesse immerhin Etwas, es kam aber noch besser. Die schönen, klaren Augen Gerty's gaben ihm zu denken, das Denken führte zu Erwägungen und die Erwägungen zu einem Einblick in die eigene Seele. Darin aber lag gar viel Schatten, und um da besser durchdringen zu können, ging er sich Licht aus einer anderen Seele holen. — Welch' eine unschuldige, kindlich reine, edelmüthige Seele dies war, verrieth ahnungslos Gerty's kleiner Mund, wenn er plauderte. Gerhard aber lernte schnell, ihn plaudern zu machen. Sonderbar! Das junge Mädchen hatte eine Jugend gehabt voll Entbehrung und Entsagen — er eine voll Genuß und sorglosem Leichtsinn; ihre kleinen, feinen Hände

hatten gearbeitet von Kindheit an — die seinen nur zu spielen und tändeln verstanden; sie hatte tiefes Weh' in drückenden Verhältnissen mit starker Geduld getragen — er nur Freude gesucht und der nächstliegenden Pflichten nicht geachtet — o, wie sie Beide verschieden waren, und doch wieder einander so sympathisch!

Gerty empfand für ihn gar bald tief inniges Mitleid — Mitleid aber ist der Liebe nahe verwandt und ein gefährlich Ding für eine hingebende, opferfähige Frauenseele. Gerhard erwärmte sich an dieser; sein Egoismus kam ihm immer kleinlicher vor. An ihrer frischen, muthigen Energie erstarkte seine eigene schlaff gewordene Willenskraft, und die Geradheit ihres klaren Geistes ließ ihn die eigenen phantastischen Träumereien erkennen. Je mehr aber so sein besseres Selbst in ihm geweckt wurde, desto mehr lernte er zu Gerty aufschauen und sie — lieben.

Einst war er leichtsinnig, übermüthig und schwach gewesen, schlecht niemals. Er hatte getändelt, gehuldigt, geliebelt — die bescheidene Gesellschafterin seiner Schwester liebte er wahr und rein. Er schaute zu ihr auf und das Streben, ihrer würdig zu werden, wurde der Sporn, der ihn in einen anderen, bessern Menschen umwandelte. Die Eltern Reichenaus erkannten dies sehr wohl. Von ihnen ließ sich nicht sagen, daß die Alten so schwer die Zeichen verstehen, welche die Jungen so leicht erkennen. Sie sahen frühzeitig, um was es sich handelte, und sie erklärten einfach ihrem Sohne:

„Gerty besitzt eine Bildung, die ihrem Geist und ihrem Herzen alle Ehre macht, sie ist fromm und gut, sie wird ihren Platz im Leben auszufüllen wissen — wir haben nichts gegen sie, aber wir haben noch viel gegen Dich. Erringe Dir eine Stellung, wodurch Du eine Familie ernähren kannst und beweise uns während der nächsten zwei Jahre thatsächlich, daß Du mit Wenigem auszukommen vermagst. Hast Du dies erreicht, dann

wollen wir Dich segnen, wenn Du uns Gerty als Tochter bringst."

Der junge Mann, der auf heftigen Widerstand gefaßt gewesen, war gerührt. Er war sich jetzt bewußt, wie viel Kummer er den Eltern gemacht hatte, die nur an sein Wohl dachten. Er versprach sein Bestes und hielt Wort. Gerty's Einfluß stählte ihn, er brachte ihm Freude an der Arbeit bei, und die geordnete Thätigkeit, die einfache Lebensweise, deren er sich nunmehr befleißigte, wirkte trefflich auf seinen Gesundheitszustand, er erholte sich rasch. Das Glück that noch das seinige dazu. Zwei Jahre später hatte er sich wirklich eine bescheidene Stellung erworben. Sie gestattete ihm die Gründung einer gesicherten, einfachen Häuslichkeit und strahlend führte er seine Gerty heim.

Die Eltern waren damit einverstanden, und Isabelle, obgleich sie ungern die liebe Gesellschafterin verlor, freute sich dennoch über deren und des Bruders Glück. Nur Wolfgang, nunmehriger Commerzienrath, war unzufrieden. Er sprach es Isabellen unverhohlen aus, wie unverantwortlich ihre Eltern gehandelt, indem sie eine solche Mesalliance nicht allein zugegeben, sondern gar protegirt hätten. Ebenso unverständlich blieb es ihm, daß der leichtlebige Gerhard es vorgezogen, sich um ein „Stellchen" zu bewerben, statt auf Reichenau weiter den Herrn zu spielen. Ahnen mochte er indeß, daß Gerty's ruhiger, verständiger Sinn auch da gewirkt habe, um dem Geliebten es wünschenswerther zu machen, auf eigenen, wenngleich bescheidenen Füßen zu stehen, als der gut besoldete, aber abhängige Verwalter seines Schwagers zu sein. Offenbar steigerte diese nicht unrichtige Annahme noch Wolfgangs Unmuth gegen die junge Frau. Er verläugnete dieselbe vollständig und brach allen Verkehr mit dem Schwager ab. Staat war ja doch mit „den Leuten" nicht zu machen.

So war es damals gewesen, so war es geblieben die folgenden zwölf Jahre hindurch bis auf den Tag, wo wir Gerty als

glückliche Hausfrau wiederfinden. Ihr Mann hatte längst eine verbesserte Stellung erlangt, und die beiden Leutchen lebten in dem kleinen Landstädtchen so einfach glücklich miteinander, daß keines von ihnen eine Aenderung wünschte. Gerty hielt sich der großen Stadt fern und setzte Isabelle niemals durch Anspruch auf eine Einladung in Verlegenheit. Wolfgangs prächtige Räume waren für andere Gäste, sie verlangte nie, zu diesen zu gehören. Dagegen aber kamen Isabelle, sowie deren Kinder gern zu ihr in das trauliche Heim. Der Commerzienrath konnte dies nicht wohl hindern, er ignorirte es daher großmüthig. Am meisten machte sich das sein Sohn zu Nutz. Leo weilte mit Vorliebe bei den Verwandten. Ueberhaupt war er äußerlich und innerlich ein Reichenau, der echte Sohn seiner Mutter. Sie hatte ihn auch erzogen und mit bewunderungswerther Energie den Kampf aufgenommen gegen die nachtheiligen, verderblichen Einflüsse, die unter den obwaltenden Verhältnissen ihren Kindern nur allzu nahe traten. Es war ihr dies anfangs nicht leicht geworden, jedoch allen Schwierigkeiten zum Trotz, blieb sie dem einst in schwerer Stunde geleisteten Gelübde treu. Sie hatte es gelernt, ganz und opferfähig für ihre Kinder und ihren Mann zu leben. Auf letzteren machte das allerdings nur wenig Eindruck. Die Fülle und der Reichthum ihres edlen Gemüths verstand er gar nicht, sein Herzensgrund war durch die ihm gewordene Erziehung bereits in der Jugend hart geworden und im Mannesalter versteinert. — Er hatte Isabelle nur gehätschelt und in seiner Weise geliebt, weil sie der Glanzpunkt seines Hauses war und es verstand, dieses, wie ihn selbst zur Geltung zu bringen in Kreisen, welchen anzugehören sein Ehrgeiz erstrebte.

Ihre allgemein bewunderte Liebenswürdigkeit und Anmuth schätzte er tausendmal höher als die unwandelbare Treue und Hingebung, mit welcher sie strebte, für die Kinder zu leben und ihn für eine bessere, tiefere Lebensauffassung zu gewinnen. Er

hatte dafür zuerst ein mitleidiges, dann ein höhnisches und endlich ein gelangweiltes Lächeln. Seine Lebensweisheit war ja so erhaben, daß ihm ihre frommen Ansichten ungemein arm und schwach vorkamen. Es erschien ihm lachbar, sich mit Pflichten abzuquälen, wo der Genuß lockend winkte. Genuß allein blieb Leben. Von dieser ihm in der frühesten Jugend eingeimpften Idee ging er nicht ab, sie trieb ihn aber zuweilen in solch' vollen Lebensstrom, daß die Wogen der Leidenschaft ihm über dem Kopf zusammenschlugen. Der an und für sich kühle und mitunter stark berechnende Mensch wurde von einzelnen Passionen zeitweise völlig beherrscht. Eine solche war in seinen jüngeren Jahren die Liebe zu der schönen Baronesse gewesen, vereint mit dem ehrgeizigen Wunsch, in den höheren Gesellschaftsregionen eine Rolle zu spielen, und später erwuchs daraus seine Sucht, sich dort in stets steigendem Glanze zu behaupten. Dies zu ermöglichen ergab er sich dem Spiele — im Geschäft sowohl wie am grünen Tisch. Er versuchte und betrieb dies so lange, bis das unglückliche Mittel zum Zweck ihm endlich Zweck und Ziel selber wurde. Und dann versank neben dieser neuen, noblen Passion allmählich Alles, was früher noch einen Platz in seinem Leben ausgefüllt. Er vernachlässigte Isabelle und selbst seine Kinder. Er besaß ja Geld genug, um diese erziehen zu lassen — sich selbst damit zu befassen, lag ihm fern. Sein Sohn sollte Alles haben, was er in seiner Jugend gehabt. Derselbe Geist sollte dem Knaben eingeflößt werden, der ihm das Leben zu einem Lustgarten geschaffen. Bei dieser Rechnung aber hatte er sich verrechnet in Isabelle. So nachsichtig sie gegen ihn war, so geduldig sie trug, was sie nicht zu ändern vermochte, eben so pflichttreu und stark zeigte sie sich als Mutter. Sie war sich ihrer Pflichten und ihrer Verantwortung bewußt. Sie bestand darauf, ihren Kindern die Glaubenswahrheiten zu bieten, die leider ihr Gatte in seinem religiösen Indifferentismus nicht annehmen

wollte. Konnte sie aber auch bei allem guten Willen ihn nicht mehr zu einem Christen machen, so sollten und mußten doch ihre Kinder als solche erzogen werden. Sie wich kein Haar von diesem Grundsatze ab. Wolfgang fühlte recht wohl die frische Kraft, den klaren, bestimmten Geist, der seine Rechte kannte und zu behaupten verstand und sein schlaffes, blasirtes Wesen fürchtete mit einem solchen den Kampf, um so mehr, als der zwölfjährige Leo sich gänzlich auf die Seite der Mutter stellte. Mit der ungetrübten Reinheit eines fromm-gläubigen Gemüthes und der vollen Frische eines, wenn auch noch kindlichen, so doch bereits unerschrockenen Geistes setzte er des Vaters Spöttereien über Religion und religiöse Dinge einen so motivirten Widerspruch entgegen, daß die lästernden Worte oft auf den Lippen Wolfgangs verstummten, und seine Blicke sich abwandten vor den strahlend unschuldigen Augen seines Kindes.

„Gut," pflegte er dann wohl mit geringschätzigem Achselzucken zu sagen, indem er zu seinem Lieblingswort Zuflucht nahm, „gut chacun à son goût. Mach' mit dem Knaben, was Du willst, Isabelle; erziehe ihn nach Deiner Manier — wenn er zu Verstand kommt, wird er es schon von selbst müde werden, sich von „den Schwarzen" gängeln zu lassen."

Im Allgemeinen war es dem Commerzienrath auch gleichgültig, wie sich die innere Welt seines Sohnes entwickelte, sobald derselbe nur für die äußere eine glänzende Erscheinung wurde. Da er in dieser Beziehung aber auch bei dem Erziehungssystem seiner feinen, nobeln Gattin beruhigt sein konnte, so war ihm durch deren Eingreifen nur eine Arbeit abgenommen, und dies ließ seine Selbstsucht sich ganz gern gefallen.

Scheinbar ging er immer mehr auf in seinem Geschäft; immer fremder wurde er seiner Häuslichkeit. Die Kinder wuchsen desto frischer auf unter dem guten Einfluß der Mutter. Leo's Geist entwickelte sich brillant. Die Annehmlichkeiten des

Lebens imponirten ihm wenig, vielleicht deshalb, weil Alles ihm wie selbstverständlich, ohne Mühe zufloß. Der Gedanke an reichen Erwerb, an ein Ringen und Kämpfen um Geld und Gut kam gar nicht bei ihm auf, zum Entsetzen des Großvaters Edelheim. Der alte Mann, der in seiner Jugend nur speculirt, geschachert und betrogen hatte — er begriff die Gleichgültigkeit nicht, mit der sein Enkel auf Gelderwerb herabsah. Sein Sohn war doch auch fein und vornehm erzogen, hatte auch nicht gerade in der alten Branche gearbeitet, aber er hatte es gewußt zu schätzen das Geld und den Glanz und den Ruhm, den man sich kaufen und schaffen konnte mit die blinkenden Louisdors.

Der Enkel hingegen war jetzt gerade so wenig darauf bedacht, wie er als kleiner Knabe den Vergleich zwischen goldenen Christbaumskugeln und glänzenden Louisdors gewürdigt hatte. Ihm leuchtete ein anderer Stern, als der Reichthum. Sein ganzer Durst, seine volle jugendliche Begeisterung ging nach der Wissenschaft. Er wollte studiren.

Sein Vater zuckte die Achseln dazu, ließ ihn aber gewähren. Wußte er doch, daß sein Sohn auch auf diesem Felde ein Glanzpunkt in der vornehmen Welt werden und dort alle die Ehre und den Ruhm ernten konnte, den er für seinen Namen wünschte.

Die Auffassungskraft des alten Edelheim, alias Ettel, vermochte so hoch sich nicht zu erschwingen. Er jammerte über den Entschluß des starrköpfigen Enkels, und wenn er unter „seinen Leut“ von dem Studium Leo's sprach, vergaß er nie beizusetzen:

„Nöthig hat er's studiren nicht, er thut's nur aus Liebhaberei.“

Solche Reden hatten nunmehr längst ihren Klang verloren. Die alte Generation, sowohl die Eltern Reichenau, wie Edelheim waren nicht mehr.

Neben Reichenau erhob sich eine Fabrik, die ein Geschäftsführer des Commerzienraths Wolfgang Edelheim leitete. Von

der freiherrlichen Familie lebte Niemand mehr dort. Rafael weilte in fremden Landen, aus der kleinen Annette war die Gattin eines adeligen, höheren Offiziers geworden und bei der jungen Baronin in der fernen neuen Heimath lebte Irmengard, die sich nicht von der Schwester zu trennen vermochte.

Nahe der alten Heimath war Niemand geblieben als Gerhard in seiner bescheidenen Anstellung und Isabelle, die Frau Commerzienrath Edelheim.

Der alte Ettel hatte den neuen Titel seines Sohnes noch erlebt, aber herzlich wenig mehr von dem ersehnten Glück gehabt. Verkindet, bis zum Irrsinn geschwächt, hatte er nach dem etwas plötzlichen Tode seiner Judith die letzten Jahre mehr vegetirt, wie gelebt, ziemlich vernachlässigt von dem einzigen Sohne, der als Herr und Meister mit rascher Hand das ganze Geschäft nach seiner Façon umgestaltete und die Klagen des Alten verlachte. All' dessen Geld konnte ihm zuletzt gar keine Erleichterung mehr schaffen, denn sein geschwächter Geist kämpfte fortwährend mit eingebildeter Noth. Unter Schreckbilder von Jammer und Elend starb er und wurde mit enormem Pomp beerdigt. Alle Ehren wurden ihm da angethan, die sein ehrgeiziger, hochstrebender Sohn für den Glanz des Commerzienräthlichen — Namens verlangte, und unter der gaffenden Menge, welche zusammenströmte, um den prächtigen Leichenzug zu sehen, gab es vielleicht Niemanden mehr, der zu sagen wagte: Das ist der alte Ettel, der seinen Reichthum gethürmt unter Klagen und Fluchen Derer, die er ruinirt.

Die Zeit war eben auch darüber hingerauscht und hatte die Erinnerungen geschwächt und verwischt; nur in einem Herzen war sie eingeschrieben geblieben in brennender Schrift.

Isabelle vergaß die Entdeckung über den Ursprung der Edelheim'schen Schätze niemals. Was sie als junge Frau erfahren und später noch mannigfach begründet gefunden, kehrte oft und

oft in ihre Gedanken zurück, während sie ihre Kinder aufwachsen sah in Ueberfluß und Ueppigkeit. Es blieb ihr daher eine wahre Herzenserleichterung zu sehen, wie wenig der Sinn ihres Sohnes am Gelde hing, wie sein Streben und Wünschen eine ganz andere Richtung nahm. Sie unterstützte ihn warm darin, sie billigte seine getroffene Berufswahl — sie war stolz darauf, und freudig ließ sie ihn die Universität beziehen.

Im dritten Semester war er jetzt dort, oder vielmehr sein drittes Semester lag hinter ihm; denn er befand sich just auf der Ferienreise nach der Heimath. Er kam nie dorthin, ohne Tante Gerty zu besuchen, und deshalb finden wir ihn wieder in deren schlichter, glücklicher Häuslichkeit.

Er war indeß nicht der einzige Gast dort. In einer der hochgelegenen, nach dem Garten hinausgehenden Stuben des freundlichen Häuschens residirte noch ein junger Mann, nur um wenige Jahre älter als Leo. Aber die wenigen Jahre hatten ihn bereits zum Manne gereift; ein sinniger Ernst sprach zumeist aus dem intelligenten Gesichte Josef Dorner's. Die glückliche Sorglosigkeit Leo's suchte man bei ihm vergeblich, auch war er nicht müßig in liebenswürdigem Geplauder wie Jener. Die ganze Ausstattung seiner Stube verrieth das Arbeitszimmer und sein leichter Arbeitskittel den jungen Künstler.

Er stand vor einer Statuette und studirte dieselbe; neben ihm ruhten Meißel und Hammer, nicht fern davon lagen Marmorblöcke und Gypsabdrücke, Thonmassen und Formen.

Der junge Bildhauer war in sein Studium vertieft, er vergaß die ganze Welt um sich her, selbst die frischen Stimmen von seiner Schwester und Leo schien er weder hören noch beachten zu wollen.

Da flog plötzlich ein kleiner Lorbeerzweig in weitem Bogen durch das offenstehende Fenster gerade zu Füßen des Studirenden nieder. Nun sah er auf, bemerkte den kleinen Ast und lächelte.

„Toller, lieber Knabe," dachte er dabei, „ich merke schon, es ist wieder darauf abgesehen, mir meine Zeit zu stehlen; weiß doch das Glückskind nicht, was diese dem einfachen Arbeiter ist."

Er hatte richtig geahnt. Es dauerte keine zwei Minuten mehr, und die Thüre des Stübchens flog auf, um Leo einzulassen. Seine schlanke, elastische Gestalt blieb jedoch in dem Thürrahmen stehen, nur seine lachenden Blicke durchflogen das Innere der Stube.

„Wie viel todte Geister hast Du schon entfesselt, Unermüdlicher?" fragte er scherzend. „Ich dächte, statt allzu fleißig dem Steine Leben einzuhauchen, solltest Du etwas an Dein eigenes kostbares Leben denken. Komm' mit aus diesem Staub hinaus in die herrliche Frische. Deine Wangen besitzen bereits die richtige interessante Blässe, die zu mit Lorbeer geschmückten Locken gehört."

Er hatte den noch am Boden liegenden Lorbeerzweig aufgehoben und hielt ihn dem Freunde entgegen:

„Siehst Du's, daß bereits für Dich der Lorbeer grünt —"

„Und Dir die Rosen blühen!" gab Josef lachend zurück, indem er sich von seiner Arbeit ab und dem Freunde zuwandte, wobei sein Blick die lichten Rosen streifte, mit welchen der junge Studiosus coquet das Knopfloch seines Rockes geziert hatte. Die Mundwinkel des Künstlers zuckten bedenklich, indeß er gutmüthig weiter spöttelte:

„Dies lichte rose en rose scheint Lieblingsfarbe, seit die schöne Unbekannte vom Heidelberger Schloß es in die Mode brachte!"

Ein Roth so rein und licht, wie es eines jungen Mädchens Wangen geziert hätte, überflog jäh bis in die Schläfen hinauf des Studiosen Antlitz. Aber nur einen Moment lang, dann lachte er:

„Gewiß, ich liebe es stets, Farbe zu bekennen, wie sollte ich da nicht gern die Farbe meiner Dame tragen!"

„O, sind wir schon so weit?" meinte Josef gelassen, indem er resignirt seine Statuette verhüllte. „Hat das Schloßfräulein Dich wirklich schon zu ihrem Ritter angenommen?"

Er wollte noch Etwas hinzusetzen, verschluckte jedoch den Nachsatz, weil er in Leo's Gesicht zu lesen glaubte, daß dieser den Scherz nicht fortgesetzt wünschte, denn er machte sich augenfällig mit des Künstlers Geräthschaften zu schaffen.

„Läßt Du dies Alles hier, oder nimmst Du es mit in die Stadt?" fragte er dabei in gänzlich verändertem Tone.

„Nein, das Meiste bleibt hier; es genügt nur für Ferienspielerei wie diese hier. Daheim, wo es ernste Arbeit gibt, ist das eigentliche Handwerkszeug."

„Wie despectirlich Du von der erhabenen Kunst sprichst!" meinte Leo wieder in der alten fröhlichen Weise. In Josef's Zügen spiegelte sich ein bitterer Gedanke, aber gleich Wetterleuchten zog er vorüber — so schnell, daß der Freund ihn nicht klar zu entziffern vermochte. Vielleicht aber ahnte er dessen Meinung; denn gemüthlich die Hand auf des Andern Schulter legend, sagte er:

„Du gehst also heute mit heim?"

„Gewiß," lautete die Bestätigung; „Gerty hat mich schon länger gehalten, als es streng genommen meine Zeit erlaubt. Im nächsten Monat muß mein Auftrag ausgeführt sein, und ein gut Stück Arbeit liegt noch vor mir. Ich habe hier meine Kräfte gesammelt, nun geht's wieder frisch an's Werk!"

„Diese Bestellung hat Dich befriedigt?"

„O, Junge! Mehr als das; nur noch ein, zwei solcher Aufträge und mein Wunsch ist erfüllt. Das Land meiner Träume öffnet sich mir!"

Leo betrachtete den Freund mit Wohlgefallen. Derselbe war

interessant in der Begeisterung, die in diesem Momente aus seinen tiefen Augen strahlte.

„Wie Du Dich nach Italien sehnest!“ meinte er langsam. „Du bist beständig in Deinen Wünschen — ich erinnere mich, wie lange Du diesen schon hegst.“

„Ja, und ihn pflege. Er ist aufgewachsen mit mir,“ versicherte Josef, indem er freundlich beifügte: „Du glückverwöhntes Menschenkind hast keine Ahnung von solchen Wünschen, deren Erfüllung nur der eigene Fleiß ermöglichen kann. Du darfst eben nur gebahnte Pfade gehen, ich muß mir meinen Weg bahnen. Das hab' ich von Kindheit an nicht anders gehört — liebevoll und anspornend von den Lippen meiner guten, armen Mutter, und nach deren Tod ernst und streng von den Verwandten, die mich erzogen. Na, ich dank's ihnen. Ich bin zufrieden mit meinem Loos.“

Es mußte das doch nicht ganz so sein, obgleich er es sagte; denn die Begeisterung, welche eben aus seinen Mienen geleuchtet, da er von dem Lande seiner Sehnsucht sprach, war jäh erloschen. Ernst, fast trotzig blickte er jetzt durch das Fenster hinunter in den Garten.

„Da kommen mein Schwager und Gerty,“ bemerkte er, „wir wollen sie nicht warten lassen.“

Leo, der verschiedene Thonformen betastet und betrachtet hatte, und über dieser Beschäftigung scheinbar weniger auf den Sprecher gemerkt, stimmte jetzt dessen Aufforderung bei. Arm in Arm verließen Beide das kleine improvisirte Atelier.

Vereint verließen auch die zwei jungen Männer gegen Abend Gerty's gastliches Dach, und mit Windeseile versetzte der dahinsausende Courirzug sie aus der friedlich idyllischen Stille des Landlebens in das laute, geräuschvolle Treiben der großen Stadt. Am Bahnhof hielt die Edelheim'sche Equipage für den jungen Herrn. Auf dem Perron harrte seiner, den Hut in der Hand,

der reich gallonirte Bediente. Leo nickte ihm vorüberschreitend leutselig zu:

„Daheim Alles wohl, Bernhard?"

Die ehrerbietige Antwort fiel bejahend aus. Leo wandte sich rasch gegen Josef, der eben vorschritt, um sein Gepäck zu besorgen.

„Laß dies doch Bernhard erledigen; er besorgt's gut."

„Danke schön, bin's gewohnt selber zu thun," erklärte Josef weiter schreitend.

„Aber Du kommst doch mit?" beharrte Leo, „ich setze Dich an Deiner Wohnung ab."

Doch der Andere ließ sich nicht bereden.

„Ich habe noch eine Besorgung in der Stadt, ehe ich in's Quartier ziehe. Laß Dich nicht aufhalten. Die Deinen erwarten Dich. Leb' wohl bis morgen!"

Es lag eine so ruhige Bestimmtheit in Josefs Sprechweise, daß Leo sich beschied. Er reichte nur herzlich dem Freunde die Hand.

„Auf morgen dann — wir erwarten Dich sicher."

Der junge Künstler drückte die dargebotene Rechte warm und setzte alsdann seinen Weg dem Perron entlang fort, während Leo leichten Schrittes der Equipage zueilte.

Deren Schlag flog vor ihm auf, in die schwellenden Polster sank seine schlanke Gestalt behaglich ein, die Pferde griffen aus, und eilig ging es dem Elternhause zu.

Dort in ihrem traulichen Wohngemach harrte Isabelle des Ankömmlings. Sie sowohl wie das junge, zarte Mädchen, welches dem kostbaren Flügel schöne Melodien entlockte, wußten offenbar schon seit einer Stunde nichts besseres zu thun, als immer wieder ihre Blicke nach der Pendüle schweifen zu lassen, deren Zeiger heute so entsetzlich langsam vorrückte.

Begegneten sich dann beider Blicke bei der gleichen Beobach-

tung, dann lachten sie einander zu und die Eine oder die Andere versicherte dann wohl:

„Gleich muß er kommen!"

Und als Leo wirklich kam, da war der Jubel groß, die Freude herzinnig. Es gab einen Abend so traulich, so fröhlich, wie solchen nur die glücklichen Menschen kennen, welche zu lieben verstehen und geliebt werden. Von den Dreien, die er vereinte, fühlte Niemand das Bedürfniß nach größerer Geselligkeit oder weltlichen Freuden. Viel zu viel hatten die einander zu erzählen, und hinter den vor den geöffneten Fenstern niedergelassenen Rouleaux, in dem angenehm matt erleuchteten Gemach, da plauderte es sich gar gut. Doch während man darin so herzlich plauderte und scherzte, schritt unten durch die linde Nachtluft ein einsamer Mann. Er schaute verstohlen nach den bekannten hellen Fenstern empor, die Glücklichen dort oben konnte er nicht sehen, aber er wußte sie dort. Das war für ihn genug, deshalb durfte und mußte er sich die bescheidene Freude heute noch gönnen — sonst wurde es ihm „bis morgen" zu lang.

Weit war der Abend vorgeschritten, die Nacht angebrochen und immer noch wandelte der Einsame unter den dichtbelaubten Linden gedankenvoll auf und nieder. Als Kind war er sich hier schon die Füße wund gelaufen, während er nach dem prächtigen Gebäude hingestarrt und darüber gestaunt hatte, wie reich und glücklich dessen Bewohner doch sein müßten. Jetzt gedachte er wieder dieser Bewohner — doch mit welch' anderen Gefühlen!

Er drückte seinen Hut tiefer in die Stirn und ging rascher; ein fein gekleideter Herr, umduftet von einem ganzen Arom Patchuli kreuzte seinen Weg; ohne einander zu beachten, schritten sie vorüber. Der zuletzt Gekommene verschwand in dem Portale des großen Hauses. Wenige Minuten später betrat er das Familienzimmer. Die Begrüßung zwischen Vater und Sohn war lebhaft, trotz des erstern etwas fatiguirten Aussehens. Nonchalance-

lant warf er sich in einen Sessel, indem er zu Gattin und Tochter gewandt, lässig hinwarf:

„Ihr seid bei Oberhagens sehr vermißt worden, habt selbst indeß nicht viel versäumt. Es war erschrecklich schwül in den Salons.“

Richtiger hätte der Commerzienrath gesagt: in dem Spielkabinet; denn für ihn bildete doch schon seit geraumer Zeit der eleganteste Salon nur mehr einen Vorplatz zu jenem. Hoch pointiren ließ sich auch dort, je nachdem man seine Gesellschaft traf und dies immerhin kleine Spiel bot einen angenehmen Zeitvertreib en attendant eines bessern. Man blieb wenigstens in der Gewohnheit.

Der Commerzienrath mußte heut Abend Glück gehabt haben; er war guter Laune, er zeigte Freude über die Ankunft seines Sohnes, Interesse für dessen Reise. Er stellte Fragen und ließ sich erzählen — allmählich jedoch machte sich Abspannung bei ihm geltend. Die Gesellschaft, die Unterhaltung mit fremden Menschen, die Berechnung beim Spiel hatten ihn ermüdet — das Geplauder im Familienkreis wirkte bei ihm einschläfernd. Schon mehrere Male mußte er hinter der vorgehaltenen Hand gähnen — jetzt fielen ihm die schweren Augenlider zu — er schlummerte ein.

Die drei Andern kannten bereits dies stete Endresultat von des Gatten und Vaters Liebenswürdigkeit, wenn er sich einmal in der Häuslichkeit zeigte. Sie dämpften nur ihre Stimmen und nahmen die Unterhaltung da wieder auf, wo des Vaters Eintritt sie unterbrochen hatte. Gemüthlich unterhielten sie sich weiter; denn immer noch blieb Leo ungemein viel zu berichten an seinem ersten Abend wieder daheim.

XIV.

Die alte Geschichte.

Andere Zeiten, andere Bilder,
Andere Zeiten, andere Lieder,
Doch die Liebe — bleibt sich gleich
Zu allen Zeiten!

Scheffel.

Das Schauspielhaus war gut besucht; rings in den Logen entfalteten sich die eleganten Toiletten der vornehmen und reichen Damenwelt. Viel blitzendes Edelgestein, Diamanten und Perlen wetteiferten mit den glänzenden Strahlen der zahlreichen Gaslüstre, die das Haus erleuchteten. Sie beleuchteten nebenbei unzählige kleine Schauspiele vor dem Schauspiel auf der Bühne, die einem Jeden gratis in den Kauf gegeben wurden, der nur etwas Beobachtungstalent besaß und sich die Mühe nahm, dieses zu benutzen, während sich nach und nach oben die Logen und unten die Sperrsitze füllten.

Besonders in den erstern fehlte es nicht an lebhaftem Verkehr. Der angekündigten Oper nach hätte man daraus wohl auf ein ernst-kunstsinniges, musikalisch gebildetes Auditorium schließen dürfen, dennoch würde man zweifelsohne Vielen daraus eine zu

hohe Ehre damit angethan haben; denn der Theaterzettel enthielt den Namen einer verwöhnten Bühnengröße, deren Spiel zu sehen mit zum guten Ton gehörte. Das war der Magnet, der bei Manchem erst Beethoven zur Geltung brachte.

Auch die Edelheim'sche Loge war an diesem Abend gut besucht. Der Commerzienrath, der Mann des guten Tones hatte Gattin und Tochter zur Oper begleitet; mit einigen Acten glaubte er indeß dem guten Ton den schuldigen Tribut geleistet, sowie dem Liebling der haute volée durch seine Gegenwart genügende Ehre angethan zu haben. Im Uebrigen war ihm, allerdings uneingestanden, die Beethoven'sche Musik zu schwer, zu tief und das Sujet der Oper, die Verherrlichung der ehelichen Treue zu — langweilig. So etwas leichte, neue Musik von Offenbach und ein geistreiches Stück wie die Fledermaus oder der Seecadet, das entsprach besser seinem Geschmack. Darin hielt sich's eher bis zum Ende aus, auch ohne Frau und Tochter, aber für eine so lange ermüdende Oper reichte des vielseitig in Anspruch genommenen Weltmannes Zeit nicht aus. Isabelle war dies nicht anders gewohnt und hatte bereits seit langer Zeit verlernt, sich darüber zu wundern, wenn Wolfgang gerade da, wo sie voll tiefen Verständnisses Interesse zeigte, zeitig verschwand.

Anders war dies bei ihrer Tochter, der siebzehnjährigen Edith; ihr blieb es rein unbegreiflich, wie man diese Vorstellung vor dem Schlußacte verlassen könne. Ihr frischer, natürlicher Sinn war gänzlich gefesselt; in höchster Spannung verfolgte sie die Entwicklung des Thema's. Die Töne der ergreifenden Musik zitterten ordentlich nach in ihrem jungen, empfänglichen Gemüthe, während ihre rege Phantasie sich ganz und voll in Leonorens Kummer hineinzudenken vermochte. — Was um sie her vorging, das Schwatzen und Zischeln einer bald im Flüsterton, bald in deutlichem Geplauder geführten Conversation in den Nachbarlogen, hörte sie kaum. Sie vergaß eben die Außenwelt, der Aus-

druck ihres zarten, sprechenden Gesichtchens bekundete das hinlänglich. Und gerade dies verlieh den kindlich reinen Zügen einen besonderen Reiz. Aus den sanften grau blauen Augen sprach ein reiches, tiefes Gemüth. Es mochte der Mühe werth sein, zu entdecken, was in demselben schlummerte. Ruhte doch noch der Schleier jungfräulicher Schüchternheit über Edith's ganzem Wesen gerade so, wie sich die langen Wimpern über ihre unschuldsvollen Augen senkten, sobald irgend ein allzu kühn fragender Blick sie traf. Scharf hoben die dunklen Wimpern sich ab von der fast krankhaft weißen Farbe des zarten Gesichts. Der lichte, klare Teint und die goldblonden Locken bildeten indeß ziemlich die einzigen äußern Vorzüge der jungen Erbin, denn ihren Gesichtszügen fehlte jede regelmäßige Schönheit und ihre feine, schmächtige Gestalt ließ sie fast noch wie ein Kind erscheinen. Der aus der Ferne die Edelheim'sche Loge belorgnetirende dicke Rittmeister v Reckling — dem es wie dem Hauptmann im Evangelium ergangen, indem er immer Hauptmann blieb, — hatte vollständig recht, als er jetzt seinem Nachbar, einen hoffnungsvollen Sion der jungen Geldaristokratie, erklärte:

„Wahrhaftig, die kleine Edelheim verschwindet gänzlich neben ihrer schönen Mutter. Versteht diese Frau sich zu conserviren! Immer frisch und anmuthig. Dennoch hätten Sie dieselbe erst sehen müssen in ihrem fleur de l'âge."

„Auf Ehre!" näselte der angehende Finanzier, indem er seine eingeschnürte Taille in der Uniform des Landwehroffiziers eben so wohlgefällig wiegte, wie der behäbige Rittmeister a. D. sich in seinem bequemen Civil melancholisch fühlte, „auf Ehre, bester Herr v. Reckling, honny soit, qui mal y pense, aber Sie werden ja ordentlich warm bei Ihrer Erinnerung. Die schöne Frau war wohl ein Schwarm von Ihnen!"

„Und ist dies noch heute," erwiderte Reckling trocken; aber in seinem gutmüthigen Gesicht zuckte es sonderbar, und in seinem

Blick spiegelte sich ein eigenthümlicher, selbst von dem jungen Fant nicht mißzuverstehender Ernst, während er im gefälligsten Tone fortfuhr: „Sie thun indeß wohl daran, hier Ihr honny soit, qui mal y pense einzuschieben, da Frau Edelheim zu den Frauen gehört, deren Anmuth und Liebenswürdigkeit allzeit von einem Geist beseelt ist, vor dem noch immer der übermüthige Geck floh und der Mann sich huldigend beugt."

Wie es oft im Leben zu geschehen pflegt, daß das nächstliegende nicht bemerkt wird, so verstand auch der angehende Salonlöwe „den Gecken" nicht. Mit großer Selbstgefälligkeit den kleinen Schnurrbart immer spitzer zudrehend, schaute er mehrmals nach der erwähnten Loge empor und meinte unbefangen:

„Ja, ja, Verstand und ein brillanter Geist ist der Commerzienräthin nicht abzusprechen, nur schade, daß sie zu den Frommen gehört. Auch die Tochter soll bigott sein, jedenfalls wurde sie so erzogen. Jammerschade ist's. — Fromme Frauen — das ist nicht mein Genre!"

Herr v. Reckling lachte mit köstlicher Ironie vor sich hin:

„Na, wo der Herr Papa die Frömmigkeit der Tochter in einen solchen Goldrahmen zu setzen vermag, wie mein Freund Edelheim ihn liefern kann, wird dieselbe doch gar Manchem anziehend erscheinen."

Die Spitzen des armen Schnurrbartes wurden immer spitzer, vielleicht im Einklang mit den Gedanken des jungen Lebemanns; denn diese spitzen sich zu in der klugen Zustimmung:

„Das ist richtig, unseres Commerzienraths Verhältnisse sind brillant; pecuniair ist seine Tochter allerdings eine unserer besten Partieen, also immerhin in Erwägung zu ziehen. Auch ist die Kleine noch jung —"

„Und bildungsfähig," ergänzte wieder ironisch Reckling. Sein Gefährte aber nahm harmlos das Wort auf:

„Gewiß, gewiß, in den Jahren läßt sich leicht eine verkehrte Erziehung ausgleichen."

„Es scheint, bester Rockens, Sie ziehen bereits die Sache in Erwägung," lachte aber jetzt der Rittmeister, „vergessen Sie aber nur bei der Berechnung nicht, wie frühe sich bei solch' frommen Damen eine eigene Lebensanschauung entwickelt. Wahrlich, es ist erstaunlich, wie diese jungen Dinger oft wissen, was sie wollen und was ihnen nicht gefällt. Bei der kleinen Edelheim scheint mir dies fast der Fall. Ihre Lebensweisheit, mein Bester, dürfte dort eben so wenig goutirt werden, wie Ihnen die Frömmigkeit behagt, nur mit dem Unterschiede, daß man dabei consequenter in den sich daran knüpfenden Folgerungen sein könnte."

„Wo denken Sie hin, Rittmeister," remonstrirte der Elegant mit anerkennenswerther Bescheidenheit in Blick und Ton, wurde aber zu seinem keineswegs geringen Leidwesen einer weiteren Explication durch Beginn des dritten Actes überhoben.

Die beiden Herren, welche dieses Zwiegespräch geführt, waren die einzigen Insassen einer Parterre-Prosceniumsloge, und dadurch unbehindert in ihrer Unterhaltung. Niemand konnte ihre Worte verstehen, aber ihre öfteren Blicke nach der Edelheim'schen Loge wurden wenigstens von einer Person sehr genau bemerkt und beobachtet.

Der Beobachter war Josef Dorner; er saß mit Leo im Sperrsitz und während dieser angeregt plauderte und im Hause Umschau hielt, concentrirten sich alle seine Gedanken in einer Richtung. Seine Augen verriethen dieselbe. Oft schauten auch sie nach den Edelheim'schen Damen hin und gewahrten auf diesem Wege die Blicke der Anderen. Machte der junge Bildhauer dabei ähnliche Reflexionen wie jene, oder studirte nur sein Künstlerauge die kindlichen Gesichtszüge des Mädchens? Nein, dafür waren diese wohl nicht schön genug. Nicht dem Künstler, dem

Freunde hatte das bleiche, durchsichtige Gesichten es angethan — für ihn gab es kein lieberes auf Erden. Doch wandte es sich ihm jetzt nicht zu. Einmal nur hatte Edith ihn beachtet, da sie dem Bruder zunickte und dabei auch seinen Gruß erwiderte. Einen Augenblick hielt da ihr lichtes Auge dem seinen Stand, ehe es sich abgewandt, um nicht mehr zurückzublicken.

„Gehst Du mit in die Loge hinauf?“ störte in einer Zwischenpause Leo das Sinnen des schweigsamen Gefährten. „Ich sehe, mein Vater ist nach seinem Club gegangen, daher muß ich wohl einmal ausschauen, ob die Damen keine Befehle haben.“

Josef verneinte. Zwischen Scherz und Ironie schwankend meinte er:

„Laß mich, wo ich bin. Ich bin keine Logenfigur, ich passe nicht in diese glänzende Welt. — Unten im Portale warte ich auf Dich.“

Leo zuckte die Achseln.

„Wie Du willst, also bis nachher im Portal, zweites Thor rechts. Dort hält unser Wagen.“

Wenige Minuten später saß der allzeit muntere Student scherzend zwischen Mutter und Schwester. Seine hübsche, aristokratische Erscheinung kam in jener glänzenden Umgebung zu voller Geltung, und Isabelle war billiger Weise der mütterliche Stolz zu verzeihen, der bei seinem Nahen in ihren schönen Augen aufleuchtete. Sie fühlte sich unsäglich beglückt in ihren Kindern, und vermöge ihres frisch bewahrten Sinnes für alles Gute und Schöne, durchlebte sie mit diesen ihre Jugend noch einmal. Sie hätte ganz wohl für die ältere Schwester der Beiden gelten können, als sie elastischen Schrittes am Arme ihres Sohnes die Loge verließ, während Edith ihr sorgsam einen Shawl um die Schultern legte.

Unten im Portale traf die kleine Gesellschaft auf Josef. Er hatte dem Menschenstrome zum Trotz unbeweglich seinen Platz

behauptet. Isabelle begrüßte ihn freundlich, ebenso Edith; er hielt selbst einen Moment lang deren kleine Hand in der seinen.

Das Alles geschah aber nur im Flug; denn Leo drängte:

„Vorsicht, liebe Mama! Manövrire geschickt, sonst holt uns Freund Reckling und der langweilige Rocken ein, wovor uns wenigstens heute Abend alle guten Geister bewahren mögen!“

Isabelle sympathisirte offenbar mit ihrem Sohn; sie manövrirte geschickt und rechtzeitig fanden die Damen ihre Plätze in der Equipage. Josef stand neben dem Freunde vor dem geöffneten Schlag, und die Hand noch auf diesem, sah Leo seine Mutter an, als warte er auf ein einladendes Wort. Diese jedoch machte sich nur mit Edith zu schaffen. Sie sah den fragenden Blick des Sohnes nicht, oder wollte ihn nicht sehen. Leo nahm das erstere an; denn in seiner fröhlichen Weise sagte er nun:

„Nimmst Du uns mit heim, Mütterchen, zu einem gemüthlichen Souper?“

Isabelle sah auf, mit ruhiger Freundlichkeit erwiderte sie:

„Wir fahren noch ein Stündchen zu Frau v. Roter.“

Der Wagenschlag schlug hart in's Schloß; eine leichte Enttäuschung malte sich in Leo's Mienen. Nachdem er den harrenden Diener mit der betreffenden Weisung zu dem Kutscher beordert, wandte er sich zurück:

„Dann viel Vergnügen in der Soiree! Mich jedoch dispensire davon, Mama, ich gehe mit Josef in unsern Club.“

Noch sprechend schob er den Arm in den des Freundes, während dieser sich mit einigen Worten von den Damen verabschiedete. Dieselben fuhren davon, und die beiden jungen Leute schlugen zu Fuß die entgegengesetzte Richtung ein.

Die Gummiräder der Equipage rollten geräuschlos über das Steinpflaster hin. — Edith lehnte still in den Kissen zurück. Als bei einer Biegung der Straße des lebhaften Verkehrs halber der Kutscher Schritt fahren mußte, fiel ein helles Gaslicht

auf ihr Antlitz; es erschien völlig farblos. Besorgt schaute Isabelle ihre Tochter an.

„Du bist müde, Kind? Wir fahren doch besser heim. Habe ich Deinen Wunsch errathen?“ fügte sie gütig bei.

„Ja, Mama, herzlichen Dank;“ lautete die einfache Erwiderung.

Isabelle zog die seidene Wagenschnur. Sobald in Antwort darauf der Diener vom Kutschbock sich niederbeugte, lautete der Bescheid:

„Nach Hause!“

Dort angekommen schickte Mutter wie Tochter sich an, frühzeitig das eigene Zimmer aufzusuchen, doch während sie sich mit einem herzlichen Gutenachtkuß trennen wollten, blickte Isabelle der Tochter tief in die Augen. Das Kind kannte die stumme und doch gar beredte Frage, noch nie war es die Antwort darauf schuldig geblieben. Auch heute verwehrte es der Mutter nicht den Einblick in sein unruhig Herz.

„Es ist hart, Mama,“ sagte es leise.

Isabelle verstand die Meinung der Tochter, sie schlang den Arm um deren zarte, biegsame Gestalt und zog sie neben sich nieder, indem sie liebreich entgegnete:

„Es wurde auch mir schwer, die Aufforderung an Josef, mit uns zu kommen, zu unterlassen, aber glaube mir, es ist besser so. Du weißt, wie ungern Dein Vater denselben hier sieht; wir dürfen sowohl deshalb, wie um Josefs selbst willen ihn nicht zu häufig in unsere Häuslichkeit ziehen.

Edith schwieg einige Sekunden, dann meinte sie leise aber bestimmt:

„Gewiß, liebe Mama, Du hast darin recht — dies schließt aber nicht aus, daß ich Papa's Bestimmung hart finde. Was hat er nur gegen Josef? Was scheidet diesen von uns?“

Und in ihren bisher so sanften Augen leuchtete ein eigener Strahl auf, während sie rasch betonend hinzufügte:

Nichts als — seine Vermögenslosigkeit."

Isabelle fühlte sich betroffen. Sie war in der wenig beneidenswerthen Lage, eine Ansicht vertheidigen zu sollen, die sie selbst in ihrem Herzen nicht theilte. Nicht ohne eine gewisse Erregung erklärte sie deshalb:

„Meine Edith, Deines Vaters Gründe sind zu respectiren. Im gesellschaftlichen Leben paßt Josef allerdings nicht recht zu uns, und wir können nun einmal die in unsern Kreisen herrschenden Ansichten nicht ändern, noch einfach die dort gezogenen Grenzen übersehen. Dein Vater hält darauf, unsere geselligen Beziehungen sind einmal für ihn maßgebend, ihnen entsprechend erhebt er seine Ansprüche an einen jungen Mann."

Ediths innere Erregung hatte sich gesteigert, rothe Flecken zeichneten sich auf ihren bleichen Wangen ab und nur mühsam ihre Lebhaftigkeit dämpfend, unterbrach sie jetzt die Mutter:

„Ich weiß, ich weiß es, Mama, was Papa verlangt! — Wäre Josef reich und angesehen, gleichviel ob dabei frivol und albern, wie der junge Rocken — er dürfte bei uns verkehren, so viel er nur wollte. Unsere Salons würden sich ihm weit öffnen, und Papa würde ihm chevaleresk die Hand drücken; — aber Tante Gerty's unbemitteltem Bruder, dem Verwandten, dessen Fleiß sich erst einen Namen machen muß — dem wird unsere Thür verschlossen! — O, Mama, Mama, macht denn der Besitz glänzender Mittel den Werth des Mannes aus? Und nicht das, was er kann und ist?"

Isabelle betrachtete erstaunt ihr sonst so sanftes, stilles Kind; vielleicht dachte sie dabei zurück an den Traum, der vor vielen, vielen Jahren ihre eigene junge Seele durchzogen und aus dem sie erwacht war zu einer Erkenntniß — die ihre siebzehnjährige Tochter bereits besaß, da sie strebte, nach dem Sein und nicht nach dem Schein zu fragen. — Doch es galt jetzt eine passende

Antwort zu finden, und ihre Verlegenheit unter dem Mantel der Autorität verbergend, mahnte sie ernst:

„Still, Kind, Du darfst Dir kein derartiges Urtheil über Deines Vaters Beweggründe erlauben. Noch hat er nichts von Dir gefordert, als Zurückhaltung gegen Josef, damit dieser keine Bewerbung versucht. Nie, unter keiner Bedingung — so hat Dein Vater erklärt — will er dazu seine Einwilligung geben, und auch ich — kann eine solche nicht wünschen."

„Auch Du nicht, Mama?" — Es lag ein tiefer Schmerz in dieser Frage. „Darf ich fragen, weshalb? Du bist doch sonst so gerecht, und Josef ist gut — und reich begabt."

Die Mutter blickte sinnend vor sich hin, als seien ihre Gedanken in weite Fernen gezogen. Zögernd wiederholte sie:

„Ob Josef gut ist — ich weiß es nicht. Ich glaube, sein Herz birgt einen Edelstein, aber viel Schlacken und hartes Gestein liegt darüber. — Die Bitterkeiten seiner Kindheit und eine herbe, mühevolle Jugendzeit haben seinem Charakter nicht wohlgethan. Ich denke mir: in seiner Seele herrscht ein beständiger Kampf. Wie im Sturm die Elemente, so ringen die besten und die niedrigsten Gefühle in ihm miteinander. Vielleicht bringt einst eine gewaltige Erschütterung den Sturm zur Ruhe und spaltet den steinigten Boden, damit der Edelstein zum Lichte kommt. Es bleibt dies aber immerhin — ein Vielleicht! — Noch stürmt es mir zu viel in Josef, als daß ich ihm mein Kleinod, mein Kind, anvertrauen möchte. Er muß noch besser, noch viel besser werden, ehe ich ihn Deiner werth halte. Einstweilen muß er jedenfalls fern bleiben. Wir kennen Beide Deines Vaters Willen; es ist daher unsere Pflicht, Josef zu schonen. Noch ist es Zeit. Und auch Du, meine Edith, wirst vergessen — Du bist noch so jung, und ich bin eifersüchtig, Kind," schloß sie in leichterm Tone, „ich will Dein Herz noch ganz für mich haben!"

Das junge Mädchen schaute zu ihr auf und dieser Eine Blick ersetzte alle Worte, wog mehr als das eifrigste Versprechen. Und so im innigsten Einverständniß sich trennend, gingen Beide zur Ruhe.

Aber der Schlaf, sonst ein so treffliches Heilmittel für die Leiden der Jugend, er floh Edith. Das Gespräch hatte sie in eine innere Aufregung versetzt, der sie nicht länger Meister zu werden vermochte. Sobald sie sich allein sah, brach ihr erregtes Gefühl den Damm der Zurückhaltung. Fast mit Bitterkeit schaute das junge Mädchen sich um in dem reizenden Schlafgemach, dem der Reichthum seiner Eltern all' den ausgesuchten Schmuck verliehen, welcher im Allgemeinen einen jugendlichen Sinn zu entzücken pflegt.

Früher hatte auch Edith sich wohl darüber gefreut, jetzt glitt ihr Blick fast verächtlich über all' die luxuriösen Toilettegegenstände hinweg. Die ganze kostbare Ausstattung kam ihr wie Spott neben ihrem jungen Kummer vor. Leise weinend, argumentirte sie für sich:

„Ja, Mama meint es gut, aber sie darf sagen, was sie will — in ihrem Herzen sympathisirt sie doch mit mir. Sie hält nicht auf diese Aeußerlichkeiten. — O, dieser unglückselige Reichthum — er ist es einzig, der zwischen mir und meinem Glücke steht! Warum aber darf ich nicht nach meiner Weise glücklich sein? Sonst sagt Papa doch stets: chacun à son goût — das Leben sei da, um genossen zu werden, um sich desselben mit vollen Zügen zu freuen. Weshalb soll ich es nun nicht so wählen, wie es mir Freude macht?

„Thut doch Papa nur Alles, was ihm gefällt und nennt dies Lebensweisheit, Entsagen aber Thorheit. Das Glück sei zu greifen, wo es sich biete. Das Glück! Ein Jeder hat darüber seinen eigenen Begriff. Ich kann mir kein schöneres denken, als Josef anzugehören, mit ihm in innigem geistigen Verständniß

Gottes schöne Welt zu schauen. Was kümmern mich all' diese Gesellschaften, alle diese geputzten Menschen, alle diese unwahren Schwätzer! Wie gern vertauschte ich dies langweilige Getriebe mit einer traulichen, kleinen Häuslichkeit! Ich habe nun einmal nicht Papa's Ambition zu glänzen; ich hasse es, dies Wortgeklingel von Conversation. — Wie anders, wenn Josef mit mir spricht! Ihn verstehe ich. Ich kann lesen in seiner Seele. Er ist gut, reich begabt, edel — obgleich sie ihm das Leben verbittert haben. Sein Stolz trägt ihn darüber hinweg. O, ich bewundere diesen Stolz, dieses Selbstgefühl; — denn — ich liebe ihn! Ob er auch mich liebt?"

Ihr Geist verlor sich in eitle Grübeleien. Sein Mund hatte es ihr niemals, sein Auge hundert Mal gesagt.

Wie dasselbe heute während der Oper auf ihr geruht, das hatte sie gewußt, gefühlt, nicht gesehen. Sie hatte den Blick nicht zurückgegeben in der Erinnerung an ihres Vaters Zorn und Spott, mit dem derselbe sich wenige Tage vorher bei der Mutter und ihr des jungen Dorners Verkehr im Hause verbeten. Die Gedanken konnte er ihr nicht mitverbieten — und Edith verbot sie sich selbst nicht.

Sie grübelte so lange über Josefs Gesinnung gegen sie nach, bis der heiße Wunsch erwachte, von seinen Lippen die berauschenden Worte der Liebe zu hören. Was hätte sie nicht dafür gegeben? Für dies Glück war sie bereit, all' den eiteln Reichthum bei Seite zu schieben und der ganzen Welt ihres Kreises den Rücken zu kehren. Sie fühlte es in sich, daß jene Worte sie hinreißen würden, des Vaters Willen zu trotzen, selbst das Elternhaus preiszugeben — auch die Mutter zu verlassen?

Edith erschrak. Was war die Mutter ihr nicht gewesen von Kindheit an! Klar erstand vor ihr alle die Hingebung, welche die schöne Mutter dem kränklichen, schwachen Kinde gewidmet, all' die Geduld, mit der sie dem stillen, sich selbst unklaren

Mädchengeist eine feste Richtung gegeben, ihn geweckt, ihn bereichert hatte, und endlich all' die Liebe, die sie in inniger Sympathie dem jungen Herzen immer gleich bewahrte. Und nun sollte das Kind all' diese Hingebung, Geduld und Liebe ihr lohnen, durch Verachtung der empfangenen Lehren, durch ein Verläugnen wahrer Weiblichkeit. Nein, niemals nein; und dennoch war die Versuchung mächtig, fast zu mächtig, wie Edith inne wurde, nachdem sie sich einmal in Unterhandlung mit ihr eingelassen hatte.

Die Bilder, die ihre Phantasie entfesselt, ließen sich so leicht nicht wieder bannen, und das junge, zarte Menschenkind bebte unter der Wucht einer Leidenschaft, deren es sich selbst nicht für fähig gehalten. Edith begann sich selbst zu fürchten vor diesem stürmischen Gefühl, das ihr Herz wie mit Flammen umfing und gebieterisch begehrte, allein darin zu herrschen.

Was liebte sie nur diesen Mann so heiß, von dem sie nicht einmal sicher wußte, ob auch er sie liebe. Gerade in dieser Unkenntniß lag ihr letzter Schutz gegen die Uebermacht ihres Gefühls — jener Uebermacht, die zuerst süß dünkt und dann in schwere Fesseln schlägt.

Edith dachte noch nicht so weit; sie frug sich nur selber mit der Scheu eines Kindes, das sich bereits zu weit vorgewagt und nun in einen lockenden, ihm aber fremden Garten blickt: Ist das, was mich fortzieht jenes Gefühl, von dem es heißt, daß der Mensch kein irdisches Gut so lieben soll?

Sie brach fast unter des Zweifels Qual zusammen. Sie dachte an das, was ihre Mutter von Josef gesagt und wie dieser sie selbst schon durch seinen bittern Hohn, mit dem er zuweilen über Dinge sprach, die ihr heilig waren, verletzt hatte. Dennoch fühlte sie, daß sie um seinetwillen Alles verlassen, Alles vergessen könne, und daß es keinen Damm mehr geben würde gegen dies aufbrausende Gefühl, vor dem Alles, was sie bislang

hoch gehalten, zu versinken drohte, sobald sie von Joseph hörte, wie auch er sie liebe. Ihr eigenes Herz konnte sie noch bezwingen. Seinen Bitten hätte sie nicht zu widerstehen vermocht. Dieserhalb sollte, durfte er nicht sprechen. Nicht ihr Vater, nicht ihre Mutter konnten das verhindern, sie aber konnte und wollte es. Er sollte nicht ahnen, wie es in Wahrheit um ihr Herz stand.

Sie wollte sich zwingen zu jener kühlen Ruhe, die ihn wegtreiben würde aus ihrem Elternhaus, ehe ihres Vaters verletzender Stolz dies that. Auch die kleine Edith war stolz. Sie wollte den geliebten Mann nicht vor ihren Augen gedemüthigt, beleidigt sehen, eher konnte sie seinen Anblick entbehren und die geliebte Stimme nicht mehr hören.

Es war ein großer Entschluß, der bei dem zarten Mädchen zur Geltung zu kommen strebte, und noch einmal prallten die Wogen der Versuchung gegen ihn an und strebten, ihn hinwegzuschwemmen. Weshalb entbehren, entsagen? Weshalb sich beugen und fügen unter den Willen eines Vaters, der sie selbst gelehrt: Entsagung sei Selbstquälerei und Thorheit!

Indeß wußte Edith eine bessere Erklärung dafür, sie kannte das Gebot, welches befiehlt, den Willen der Eltern zu achten, auch dann, wenn er gegen die eigenen Wünsche geht, doch fand sie jetzt dies Gebot unendlich schwer und gefährlicher Weise erwachte die Erinnerung in ihr, wie oft sie von Kindheit an den Vater hatte spötteln hören über die Lehren und Gebote der Kirche, welche den freien Geist in Fesseln schlage! Wie nun, wenn sie, statt bei jenen verachteten religiösen Grundsätzen Schutz gegen sich selber zu suchen, dem Vater trotzte und ihn mit seinen eigenen Waffen schlug? Konnte er ihr das verargen? Sie entsprach ja nur seinen Lehren, wenn sie um jeden Preis glücklich sein wollte! Würde sie selbst aber damit gewinnen? Sie, der des Vaters Lebensweisheit stets ein

Schmerz gewesen, sollte sie nun durch die Adoption derselben sich selber untreu werden? und durch ein heimliches Einverständniß mit Josef Alles verleugnen, was sie bislang geliebt, was die Mutter sie gelehrt von Kindheit an?

Immer klarer und lichter trat wieder deren Bild vor ihre Seele.

„Ich will ihr folgen," entschied sie endlich, „es ist wohl besser so für uns Beide. Josef wird mich leichter vergessen, und ich — nun Gott wird mir schon helfen!"

Ihre wilde Erregung hatte sich in lindernde Thränen aufgelöst, und auf die verweinten Augen senkte sich allmählich süßer Schlaf.

Etwa um dieselbe Stunde verließen Leo und Josef den Club. Letzterer befand sich in einer sonderbaren Stimmung; die ganze Zeit über hatte sie gewechselt gleich Aprilwetter. Seine Unterhaltung schwankte fortwährend zwischen bitterem Sarkasmus und lauter Lustigkeit. Dabei trank er viel. Er wurde immer lebendiger, und bald bildete er den Mittelpunkt der ganzen jungen Tischgesellschaft. In all' seinen Reden und Ansichten offenbarte sich ein begabter, aber oft derart stürmischer Geist, daß Isabellens Urtheil nicht ungerechtfertigt schien, wenn sie den Einfluß eines solchen auf ihr zartes Kind fürchtete. Der Wind wehte zu stark für die noch in Entfaltung stehende Knospe, er würde sie vor der Zeit brechen. Ihre Muttersorge ahnte dies, obgleich sie Josef niemals so gesehen, wie ihn Leo heute sah. Der Freund wurde ihm unverständlich in dieser seiner tollen Laune, und er, der Jüngere, war es, der zum Aufbruch mahnte. Josef war's zufrieden. Kaum hatten sie indeß das Weinhaus im Rücken, so kehrte bei ihm die gemessene, fast düstere Stimmung zurück. Das brillante Feuerwerk seiner Unterhaltung war erloschen, die Raketen seines Witzes zerstoben; müde und trocken nahm er von dem Freunde Abschied, versprach je-

doch nach momentanem Zögern, andern Tages im Edelheim'schen Hause vorzusprechen.

„Ja," sagte er zu sich selbst, während die raschen Schritte seines Freundes in der tiefen Nachtstille auf dem Trottoir verhallten, und er selbst langsam seiner Wohnung zuschritt, „ja, ich werde kommen und immer wieder kommen — obgleich auch sie beginnt, mir die kalte Schulter zu zeigen. Bei Zeus, wie hoch habe ich diese Frau gestellt — und doch ist auch sie nicht besser als die meisten ihres Geschlechts! Auch sie liebt den Mammon; um ihn zu erringen, hat sie einst den armseligen Parvenü geheirathet und blickt nun von der Höhe ihres Reichthums auf diejenigen herab — die doch Nichts von ihr trennt, als eben die Macht des Geldes. Ich hatte besser von ihr gedacht! Die neue Erkenntniß ist eine neue Bitterkeit. Indeß, ich werde sie tragen, wie ich den lächerlichen Hochmuth des Rotürier verachte, der sich breit macht in dem gleißnerischen Glanze unrecht erworbenen Gutes. Mein Vater hatte Recht, ihm zu fluchen! Aber was scheert das mich? Ich habe nichts mit ihm zu schaffen, noch bedarf ich dieses Weibes Protection. Ich will nichts — als Ediths Liebe! Unter einer zarten Hülle birgt sie ein starkes Herz; es hängt nicht an diesem Goldflimmer, es hängt an mir und wird mir folgen. Alles für Alles! Ihrer Liebe gewiß, muß und werde ich Edith gewinnen. Dann aber mögen sie zusehen! Ich werde dieses hochmüthige Geschlecht noch bitten lehren!"

Er hatte seine bescheidene Wohnung erreicht, und den Schlüssel vorsichtig im Schlosse drehend, verschwand er im Innern des dunklen Hauses.

XV.

Verfehlen.

Und bist Du kalt, Du stolzes Herz,
Viel kälter noch bin ich!

Strachwitz.

Edith blieb ihrem Vorsatz treu, so mancherlei Prüfung auch die nächstfolgenden Tage ihr brachten. Während derselben kam Josef häufig, da sein Freund in der ihm eigenen Sorglosigkeit reichlich die Gelegenheit dazu bot. Leo schien es so natürlich, Tante Gerty's Bruder bei ihnen wie daheim verkehren zu sehen, daß kein anderer Gedanke darüber Raum bei ihm fand. Die in diesem Punkte mit der seinen völlig verschiedene Ansicht seines Vaters kannte er allerdings, er trug ihr auch als einer bedauernswerthen Marotte Rechnung, indem er ein häufiges Zusammentreffen zwischen dem Commerzienrath und Josef zu vermeiden wußte. Es gehörte dazu gerade keine besondere Diplomatie; denn der Commerzienrath hatte so viel mit eigenen Angelegenheiten zu thun, daß ihm wenig Zeit für seine Häuslichkeit blieb und noch weniger Sinn und Lust, die Freundschaften seines Sohnes zu controliren. Auseinandersetzungen mit diesem

haßte er und ging ihnen aus dem Wege — war es doch viel bequemer, Leo einfach gewähren zu lassen.

In natürlicher Folge davon war während des Studiosen Ferienzeit für Freund Josef der Verkehr im Edelheim'schen Hause erleichtert. Er machte sich das zu Nutz. Wie er bereits vorher den Hochmuth des Hausherrn einfach ignorirt hatte, so wußte er auch jetzt, Isabellens feine Zurückhaltung zu übersehen, indeß that er das mit solcher Gewandtheit, daß diese sich diesmal täuschte. In ihrem Zartgefühl, das Josef möglichst schonen wollte, hielt sie es für übertriebene Fürsorge, Leo einen Wink zu geben, da dessen Anwesenheit ja doch nur von kurzer Dauer blieb.

Unbehindert ging daher der junge Bildhauer im Hause jetzt aus und ein, und Edith hatte bei ihrem Einblick in's eigene Herz ganz richtig angenommen, daß, wenn Josef sprechen wolle, weder ihr Vater noch ihre Mutter ihn daran zu behindern vermöchten. Dank der gänzlichen Unbefangenheit ihres Bruders, der auch noch nicht eine Sekunde lang aufgehört hatte, in der kleinen Edith nur das Kind zu sehen, war bereits für Josef die Gelegenheit günstig gewesen, um seine Sache ungestört zu führen, und nichts hatte da die Worte auf seinen Lippen gebannt, als Edith's weiblicher Scharfsinn, vermittels dessen sie seine Erklärung parirte und ihm entschlüpfte, ehe er es vermuthete. Einen großen Sieg hatte sie damit über sich selbst errungen, aber einen Sieg, der ihr im Stillen die bittersten Thränen kostete. Es war nicht ihre Art zu klagen, aber ihre anmuthige Lebhaftigkeit und Rührigkeit, die sonst stets während Leo's Anwesenheit hervorbrach, schwand immer mehr.

Auch heute, da sie mit dem Bruder in einer dichten Laube des hinter dem Edelheim'schen Palais sich ausdehnenden Gartens saß, sah sie so still und müde aus, daß der galante Studiosus, dessen unermüdliche Finger vermittels eines Messers wun-

derbare Figuren in die Bank einschnitzten, jäh seine Beschäftigung unterbrach mit dem lauten Ausrufe:

„Wahrhaftig, kleine Edy, Du wirst langweilig! Hast Du Dich gestern in der großen Soirée derart ausgeplaudert, daß Du gar nichts Erzählenswerthes übrig behalten hast? O, Edy, werde um's Himmelswillen keine fashionable junge Dame!"

Die Ungeheuerlichkeit dieser Idee mußte ihm selbst lächerlich erscheinen; denn er brach in ein helles Gelächter aus; unwillkürlich stimmte Edith darin ein, aber es war nicht ganz mehr ihr altes, frohes Lachen. Leo bemerkte das und fast ungeduldig fuhr er auf:

„Na, schwätz' und plaudere doch ein wenig. So bist Du wirklich langweilig oder vielleicht bin ich's! Es scheint sich aber auch heute Alles verschworen zu haben, um mich zu ärgern. Läßt doch Josef bereits wieder über eine halbe Stunde auf sich warten, trotz seines Versprechens, mich für eine Waldinspection abzuholen. Er zögert wieder so lange, bis es für die Tour zu spät ist."

„Warum geh'st Du nicht ihn abholen?"

„Ist er vielleicht auch Dir hier zu viel geworden? Weiß der Kukuk, was in Euch gefahren ist! Mama nimmt gleichfalls ein ihr sonst ganz und gar fremdes air gegen den armen Kerl an. Seine Gesellschaft ist doch wahrhaftig für uns nicht zu schlecht. Abgesehen davon, daß er Tante Gerty's Bruder ist — ist er an sich selbst mehr werth wie zehn von Euren Modefiguren. Dennoch soll er hier wohl nur mehr geduldet werden? Es nimmt ganz den Anschein an. Dir, kleine Hochmüthige, kommt also auch der Bildhauer zu häufig?"

Vor unterdrückter Erregung klang Edith's Stimme beinahe herb:

„Ja, ich wünschte, er käme nicht so oft! Es wäre besser für ihn — und auch für mich," fügten ihre Gedanken bei. Sie sprach das aber nicht aus, sondern fuhr, da Leo, über ihr offenes

Geständniß wirklich unwillig, sich wieder ganz seiner Schnitzerei widmete, zögernd fort: „Du weißt, wie sehr er Papa unangenehm ist und wie —"

„Dies auch bei der hochgebornen Tochter der Fall zu werden scheint!" warf Leo spöttisch ein.

Edith schwieg verletzt, und eine Weile blieben Beide still. Endlich meinte Leo:

„Na, bleibst Du die Antwort schuldig?"

Die Selbstbeherrschung war bei dem Mädchen zu Ende — seine Wangen rötheten sich jäh, während es erregt sagte:

„Nein, mir ist Josef gewiß nicht unangenehm, er steht mir nur zu hoch, um ihn ruhig einer Demüthigung ausgesetzt zu sehen, wie Papa sie beliebt, Denjenigen angedeihen zu lassen, die er nicht mag. Dafür ist mir Josef zu gut, und Du, sein Freund, solltest keine Gelegenheiten herbeiführen zu etwaigen Scenen, welche Du doch eingetretenen Falles nicht verhindern könntest."

Erstaunt blickte der Studiosus zu der Sprecherin auf, das Messer, womit er gespielt, entglitt seiner Hand und fiel in den Sand. Er ließ es ruhig liegen und blickte der Schwester forschend in das bewegte Antlitz, während er bedächtig sagte:

„Wirklich, Kleine, ich glaube, Du bist verständiger als ich dachte!"

Dann nahm er schweigend das Messer auf, klappte es zu und schob es in die Tasche, indem er sich erhob.

„Du hast mich auf einen guten Gedanken gebracht, Edith; ich werde Josef abholen zu unserer Spaziertour. Adieu Kind!"

Er hätte sich für diesmal die Mühe des Abholens sparen können; denn Josef war nicht mehr zu Hause. Er war den Geschwistern näher gewesen, als diese geahnt hatten. Von einem der Diener belehrt, daß der junge Herr im Garten sei, war er dort eingetreten und hatte sich, die sprechenden Stimmen wahrnehmend, der Laube genaht. Das noch dichte Laubwerk ließ die

Geschwister den Kommenden nicht sehen und eingenommen von ihrem Gesprächsthema hörten sie seinen leichten Schritt nicht. Er aber hörte die wiederholte Nennung seines Namens. Er stand still, und ohnehin schon im Herzen Edith wegen ihrer in letzter Zeit gezeigten, kühlen Haltung zürnend, lauschte er jetzt mit verhaltenem Athem auf ein jedes ihrer Worte. Sein gekränkter Stolz, sein Zorn ließ ihn aber nicht bis zum Ende aushalten. Gerade die Schlußerklärung entging ihm; denn bei ihrem offenen Zugeständniß, daß sie sein Wegbleiben wünsche, hatte er genug gehört.

„Also auch sie!" tobte es in seiner Seele. „Ihre Liebe, die mir Alles ersetzt hätte, sie war — ein Trugbild! Thor, der ich war, Anderes zu glauben. Edith ist eben die Tochter ihres Vaters und gehört zu den Papageien, bei welchen der Mensch erst mit dem Baron anfängt. Was gilt ihr ein armer Bildhauer — pah! — Aber warte, auch der hat seinen Stolz, er wird sich zu trösten und zu — rächen wissen."

In überwallender Bitterkeit wandte er sich ab und verließ eben so unbemerkt, als er gekommen war, den Garten und das Haus. Draußen schüttelte er den Staub von seinen Füßen und gelobte in wilder Leidenschaft sich selbst, die Schwelle dieses Hauses nie mehr zu überschreiten.

Ohne zu wissen, wohin er ging, irrte er umher — stundenlang für sich allein. Erst am Abend kehrte er heim. An seiner ihm entgegenkommenden Hauswirthin schritt er finster vorüber, ohne nur auf ein Wort zu achten, was sie sagte. Er hörte nur deren Schall, den Sinn verstand er nicht, sonst hätte er vielleicht die Thüre seines Ateliers gar nicht geöffnet. Sein Schwager Reichenau saß darin, ihn erwartend. Niemals war ihm Besuch ungelegener gekommen, aber er konnte nicht mehr zurück. Und die Nothwendigkeit, sich zusammen nehmen zu müssen, gab ihm die nöthige Willenskraft, seinen tiefen Groll zu verbergen.

Kein Auge sollte sehen, noch ahnen, was er litt. Dem Schwager beide Hände entgegenbietend, hieß er ihn willkommen.

Ob Gerhard v. Reichenau dennoch es bemerkte, wie wenig jener Gruß von Herzen kam, zeigte sich in keiner Weise; freundlich hielt er des jungen Mannes Hand fest, indeß er gutmüthig sagte:

„Ich warte schon eine gute Weile auf Dich, mochte aber meinen Posten nicht aufgeben, ohne Deiner habhaft geworden zu sein; denn allein Deinetwegen bin ich nach der Stadt gekommen.“

„Meinetwegen? Gerty ist doch —“

„Ja, gerade sie schickt mich, unsere beiderseitigen Glückwünsche dem jungen Künstler zu bringen. Obgleich Du geschwiegen hast, haben wir doch von dem Erfolg und dem Ruhme gehört, welcher Deiner steinernen „Kunst und Wissenschaft“ in der Akademie zu Theil wurde.“

Josefs Gesicht hellte sich auf, und während sein Gast plauderte, suchte er es ihm bequem zu machen.

Reichenau hatte sich jedoch bereits selbst das Nöthige in dieser Beziehung mit Hülfe der gefälligen Hauswirthin geleistet. Sich jetzt nur zu einer weiteren Cigarre verhelfend, zog er den jungen Schwager gemüthlich neben sich auf das Sopha, indem er auf's Neue versicherte:

„Wirklich, Josef, Gerty und ich, wir sind stolz auf Dich! — Wir haben uns derart über Deinen errungenen Erfolg gefreut, daß ich nothwendiger Weise selber hierher mußte. Nun aber erzähle auch. — Bist Du mit dem erzielten Resultat gleichfalls zufrieden?“

Josef mußte sich sammeln. Obwohl er äußerlich ruhig erschien, waren doch alle seine Gedanken, die sich nicht auf „das Eine“ bezogen, wie in alle Winde verweht. Sein ganzes Wesen glich der täuschenden Ruhe eines stillen See's. Der scheinbar glatten

Fläche sieht man nicht an, welch' wilde Elemente die Tiefe birgt. Nur wenn der Föhn sie einmal aufwühlt, dann offenbart sich dies. Die Leidenschaft war auch heute, dem Föhn gleich, durch Josef's Seele gezogen, obgleich die hochgehenden Wogen des Gefühls sich nunmehr wieder geglättet und einer unheimlichen Ruhe Platz gemacht hatten. Josef fand seine Gedanken wieder, die gerade Frage verhalf ihm dazu.

„Wie ich mit meiner Arbeit zufrieden bin?" wiederholte er. „Na — schlecht und gut! — Im Vergleiche mit meinem Ideal bleibt's eine Stümperei, dennoch bezahlen sie die Philister hier gut. Sie hat bereits einen Käufer gefunden; ich kann zufrieden sein."

„Und Deinem sehnlichsten Wunsche entsprechen? Wann willst Du nach Italien übersiedeln, um dort die Vervollkommnung Deiner „Stümperei'n" zu studiren?"

Reichenau lächelte bei seinen Worten, der Andere aber blickte ihn befremdet, fast zürnend an.

„Wo denkst Du hin?" entgegnete er kurz. „Dafür habe ich noch nicht genug gearbeitet."

„Ich meine doch!"

„Wieso?"

„Nun, Du arbeitest ja nicht allein, wir haben es mit Dir gethan, Gerty und ich. Die Dir noch fehlende Summe haben wir erspart, und ich bin gekommen, um dieselbe Dir zur Verfügung zu stellen. Es wäre ja ein Jammer, wenn Dein Talent noch länger der Ausbildung entbehren sollte, für die es reif ist. Also mein Junge, frisch auf — nach Italien!"

Gerhard v. Reichenau hatte rasch gesprochen, gleichsam als wolle er Josef zu keiner voreiligen Antwort kommen lassen. Da dieser aber gänzlich schwieg, blickte er ihn doch forschend an. Josef wandte jedoch den Kopf hinweg. Er wußte selbst nicht, wie und woher es kam, aber in diesem Augenblick erstand plötz-

lich die Erinnerung bei ihm an jenen Abend, der den Wendepunkt seines jungen Lebens gebildet; er sah Gerly wieder vor sich, wie sie ihr Stück weißen Brodes ihm reichte. Sie war treu geblieben; sie theilte auch jetzt ihre Mittel mit dem Bruder.

Er erstickte fast an innerer Bewegung, deshalb klang seine Stimme rauh:

„Nein, Schwager Reichenau, das nehme ich nicht an, aber ich danke Euch tausendfach."

„Die Mühe schenken wir Dir, hingegen nimmst Du das Geld."

Dies klang fast wie militairischer Befehl. Doch Gerhards gutmüthige Mienen schauten bittend drein, indeß er hinzusetzte:

„Wofür hätten wir dann gespart?"

„Aber ich kann dies von Dir nicht annehmen," beharrte Josef.

„Und warum nicht?" klang die fast trübe Frage. „Sieh' mein Junge — ich bin so stolz darauf, einmal Jemanden helfen zu können. Einst vermochte ich nur zu verschwenden in traurigem Leichtsinn und toller Sorglosigkeit. Viel Leid hab' ich damit über die Meinen gebracht. — Nun bin ich vernünftiger und hoffentlich auch besser geworden, ich habe selbst das Sparen erlernt, aber die alte Zeit ist unwiederruflich hin; aus ihr ist Niemand mehr da, dem meine Ersparnisse dienlich sein könnten! Die Eltern sind todt, meine Schwestern brillant verheirathet, und Rafael gehört zu denen, die in der Armuth reich sind. — Bleibst Du demnach nicht der Nächste, dem ich helfen darf?"

Gerhard war wahrhaft schön, während er sprach. Trotz seiner feinen, immer noch etwas schmächtigen Gestalt erinnerte er jetzt in der Haltung an seinen Vater; etwas von dessen liebenswürdiger Bonhommie spielte gleichfalls in seinem Gesicht, das durch eine leicht gebräunte Farbe auf gekräftigte Gesundheit schließen ließ.

Er hatte sich ordentlich warm gesprochen und sein gutmüthiges Auge ruhte freundlich auf dem jüngeren Mann.

„Warum denkst Du nicht an Deine Kinder?" sagte dieser endlich, ihm den Blick zurückgebend.

„Ah! Die winzigen Buben!" lachte Gerhard. „Es bleibt noch Zeit genug, denen mein Spartalent zu beweisen, überdies denke ich gerade für diese die rentabelste Kapital-Anlage zu machen, indem ich dem Erbonkel dazu verhelfe, eine berühmte Größe zu werden; als solche magst Du den Kleinen dereinst reiche Zinsen zahlen. Aber Scherz bei Seite — nicht wahr, die Sache ist abgemacht? Du schlägst ein?"

Er hielt Josef die Hand entgegen. Derselbe würde noch gezögert haben, hätte nicht in seinem Herzen zu heiß der Wunsch mitgesprochen, gerade jetzt von einer Stätte fort zu kommen, wo ihm der Boden unter den Füßen brannte. Das gab den Ausschlag. Er nahm die gebotene Hand an.

„Gut, Schwager, es gilt. Einst mach' ich es wett. Jetzt nehme ich einfach Eure Güte an. Sie öffnet mir die Pforte des ersehnten Paradieses. Heut' in drei Tagen bin ich auf dem Weg nach Italien, den letzten Abend verbringe ich bei Euch in C."

Genau wie Josef es gesagt, führte er auch sein Vorhaben aus. Drei Tage genügten ihm, alle seine Geschäfte zu ordnen, alle etwaigen Verbindlichkeiten zu lösen. Von Freund Leo nahm er „in der Kneipe" Abschied. Am Edelheim'schen Palais reichte er dem Portier in die Loge hinein seine Karte für „Madame". Den Commerzienrath ignorirte er einfach.

Aber noch ehe die Karte mit den kleinen formellen Buchstaben: p. p. c. bis zu Isabelle gelangte, hatte Leo die Neuigkeit von dem unerwarteten Entschluß des Freundes und dessen seltsamen Wesens mit heim gebracht. Als er dies nicht ohne Eifer der Mutter erzählte, stand Edith dabei. Ihr bleiches Gesicht

wurde noch um einen Schatten bleicher, aber sie sagte kein Wort. Die kleine schmächtige Edith besaß ein stolzes Herz. Es wollte sich nicht verrathen. Und doch traf sie das Unerwartete schwer. Sie hatte Josef entsagen — sie hatte von ihm aufgegeben sein wollen — nun er es so leicht that, empfand sie erst, wie sehr sie ihn geliebt und wie groß ihr Opfer war.

Das alltägliche Leben ging rücksichtslos darüber hin und darin lag ein Glück für sie. Es blieb ihr keine Zeit für sich. Erst als einige Tage später auch Leo's Abreise heranrückte, konnte und durfte sie motivirter Maßen sich ausweinen. Der fröhliche Student war darob ganz touchirt und erklärte feierlichst:

„Edy lieb — ich habe Dir wahrlich Unrecht gethan. Du hast wirklich nicht die Spur von Anlagen zu einer fashionablen jungen Dame, Du singst ja noch ganz auf Kinderweise. — Na, tröste Dich — Leo kommt bald wieder.“

Ja, er kam wieder, aber ein Anderer nimmermehr. Dennoch lächelte Edith zu seinen Späßen, und er wußte nicht, wie bitter ihre Thränen waren, noch ahnte sie selbst, daß sie bald schon, noch viel bitterer würde weinen lernen.

XVI.

Die Katastrophe.

»And this is the end?«
King Lear.

Nach Leo's Abreise gab es einen entschiedenen Wechsel in dem Edelheim'schen Hause. Das Familienleben, welches der heitere Sinn des jungen Mannes angenehm belebt hatte, verkümmerte nunmehr ordentlich unter dem raschen Treiben und Drängen geselligen Verkehrs; denn mit der vorgeschrittenen Herbstzeit waren Geburts- und Geldaristokratie von ihren Sommerfreuden zurückgeflüchtet nach der Stadt. Hatte daselbst auch die eigentliche Wintersaison noch nicht begonnen, so regte sich doch allenthalben sowohl in den adeligen Kreisen wie in denen der haute finance der Sinn und das Streben nach jenem oberflächlichen Treiben und Treibenlassen eines geschäftigen Nichtsthuns, das denen, welchen ein ernsteres Streben abgeht, zur Ausfüllung oder richtiger zum Todtschlagen ihrer Zeit Bedürfniß ist.

Niemals hatte sich Commerzienrath Wolfgang Edelheim darin so rastlos lebendig gezeigt als bei dem Beginn dieser Saison. Er wollte der Welt seine herangeblühte Tochter vorstellen und

diese sollte die Welt und den ihr darin gebührenden Platz kennen lernen. Die geringe Neigung und Empfänglichkeit, welche Edith für jene glänzende Welt des Scheins besaß, reizte ihn ungemein, und desto lebhafter drang er darauf, daß sie kennen und würdigen lerne, was sie in ihrem Unverstand noch nicht verstehe.

Um seiner Willensmeinung Nachdruck zu geben, nahm er die Leitung der Tochter in die Hand. Das heißt, er verläugnete seine eigene Bequemlichkeit in soweit, daß er nicht ermangelte, selbst seine Damen in die Gesellschaften zu führen, eine Weile darin den liebenswürdigen Weltmann zu spielen und dann zeitig hinter den Coulissen zu verschwinden in — seinen Club, wo ein anderes Spiel seiner wartete. Dasselbe hatte den noblen Anstrich, dessen Formen und Normen für den Commerzienrath — den Mann der modernen Welt, maßgebend waren. Dem äußern Schein genügte er stets, und er verlangte jetzt von Gattin und Tochter in dieser Beziehung unbedingte Berücksichtigung seiner Ansichten. Beide sollten in der Gesellschaft glänzen — das brachte ihm Ehre. Seine Anordnungen wurden durch diesen Grund bestimmt, vielleicht hatte er dazu noch einen andern, doch war er in jeder Beziehung ein viel zu geschickter Spieler, um sich in die Karten sehen zu lassen. Den Schein zu retten, dafür konnte er sich selbst überwinden und selbst die Mißstimmung verbergen, welche zeitweise sich seiner bemächtigte. Aeußerlich blieb er allzeit kühl, glatt und gewandt. Nur seine Untergebenen und die Geschäftsleute kannten sein reizbares, wechselndes Wesen und den rücksichtslosen Druck seiner Macht. Die exclusiv feinen Kreise, die Wolfgang frequentirte, sahen nur den galanten, sorglosen Gesellschaftsmenschen in ihm.

Fast ein jeder Tag brachte eine neue Unterhaltung. Für die Damen Edelheim gab es keine trauliche, stille Familienabende mehr.

Dunkel und still war es an diesem stürmischen Decemberabend in den behaglichen Wohnräumen; kein Laut, kein Ton klang weder in ihnen, noch in all' den anschließenden reichen Prunkgemächern wieder. Auch unten die Comptoirs waren bereits verödet; die fleißigen Arbeiter hatten ihr Tagewerk vollendet, kein schwacher Lichtschimmer fiel mehr durch die mit schweren Eisenriegeln verschlossenen Läden. Die Schätze, die dort lagen, sie waren wohl geborgen auch in der tiefen Dunkelheit.

Nur in den weiten Corridors war es hell, und in dem, einer zahlreichen Dienerschaft zugewiesenen Direktorium regte sich jene muntere Geschäftigkeit, welche sich gern breit macht in dem Wohlgefühle — die Herrschaft für eine Weile sicher los zu sein!

Dieselbe war zu einem Balle bei dem Finanzrath von Rocken gefahren, und Thomas, der eben heimgekommene Kutscher, wußte nicht genug zu berichten, welch' Hundewetter draußen herrsche.

Der Commerzienrath befand sich mit Frau und Tochter in den glänzenden Räumen des finanzräthlichen Hauses. Mit Courtoisie genügte er der Anstandspflicht, wußte aber sehr schnell, sich dem Menschengewoge zu entziehen, um in einem kleinen Spielkabinet aufzutauchen.

Hätte er dort keine Partie nach seinem Geschmack gefunden, so würde er sich eben „einer dringlichen Sache" halber noch nach dem Club begeben haben. Dort fand er stets einen grünen Tisch bereit und einmal an solchem installirt, kam eine kühle Ruhe über ihn. Er spielte hoch und gewöhnlich mit äußerem Gleichmuth. Ob er gewann oder verlor, sein farbloses, blasirtes Gesicht zeigte stets jene vornehme Gleichgiltigkeit, die über viel zu hohe Summen verfügt, als daß Gewinn oder Verlust irgend welchen Einfluß zu üben vermöchte.

An Partnern fehlte es dem Commerzienrath Wolfgang Edelheim selten, und auch heute durfte er dieserhalb nicht die Soiree bei v. Rockens verlassen; denn rasch hatte sich eine feine Whist-

partie zusammengesetzt. Es wurde dabei allerdings nicht so hoch pointirt, als dies im Club üblich war, dafür trugen aber die Spieler Namen, wie sie der Commerzienrath in Zusammenstellung mit dem seinen liebte. Unter solchen Umständen ließ er sich auch ein weniger passionirtes Spiel gefallen und gab selbst ein gelegentliches Plaudern zu. Es schien ihm an diesem Abend sogar angenehm. Aller feinen Toilettenkünste zum Trotz sah er etwas matt und flau aus und während seine feinen Hände mit graciöser Spielerei die Karten mischten, flogen oft seine Blicke unstät über Tisch und Mitspieler hinweg nach den in den anstoßenden Salons plaudernden und erzählenden Menschengruppen.

„Na, was das schwatzt und plaudert," meinte die mitspielende behäbige Excellenz; „der junge Rocken ist ja völlig Feuer und Flamme! Die Sache muß interessant sein."

„Das ist sie in der That," gab eine Spitze der Geldaristokratie zu, „denn er spricht von dem Sturze der alten Firma N. & Comp. zu Wien. Die heutige Nachricht von diesem Fallissement zündete hier gleich einem sengenden Blitz. Was halten Sie davon, bester Commerzienrath?"

Edelheim zuckte die Achseln.

„Es ist ein beklagenswerther Fall; mir däucht indeß, in eingeweihten Kreisen wußte man längst, daß das Wiener Bankhaus schon länger wurmstichig war. Um sich zu retten, hat es mit den großen W.'schen Speculationen va banque gespielt und den Wurf verloren!"

Er selbst warf dabei nonchalant seine Karte auf den Tisch, zog den Stich ein und meldete nach flüchtiger Berechnung die Partie für gewonnen. Eine neue begann. Seine Excellenz spielte etwas zerstreut und nach einer Weile begann die Unterhaltung auf's Neue.

„Wissen Sie, daß Baron Osten von seiner Nilreise zurückgekehrt ist?"

Die Frage war im Allgemeinen gestellt, doch Niemanden traf sie so wie Wolfgang. Geradezu hastig rief er:

„Das ist in der That eine überraschende Neuigkeit!“

„Und dazu eine ganz sichere,“ nickte der alte Militair, „schauen Sie nur dort in den Salon rechts, Baron Osten selbst, nicht sein Geist, ist eben dort eingetreten.“

Wolfgang wandte den Blick und wurde aschfahl. Da stand Osten leibhaftig und conversirte scherzend mit der Dame des Hauses. Der Commerzienrath traute kaum seinen Augen; er war offenbar überrascht und zwar, wie ein feiner Beobachter hätte erkennen können, keineswegs angenehm. Von der Gesellschaft merkte dies aber Niemand und Wolfgang zwang sich zu der Aeußerung:

„Ich bin wirklich erstaunt; der Baron wollte doch noch den ganzen Winter ausbleiben.“

„Ganz recht; es war seine Absicht, aber urplötzlich sei er des Reisens müde geworden, so hat er mir erklärt und wahrhaftig, das ist zu begreifen. Jahrelang fort von Haus und Gut sich planlos in der Welt umher zu treiben, wäre eben meine Sache nicht. Ich hätt's nimmer so lange ausgehalten.“

In dieser Weise diskutirte und schwatzte man noch ein Längeres und Breiteres darüber hin und her, bis das Souper angemeldet und die Partie aufgehoben wurde.

Nach den Tafelfreuden war es der alten Excellenz nicht mehr nm ein Spielchen zu thun. Wolfgang mußte dies vorhergesehen haben; denn er verschwand zeitig. Er ging indeß nicht mehr nach seinem Club. Zum grenzenlosen Erstaunen des Portiers kehrte er ungewohnt frühzeitig heim. Derselbe war darüber derart verblüfft, daß er pfeilschnell die Bedientenglocke zog, obgleich Martin, der Hausdiener, gemüthlich hinter einer Flasche in der Portierloge saß. Martin hatte aber gleich ihm den Herrn bemerkt und nicht gesäumt, durch eine Seitenpforte zu entschlüpfen, die

Dienerschaftstreppe hinauf zu eilen, um oben in des Hausherrn Gemach die Candelaber anzuzünden. Bei seiner Gelenkigkeit und der allenthalben herrschenden Ordnung war dies alles das Werk einiger Augenblicke und unbefangen trat er nun auf den Vorplatz seinem Herrn entgegen. Dieser ging direkt auf sein Privatgemach zu, Martin sprang voraus, öffnete die Thüre und hielt die schweren Damastportieren zurück, bis sein Herr eingetreten war. Thüre und Portiere fielen leise zu; der Commerzienrath war allein. Kaum sich dessen bewußt, änderte sich der ganze Mann, die hochaufgerichtete Gestalt sank wie gebrochen in einen der nächststehenden Fauteuils, und über das kalte, blasirte Gesicht zuckte eine fremde, schreckliche Leidenschaft, so daß seine Lippen bebten und unverständliche Worte murmelten. Nach einigen Augenblicken schnellte er wieder voll Unruhe in die Höhe, trat zu seinem Schreibtisch und zog aus der Brusttasche ein gefaltetes Papier. Es war eine Depesche, die ihm kurz vor Comptoirschluß zugegangen. Er bemühte sich, dieselbe noch einmal zu entfalten, aber seine Hände zitterten derart, daß der Papierstreifen ihnen entsank. Er fiel auf den Tisch, und Wolfgang wandte sich hastig ab. Mit großen Schritten, welche indeß der dicke Fußteppich unhörbar machte, durchschritt er mehrfach das Gemach; dann zog er die Schelle. Schrill klang deren Ton zu ihm zurück. Unterdeß entnahm er einem auf dem Tisch stehenden Kistchen eine Havanna; er kippte eben deren Spitze vermittels eines silbernen Messerchens ab, als der Diener das Zimmer betrat.

„Eine Flasche Burgunder, Martin!"

Kalt und ruhig klang der Ton wie immer, und da nach einer Weile Martin wieder erschien, den Wein auf silberner Platte in prächtig geschliffener Caraffe, durch welche die dunkle Gluth des köstlichen Trankes leuchtete, tragend, lehnte der Commerzienrath anscheinend gleichgültig in einer Divanecke und entlockte blauen Rauch seiner Havanna. Der Diener stellte ihm Flasche

und Glas bereit. Sobald ihm nach augenblicklichem Harren kein weiterer Auftrag ward, verschwand er eben so geräuschlos, als er gekommen. Nun erhob sich Wolfgang, die kaum angebrannte Cigarre warf er auf die silberne Platte und füllte sich das Glas hoch bis zum Rand, setzte es an den Mund und leerte es in einem Zuge. Alsdann kehrte er zum Schreibtisch zurück, jetzt entfaltete er das verhängnißvolle Telegramm und las es wieder und wieder, bis es seiner Hand entsank. Immer stierer wurde sein Blick, immer verzerrter sein blutloses Antlitz.

„Vorbei! vorbei!“ sagte er knirschend. „Auch ich habe va banque gespielt — Alles auf einen Wurf gesetzt und — verloren. Da ist mein Urtheil!“

Er zerknitterte dabei nervös die Depesche.

„Es ist dasselbe, das ich dem Wiener Haus gefällt. Ich wußte es und wahrte den Schein bis zuletzt. Was jetzt kommt, will ich nicht. Ich mag so nicht leben!“

Er streckte gleichsam abwehrend die Arme aus, eine namenlose Furcht malte sich in seinen Zügen, seine Augen stierten beständig nach einer Richtung hin — sah er Gespenster?

Alle möglichen Gestalten tauchten vor ihm auf, winkten und drohten ihm; er sah Menschen, die längst gestorben oder verdorben und hörte deutlich Worte, welche vor langer, langer Zeit schon verklungen waren.

Was wollten sie alle von ihm, diese traurigen Gestalten, die sein Vater und er einst mitleidlos ruinirt und dem eigenen Vortheil geopfert hatten?

Was mußten sie gerade jetzt ihm wiederklingen alle jene Bitt-, Droh- und Jammerworte, welche er vor Zeiten so stolz verlacht?

Er strich sich mit der bebenden Hand über die feucht-kalte Stirne.

„Wie, wie sagt doch der Lump, dessen Schlangenbrut Isabelle hier im Hause groß gezogen? Schande und Fluch würde mei-

nes Vaters Sohn treffen und Alles in Trümmer sinken, was er aufgebaut von dem Ruin Anderer!"

„Weg — weg, sage ich," gestikulirte Wolfgang, von neuem aufspringend und ein zweites Glas hastig leerend. Damit mochte ihm neuer Muth gekommen sein. Er nahm einen der Leuchter auf und schritt durch eine Tapetenthüre aus seinem Gemach in einen kleinen eleganten Vorraum. Eine Wendelstiege führte von dort hinab in das Parterre und mündete gerade vor seinem Arbeitscabinet, das mit den Comptoirs in Verbindung stand. Wolfgang hielt sich jedoch in dem Reich, wo er als Chef des Hauses zu thronen pflegte, nur so lange auf, um die Depesche in seinem Pulte zu verschließen. Dann setzte er seinen Weg fort, er ging bis unter die Erde — in ein steinernes Kellergewölbe, das unter seinem Cabinet lag und gleichfalls durch eine steinerne Treppe mit diesem in Verbindung stand. Diese feuerfeste Stätte barg die Schätze des Hauses Edelheim nebst den diesem anvertrauten Depositen.

Der Commerzienrath öffnete das Kunstschloß eines der steinernen Gelasse, die schwere Metallthür gab nach, und der Einblick in verschiedene Gefache war gewährt.

Die meisten davon, für Papierwerth und Dokumente bestimmt, zeigten sich gegenwärtig wenig gefüllt, desto reicher aber war ein größeres Gefach ausgestattet. Verschiedene alterthümliche Schatullen standen darin; auf allen prangte ein freiherrliches Wappen. Sie enthielten die zumeist mit dem Majorat gehenden v. Osten'schen Familienjuwelen.

Baron Osten hatte niemals die einmal mit Edelheim angeknüpften Geschäftsverbindungen gelöst, auch da nicht, wie er aufhörte, als Hausfreund bei dem Banquier zu verkehren. Nach jenem Abschied von Isabelle zu B. war sein Freundschaftseifer erkaltet, er machte keinen Versuch mehr zu neuer Annäherung, sondern löste bald gänzlich alle geselligen Beziehungen. Mit

Wolfgang blieb er jedoch in geschäftlicher Verbindung, theils weil dieser ihm gelegentlich wirkliche Vortheile verschafft hatte, theils weil es seinem Hochmuthe gefiel, den Commerzienrath so quasi mit seiner Kundschaft zu protegiren und auf diese Weise den Unterschied ihrer Stellung gelegentlich bemerkbar zu machen. Er fand eine armselige Genugthuung darin. Indeß je schwerer es ihm ward, die erlittene Niederlage zu verschmerzen, desto mehr verschanzte er sich hinter steifem Hochmuth, der bei ihm wuchs, je älter er wurde. Er besaß ein unglückliches Naturell. Nachdem er in seiner Jugend etwas allzu rasch gelebt, neigte er dazu, sich sein späteres Leben zu verbittern. Sein Stammgut, dem er den direkten Erben nicht gegeben, war ihm verhaßt, sein schönes Haus in der Stadt war verödet und doch hatte er sich zu keiner zweiten Ehe entschließen können. Seine kleine Tochter wurde bei den Großeltern erzogen, und er blieb ein einsamer Mann. Er verlegte sich auf's Reisen. Unstät schweifte er in der Welt umher, zeitweise nur residirte er wieder in der Heimathstadt, und dann ziemlich einsiedlerisch. Lange hielt er das nie aus. So war er auch vor Jahresfrist auf's Neue aufgebrochen zu einer Tour nach Aegypten. Er wollte Jahre lang ausbleiben. Dieserhalb hatte er die Familienjuwelen dem Bankhause anvertraut, das ohnehin bereits große Summen für ihn verwaltete, und dagegen ihn stets mit reichen Creditbriefen für eine Reisen versah.

Vor jenen Schatullen mit dem Osten'schen Wappen stand jetzt Wolfgang. Er öffnete eine nach der andern und ließ die Steine im Scheine des Lichtes funkeln. — Es war eine sonderbare Beschäftigung, die ihn nicht einmal zu erfreuen schien; denn finster blieb sein Blick. Endlich stellte er das letzte Etui zurück; es fror ihn in der feuchten Kellerluft, rasch schloß er das Gelaß zu und wandte sich ab mit dem halbunterdrückten Fluche:

„Verd —, daß der Teufel auch gerade jetzt den Baron heimführen muß.“

Die gemurmelten Worte hallten dumpf in dem Kellerraum wieder; matt stieg Wolfgang die Stiegen hinan, vorüber an seinem Herrscherthron bis oben in das Gemach, wo eine behagliche Wärme ihn umfing.

Den Kandelaber niederstellend, brach er neben dem Schreibtisch zusammen; den schweren Kopf in die Hände gestützt, bot er jetzt wahrhaft ein Bild der Verzweiflung.

Er konnte es nicht ertragen, den Dingen gerade in's Gesicht zu sehen. Seines Thuns und Lassens Zweck und Richtschnur war bisher gewesen — in der Welt, die er die seine nannte, zu glänzen, zu gelten und sich materieller Genüsse zu erfreuen. Dies Alles sollte nun vorüber sein! Seine Lage war furchtbar, seine Angst betäubend. Nach kurzer Zwiesprache mit seinem bösen Geist und den Grundsätzen seiner Jugend war er entschieden, daß es nobler sei, sich auf der Höhe seines Daseins eine wohlanständige Kugel in das erschöpfte Erfindungsorgan zu jagen, als mit der Doppelschmach der Armuth und der Unbedeutendheit beladen aus der Gesellschaft, die man die bessere nennt, zu verschwinden und aus ohnmächtiger Entbehrung unter den gemeinen, das tägliche Brod mit saurem Schweiß verdienenden Pöbel gemengt, jene Glücklichen zu beneiden, welche noch immer das Leben genießen und spielen konnten.

Seine Spiele alle — die großen an der Börse, sowie die in der Gesellschaft und am grünen Tisch waren ausgespielt. Den Gedanken konnte er nicht ertragen. Zur Arbeit zu greifen, sich mit einer bescheideneren Existenz zu begnügen — dazu fehlte ihm der Muth; er kannte nur die Feigheit, einem Leben entfliehen zu wollen, wo er kämpfen mußte. Er wollte sterben, um aller Qual vorzubeugen.

Zum Kampfe fand er keine Kraft; seine Vergangenheit hatte

ihn entnervt. — O, diese Vergangenheit — zu welch' einem Schwächling hatte sie ihn gemacht!

Dachte er nicht einmal an sein Weib und seine Kinder? Doch; er verhüllte bei dieser Mahnung sein Antlitz. In starrem Egoismus wollte er nicht weiter denken, als an sich und an seinen groben Trugschluß, der ihm einredete: ein gewaltsamer Tod würde ihn vor den gefürchteten Leiden retten.

Sein Geist klammerte sich daran; denn wo die Grundsätze der Wahrheit geschwunden, wo die Leidenschaften unverhältnißmäßig gewachsen sind, hat die Vernunft alle Herrschaft verloren. Dann geschieht es wohl, daß der Mensch vor die harte Probe zwischen den ersehnten Genuß, den er nicht mehr erlangen, und den verabscheuten Schmerz gestellt, dem er nicht mehr ausweichen kann, ohne ein Licht, das ihm den Verstand erleuchtet, ohne Hoffnung, die ihm das Herz stärkt, in der Verzweiflung zum Selbstmord seine Zuflucht nimmt, als dem Mittel, von dem er wähnt, es müsse ihn auf einmal von all' seinen Feinden befreien — gerade wie es der feige Soldat macht, der vom Kampfplatz flieht.

Zu dieser Schlechtigkeit der Furcht war Wolfgang gekommen; er sann nur noch darüber nach, wie seine Absicht am besten erreicht werde. Seine zitternde Hand scheute die Pistole — sie konnte versagen, ein Fehlschuß konnte ihm noch Qual bereiten oder auch zu frühe menschliche Hülfe herbeiführen. Er wollte den Schein bis zuletzt wahren und glaubte ein Mittel dafür zu wissen.

Dem Geheimfach seines Schreibtisch's entnahm er ein Fläschchen; es enthielt ein starkes, vegetabilisches Gift, das er sich vor Zeiten einmal in Paris für alle Fälle verschafft hatte.

„Ich werde mit diesen Tropfen meinen allabendlichen, heute verdoppelten Schlaftrank verstärken, und man wird mich dem Uebermaß des letzteren zum Opfer gefallen wähnen.

Diesem Vorsatze entsprechend, mischte er hastig den Trank —

wie er ihn aber an die Lippen führen wollte, schauderte er zurück. Die Natur empörte sich, aber keine fromme Kindheitserinnerung kam ihr zu Hülfe, um sich rettend zwischen ihn und die Sünde zu stellen; denn er besaß keine. Dagegen hatte der Geist der Aufklärung und des Scheins, der ihn erzogen, ihn im Laufe der Zeit mit unerbittlicher Consequenz bis zum gänzlichen Mangel an Principien geführt. Ihm, dem Aermsten, hätte in dieser fürchterlich dunklen Stunde einzig das Licht des Glaubens rettend leuchten können. Einst, da in seines Lebens schönster Zeit dieser Glaube in seiner vollen Wahrheit ihm entgegentrat, da hatte selbst er einen Augenblick lang dessen Erhabenheit angestaunt, aber sein verflachter Geist scheute alsbald dessen Tiefe. Er hätte nicht wahrhaft glauben können, ohne anders zu leben. Der Glaube würde ihn gezwungen haben, in sich zu blicken — das hatte er nicht gewollt. Er zog es vor, blind und verblendet die Wahrheit nicht zu schauen, die in seiner nächsten Nähe eine andere Seele läuterte und stählte. Kein Wunder, daß er von dieser Wahrheit, der er hundertfach nur Spott und Hohn entgegengesetzt, auch jetzt im letzten Momente sich abwandte.

„Thorheit! Thorheit ist dies Alles!" zitterte es von seinen aschfahlen Lippen. „Der Trank bringt rasche Befreiung — tiefen Schlaf. Schmerzlos werde ich hineinschlummern in die Nirwâna."

Und rasch leerte er das Glas bis zum letzten Tropfen.

Etwa eine Stunde später rollte die Equipage in den Thorweg und brachte die müden Ballgäste heim.

In fröhlichem Geplauder nahte Isabelle mit ihrer Tochter den Wohngemächern. Plötzlich lauschte Edith erschrocken.

„Was war dies Mama? Hörtest Du nicht den dumpfen Ton? Er klang gerade wie tiefes Stöhnen!"

Und ehe ihre Mutter noch antworten konnte, fügte sie ängstlich bei:

„O, in Papa's Zimmer ist Licht!"

Der voranleuchtende Diener griff die letzten Worte auf.

„Der Herr Commerzienrath sind bereits vor anderthalb Stunden heimgekehrt, jedoch noch nicht zur Ruhe gegangen, wenigstens haben sie Martin noch nicht zu schellen geruht."

Dem Diener selbst mochte dies so sonderbar vorkommen, daß er es eben meldete; auch Isabelle wandte sich, befremdet über diese ganz ungewohnt zeitige Heimkehr ihres Gatten, dessen Zimmer zu, aber auch schon im selben Momente rief ihre Tochter:

„Mama, Mama, ich habe es wieder gehört — der Laut kommt aus Papa's Stube!"

Edith flog dabei an ihr vorüber den Gang entlang, ohne Zaudern riß sie die Thüre auf — sie prallte vor einem entsetzlichen Anblick zurück; denn vor ihr wendete sich ihr Vater in furchtbar convulsivischen Zuckungen am Boden.

Auch Isabelle sah es und an der in jähem Entsetzen zusammengebrochenen Tochter vorbeieilend, kniete sie im anderen Momente neben dem furchtbar Leidenden. Sie rieb ihm Schläfe und Pulse, sie wollte seine starren Hände erwärmen; innige Worte flüsterte sie ihm zu. Sein brechender Blick haftete flehend auf ihr; offenbar erkannte er sie, seine bläulichen Lippen bewegten sich, sie suchten ein Wort zu formen, doch lautete es nicht mehr Nirwâna. — Es war vielmehr ein Hauch der klang wie „Erbarmen!"

Angesichts des Todes gewinnen eben die Dinge dieser Welt einen andern Anblick. Sagt nicht selbst Göthe:

„Nahe am Grabe wird's mir heller. Wir werden sein!"

Ob auch in die Nacht des mit seiner furchtbaren Todesqual Ringenden noch ein Lichtstrahl gefallen sei, daran allein dachte Isabelle, ihr Mund flüsterte aus der Tiefe ihrer Seele lodernde

Worte, ihr Ohr beugte sich nieder zu dem Sterbenden in ihren Armen. Was er noch hauchte — das verstand außer Gott nur mehr sie, und was während der letzten Momente in dieser unglücklichen, verirrten Seele vorgegangen war, das wußte allein diese und ihr göttlicher Richter. Die arme Frau wußte nur, daß ihr Gatte sie verlassen, daß er todt war.

Dem herbeigeholten Arzt blieb nur mehr, dies zu constatiren und alsdann seine Sorge dem hülflosen, jungen Geschöpf zuzuwenden, welches mit gelähmtem Willensvermögen Zeuge der Todesscene geworden.

Bisher hatte man Edith kaum beachtet, selbst Isabelle hatte ihrer vergessen, um des Gatten willen. Erst als sie diesem Nichts mehr sein konnte, kehrten ihre Gedanken zu der Gegenwart, der entsetzlichen Gegenwart zurück. Sie ahnte das Schlimmste. Derjenige, dessentwegen sie einst Heimath und Elternhaus verlassen, er hatte sie feige allein gelassen, zur Zeit der Noth, dennoch brach sie nicht zusammen. Sie fand innere Kraft. Sie mußte und wollte ihre Kinder schützen und sich mit ihnen durcharbeiten durch den drohenden Sturm.

XVII.

Ein Blitz aus heiterem Himmel.

Und wenn die Sonne am höchsten steht,
Kommt immer die Sonnenwende!

Ein herrlich frischer Sonntagsmorgen war es. Ueber das alte, mit Epheu umkleidete Heidelberger Schloß, das kühn und schön in entzückender Lage auf einem Bergvorsprung des Königstuhls thront und voll stolzer Ruhe auf die muntere Universitätsstadt niederblickt, spielte freundlich die liebe Wintersonne und spann ihre goldenen Strahlen weit über das ganze einzig schöne Landschaftsbild.

Sich an diesem ergötzend und in angenehmster Stimmung unter einander plaudernd, durchschritt eine kleine Gesellschaft den Schloßgarten.

Die Anführerin derselben war ein junges, hochgewachsenes Mädchen, dessen lachendes Gesichtchen von der Frische des Morgens rosig überhaucht wurde. Alles schien Leben und Lust an der jungen Dame, ihr elastischer Schritt berührte kaum den Boden; sie flog ordentlich durch das Elisabethenthor den Weg nach dem Stückgarten entlang, dabei einen Theil ihrer Begleiter

stets eine gute Strecke Wegs hinter sich zurücklassend. In der Nähe des runden Thurmes hemmte sich ihr Schritt, wonnetrunken schauten ihre frohen Augen rings umher, und einem Kinde gleich vor Freude in die Hände klatschend, rief sie mit glockenheller Stimme:

„Großmama, wie schön! Und wenn ich es zum tausendsten Male wiedersehe mein schönes, liebes Neckarthal, dann rufe ich zum tausendsten Male: Wie herrlich! — Es war ein guter, lieber Einfall von Ihnen, Herr Edelheim, uns heute hierher zu locken! In der erhabenen Ruhe dieses stillen Wintermorgens liegt sie ganz wunderbar da vor uns — diese schöne Welt! Horch! Nun läuten auch die Glocken, o, das ist schön. So feierlich! Das tönt und klingt Einem bis in's Herz hinein. Nicht wahr, Großmama?"

Dies Alles sprudelte förmlich von den kirschrothen Lippen der jungen Enthusiastin, während sie von dem flüchtig ereilten Vorposten wieder einige Schritte zurückging einer gar vornehm aussehenden Matrone entgegen, die sich auf den Arm eines jungen Cavaliers stützte. Neben ihr schritt eine, gleichfalls ältere Dame, bewaffnet mit einem altmodisch großen Gebetbuch, das ein Wappen auf gediegener Silberspange schloß. Ein ähnlich geziertes Büchlein, nur in viel, viel kleinerm und zierlicherm Format, lugte etwas neugierig aus der Paletottasche eines zweiten jungen Herrn, der die ganze Zeit über mit dem flinken Fräulein ziemlich gleichen Schritt gehalten hatte.

Ihm galten jetzt die freundlichen Worte der alten Dame, welche der lauten Freude ihrer Enkelin in soweit beistimmte, als sie mit ungemein wohlwollendem Lächeln in dem alten, ehrwürdigen Antlitz meinte:

„Gewiß, Herr Edelheim und Robert haben uns zu Dank verpflichtet. Es ist ein erquickender Spaziergang in dieser stärkenden Morgenfrische."

„Und Du bist gar, gar nicht müde, Großmütterchen?“ schaltete das Mädchen liebreich fragend ein. „Der Weg ist Dir nicht anstrengend gewesen?“

„Nein, Sibillchen, nein. Ich habe ja eine liebe kräftige Stütze hier!“

Sie nickte dabei ihrem Führer zu, einem hübschen Studenten, der seinerseits sich beeilte, tief gefühlten Stolz über das Lob zu versichern.

„Dennoch,“ — scherzte die Matrone — „wirst Du nichts dagegen haben, wenn ich Dich jetzt freigebe und mich an meine gute Klein halte; sie wird drinnen gern einen Moment mit mir ausruhen, während Ihr hier im Freien weiter schwärmt.“

Fräulein Klein, die Gesellschafterin Frau v. Born's, widmete augenblicklich der alten Dame ihre besondere Fürsorge, indeß deren Neffe, Robert v. Born, sich Sibille und seinem Freunde Leo Edelheim anschloß.

Die beiden Studiengenossen umschlang bereits seit einigen Semestern eine warme Freundschaft. Sie hatte Leo zu dem höchst angenehmen Verkehr in dem nahe bei Heidelberg gelegenen Landhaus der verwittweten Frau v. Born auf Clarau verholfen. Die Matrone, welche mit ihrer Enkelin, ihrer Gesellschaftsdame und einer uralten Dienerschaft ein ihren Jahren zusagendes, höchst zurückgezogenes Leben führte, sah darin nicht ungern die gelegentliche Abwechslung, welche die Besuche ihres Neffen veranlaßten. Obwohl an ein sehr regelmäßiges Leben gewöhnt, war ihr doch kleinliche Pedanterie fremd geblieben. Alt an Jahren, hatte sie sich das Herz jung erhalten. Voll edeln Wohlwollens und eines immer noch regen Geistes, konnte sie das verstehen, was die Jugend liebt; sie vermochte noch, sich mit dieser zu erfreuen und derselben die unschuldigen Genüsse einer frohen Jugendzeit ohne den Zwang eines lästigen Ceremoniels zu gönnen. Schon dadurch ward ihr einfach nobles Heim ungemein anziehend,

ganz abgesehen von ihrer hübschen Enkelin, die gleich einem Veilchen daselbst im Verborgenen blühte.

Fast ebenso sehr wie Sibille, fühlte sich Studiosus Robert, Freiherr von Born in dem netten Landhaus seiner geliebten Tante daheim und führte dieserhalb auch seinen bevorzugten Freund dort ein.

Die alte Dame hatte Leo gütig aufgenommen. Die bescheidene und zugleich wieder freimüthig muntere Art des jungen Mannes sagte ihr zu.

„Er ist wohl erzogen, meine gute Klein," pflegte sie — von ihm sprechend — ihrer getreuen Gesellschafterin zu versichern, „dabei besitzt er ein lauteres, gutes Herz. Robert hat zu seinem Umgange brav gewählt. Möge er den Freund nur immer hierher bringen, so oft es ihm beliebt. Ein bischen Familienverkehr gibt den jungen Leuten in der Fremde einen nicht zu unterschätzenden Halt, besonders in den gar leicht etwas tollen Universitätsjahren."

Die gute Alte hatte darin nicht Unrecht; Leo war nirgends lieber als in Clarau, „dem stillen Landhaus". Manch' schönen, frohen Sommerabend hatte er dort zugebracht und seit in diesem Herbst die alte Baronin, des Umziehens müde, beschlossen hatte, auch in ihrer Ländlichkeit zu überwintern, wurden die Freunde Sonntags ständige Tischgäste daselbst.

An dem heutigen Sonntage hatte man sich nun bereits zu Heidelberg in der Jesuitenkirche bei der Frühmesse getroffen und ließ sich nach derselben, verlockt von dem klaren Sonnenschein und Leo's eifrigem Vorschlage zu der Promenade nach dem Schloß bestimmen.

Die gute alte Carosse wurde heimgeschickt, und bedächtig ging's den Kornmarkt entlang den bequemen Burgweg hinan. Nun war das Ziel erreicht und ein kleines Frühmahl stärkte die Lebensgeister zum Heimweg gen Clarau.

Man rüstete sich dazu unter munterem Geplauder. Diesmal war es die Matrone und Fräulein Klein, welche den Andern voranschritten.

Billa konnte sich gar nicht trennen von der herrlichen Terrasse und der weiten Aussicht in die lachende Ebene bis zum Haardtgebirge hin; denn sie wiederholte noch öfters:

„Eine lieblichere Heimath gibt es nicht!"

Robert neckte sie mit ihrer Naturschwärmerei und rieth ihr den epheuumschlungenen Thurm zu besteigen, und gleich den Burgfräulein aus guter, alter Zeit — stolz herabzublicken auf „ihr Land". — Sie lachte fröhlich:

„Und es ist auch mein Land, mein Daheim! Du magst sagen, was Du willst, hochweiser Vetter!"

Er sagte indeß nichts mehr; denn Fräulein Klein winkte ihm, zu der Baronin zu kommen.

Leo aber meinte statt seiner:

„Ihr Stolz, mein gnädiges Fräulein, ist sehr gerechtfertigt. Was man hier schaut, das prägt sich Einem in's Herz. Denselben Eindruck empfand ich, als ich vergangenes Jahr nach Heidelberg kam und zum ersten Male auf dieser Terrasse stand. Auch Sie waren damals hier," — fügte er beziehungsvoll bei — „Sie saßen neben der Großmama auf jenem trauten Erkerplätzchen. Wissen Sie es noch, daß wir uns hier zum ersten Male gesehen haben?"

Die junge Dame drehte den hübschen Kopf nach ihm, ihre munteren Augen aber schweiften über ihn weg, und um den kleinen frischen Mund zuckte es so muthwillig, als möchte er gar gern zu Leo's betontem „ersten Male" einen Commentar liefern, den zu äußern ihm versagt blieb. Sibille bestätigte dagegen lachend:

„Gewiß; ich erinnere mich sehr genau, wie feierlich Robert Sie vorstellte und Sie dabei eine so schulgerechte Verbeugung

machten, wie dieselbe das Herz unseres alten maître à danser im Brüsseler-Institut erfreut hätte. Ich hoffe: ich habe mich bei der Affaire nicht minder wohlerzogen gezeigt und meine Verbeugung, obgleich Roberts Würde mich unwiderstehlich zum Lachen reizte, dennoch nach allen Regeln der Kunst ausgeführt?"

Sie machte bei diesen Worten wieder einen allerliebsten Knix und sprang munter davon, indem sie rief:

„Kommen Sie, Großmama wird schelten, wenn wir noch lange hier stehen und schwatzen."

Beide eilten nun den Andern nach; es ging sich gar leicht und flüchtig über den hartgefrorenen Pfad, und die beiden jungen Menschenkinder mit den leichten, sorglosen Herzen waren dabei wunderbar fröhlich gestimmt.

„O, weh! Was haben Sie angestellt, Sie Missethäter," — rief plötzlich Billa, indem sie sich rasch zur Erde niederbeugte und einen kleinen Gegenstand aufhob. „Nun finde ich mein Kleeblatt zum zweiten Male. Sie haben es aus dem Buch herausgleiten lassen!"

Leo hielt faktisch das kleine Gebetbuch, dessen Nachhausebeförderung er sich ausgebeten, in der Hand; er hatte es tiefer in seine Tasche schieben wollen, wobei das Schloß aufgesprungen war. Um dieses wieder zu schließen, hatte er es ganz hervorgezogen. Dabei war ein getrocknetes vierblätteriges Kleeblatt hinaus zur Erde gefallen.

Sibilla wiegte es jetzt auf der inneren Fläche ihrer kleinen Hand.

„Als ich das fand," — sagte sie sinnend — „grünte und blühte Alles hier rings umher. Leben war im Walde und in dieser ganzen Flur, die jetzt unter dem Reif so still schlummert trotz allen hellen Sonnenscheines. Gerade ein solch' klarer, schöner Sonntagmorgen war es damals, ich war allein und kürzte mir die Zeit damit, ein Feldblumenbouquet zu winden. Da lachte

mich in dem grünen Klee das vierblätterige Blatt an. Ich brach es mir; denn Sie wissen doch, daß der Volksmund sagt: Wer ein solches findet — findet Glück!"

Er nickte nur und blickte bewundernd in ihr kindlich-glückliches Gesicht.

„Vielleicht," — fuhr sie unbefangen fort — „weiß Ihre angehende Gelehrsamkeit meine Unwissenheit darüber zu belehren, worauf jene volksthümliche Annahme des Glückbringens basirt?"

Leo verneinte.

„Nein, Fräulein Sibilla, ehrlich gestanden, weiß ich dies nicht, dagegen will ich Ihnen, falls Sie mir das Blatt schenken, beweisen, daß es wirklich Glück bringt."

„Wie das?" fragte sie harmlos, indem sie gleichzeitig das kleine Blatt in seine Hand legte.

Jetzt lachte er:

„Nun, es hat mich glücklich gemacht, da es zu mir kommt als eine Gabe aus Ihrer lieben, kleinen Hand, die —"

Dunkler Purpur übergoß flüchtig ihr Antlitz, aber sie faßte sich ebenso rasch und parirte geschickt eine kühne Sprachwendung, indem sie ihm mit einem gewissen Schmollen in die Rede fiel:

„Himmel, Sie thun gerade, als ob dies eine noch nie dagewesene Gunst sei und doch habe ich Ihnen schon so oft viel schönere Blümlein geschenkt — allerdings vor ziemlich langer Zeit; damals, als wir zusammen in Feld und Flur umherstreiften und unsern Bonnen das Leben sauer machten. Ja, ja," wiederholte sie, sich an seinem maßlosen Staunen ergötzend, „obgleich Sie eben gar eloquent vom „ersten Male Sehen" gesprochen, sind wir doch in der That alte — Freunde! Ich weiß das noch, Sie haben's vergessen; das „weibliche" Gedächtniß ist eben treuer, wie dasjenige des starken Geschlechts. Ich will indeß dem Ihrigen jetzt ein wenig nachhelfen. Erinnern Sie sich gar nicht mehr des kleinen Mäd-

chen, das einst in dem Curorte B. Ihre und Ihrer Schwester tägliche Spielgefährtin war?“

Leo sann einen Moment.

„Gewiß, des Aufenthaltes in B. erinnere ich mich noch ganz genau; wir waren mit Mama und Tante Gerty dort und gleichzeitig mit uns befand sich daselbst ein Herr v. Osten mit seinem Töchterchen — der kleinen Else —“

„Welche die Ehre hat, nunmehr als große Sibylle wieder vor Ihnen zu stehen!“ knixte das übermüthige Mädchen lachend.

Unverkennbares Erstaunen sprach beredt aus Leo's Mienen, und wenn Villa weniger harmlos gewesen wäre, hätte sie vielleicht entdeckt, daß selbiges gerade kein sehr befriedigtes war. Leo's Worte verriethen das jedoch nicht, eine verwunderte Frage klang nur durch in seinem Ausrufe:

„Aber Fräulein v. Born!“

Sibylle verstand ihn.

„Das war der Mädchenname meiner sel. Mutter, deren Ebenbild ich sein soll, darum nennt man mich hier, wo ich aufgewachsen bin, gar nicht anders, und ich bin daran so gewöhnt, daß ich besser darauf höre, als auf meinen eigenen. — Osterode ist mir fast fremd; mein Vater befand sich meist auf Reisen. Das mutterlose Kind hatte hier seine Heimath. Doch nun soll das anders werden. Bald soll die Erwachsene ihren Platz im Vaterhause einnehmen.“

„So werden Sie bald nach Ostenrode kommen?“ rief er hastig. „Das ist ja die nächste Nachbarschaft unseres Gutes Reichenau.“

„Ganz recht,“ nickte sie. „Sie sprachen gestern von dieser ihrer Besitzung und das verhalf mir zu der Entdeckung unserer alten Freundschaft. Den Namen „Reichenau“ kannte ich aus Papa's Gesprächen, daher wurde ich nun sicher, daß Sie zu den Edelheims gehörten, welche wir in B. getroffen. Dieses Ereigniß

aus meiner Kindheit lebte nämlich stets in meiner Erinnerung. Es brachte seiner Zeit gar große Abwechslung in meine isolirte, kleine Existenz und hat wohl dieserhalb den tiefen Eindruck hinterlassen. Factisch weiß ich noch Alles von damals und erinnere mich noch deutlich der schönen, liebreichen Frau, die mich wie eines ihrer eigenen Kinder herzte. Anfangs hielt ich sie in meiner märchenangefüllten Phantasie für eine gütige Fee und bewunderte sie mit kindlicher Scheu. Aber sie benahm mir diese bald — Ihre schöne Mutter; mein kleines Herz schlug ihr zu warm entgegen. Leider habe ich später nie mehr von ihr gehört — desto mehr müssen Sie mir daher jetzt erzählen. Bitte — fangen Sie nur gleich damit an."

Leo hatte mit stolzer Freude dem Geplauder zugelauscht. Er erzählte gern, und die Beiden entdeckten alsbald eine Fülle gemeinsamer Erinnerungen. Gibt es doch solche, von deren Existenz man selbst kaum eine Ahnung mehr hat, die aber aufwachen und lebendig werden, sobald ein Anderer daran rührt.

Ueber der angeregten Unterhaltung hatte Leo sorgsam das Kleeblatt in seinem Portefeuille geborgen.

„Ich werde es wie einen kostbaren Schatz hüten!" hatte er betheuert, und da Billa seiner Sorgfalt spottete, ganz ernsthaft beigefügt:

„Zugleich werde ich Ihnen auch beweisen, daß auch das männliche Gedächtniß treu sein kann. Ich werde die Glücksverheißung dieses Morgens nie vergessen!"

Der Arme, er sprach so leicht von „nie vergessen," und in der nächsten Viertelstunde schon vergaß er Alles, selbst — Abschied von „ihr" zu nehmen; denn eine Schreckenskunde füllte alle seine Gedanken aus.

Gänzlich ahnungslos, in gehobenster Stimmung hatte er und Sibille inzwischen die übrige kleine Gesellschaft erreicht. Vereint trat man in den Garten der Clarau durch eine Seitenpforte ein

und gewahrte so gar nicht den Fiaker mit dem dampfenden Pferde, der an der Fronte hielt.

Sobald man in das Haus eingetreten, beeilte sich Villa geschäftig, der Großmama behülflich zu sein, während Robert mit dem Freunde nach dem behaglichen Empfangssalon schritt. Aber kaum hatten sie sich's dort bequem gemacht, als eilig des Hauses alter Diener erschien, hinter dessen breiten Schultern Leo, nicht ohne Befremden, die wichtig thuende Miene seines Famulus auftauchen sah. Derselbe ließ auch den Bedienten nicht zu Wort kommen, indem er laut über ihn weg versicherte:

„Ich habe den Herrn Studiosus bei Gott und der Welt gesucht, ich bin gelaufen nach der Kirche und dem Café Bering, zu Herrn Remshausen und Herrn v. Born, überall bin ich zu spät gekommen. Da hab' ich gedacht, nimm einen Fiaker und fahre hinaus zu der gnädigen Herrschaft, wo der Herr Studiosus zu Mittag speisen. Treffen wirst Du ihn dort sicher und ihm die eilige Nachricht aushändigen können."

Jetzt griff er erst nach einer in seiner Rocktasche verborgenen Depesche und zog sie hervor.

Leo, gewöhnt an den überflüssigen Eifer seines dienstbaren Geistes, hatte zunächst nur amüsirt zugehört, sobald aber das Telegramm zum Vorschein kam, nahm er es hastig dem Sprecher aus der Hand. Die Buchstaben flimmerten ihm vor den Augen, da er las:

„Kommen Sie eilig heim, Ihr Vater ist sterbend."

„Ist der Fiaker noch draußen?" war Leo's erstes Wort. „Ich muß augenblicklich fort. Mein Vater ist wahrscheinlich schon todt. Freund, laß mich eilen, halte mich nicht auf!"

Er wollte hinausstürmen an Robert vorüber, jede weitere Erklärung vergessend; er dachte nicht einmal daran, seine Entschuldigung an die Damen zurückzulassen. In der Thüre aber stand

unerwartet Sibille vor ihm, theilnehmend schaute sie in sein bleiches, bestürztes Gesicht.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie im Tone wärmster Sympathie.

Er sah sie an und reichte ihr statt aller Antwort das Telegramm.

Sie überflog es mit einem Blick.

„O, das ist traurig!“ rief sie bewegt, „aber verlieren Sie die Hoffnung nicht. Im plötzlichen Schrecken sieht man die Dinge gar leicht schlimmer, als sie sind. Aber ich begreife Ihren Wunsch, schnell fortzukommen, zögern Sie nicht; wir erklären der Großmama Alles!“

Inzwischen hatte sie ihm selbst die Thüre aufgemacht und bot ihm freimüthig die Hand zum Abschied. Er preßte dieselbe wortlos in der seinen; ihre Augen begegneten sich klar und fest.

„Behüte Sie Gott!“ sagte das Mädchen innig, während er von dem Freunde gefolgt in den Wagen sprang.

Leo wollte gegen die Begleitung protestiren, der andere aber bestand einfach darauf, ihn glücklich im Eisenbahncoupée sehen zu wollen. Das Fuhrwerk rasselte so schnell als möglich nach der Stadt und eine Stunde später saß Leo im Zuge. Er vermochte sich selbst kaum Rechenschaft darüber zu geben, wie er dort hineingekommen. Die Fürsorge des Freundes war ihm zweifelsohne recht dienlich gewesen, denn er ging und handelte wie im Traume.

Traumähnlich flogen auch Landschaften und Städte an ihm vorüber, während er selbst in rasender Eile zu fernen Gegenden hingebracht wurde. Mehrere Male hatte er die Bahn zu wechseln, andere Richtungen einzuschlagen; er that dies Alles mechanisch, er achtete weder auf die Umgebung, noch auf den sich neigenden Tag. Seine Gedanken kamen nicht über Eines hinaus. Die bei solch einer Heimreise peinigende Ungewißheit, voll schwarzer Ahnungen und rastloser Vorstellungen aller Möglich-

und Unmöglichkeiten erschöpft den Geist bei weitem mehr, als die traurigste Gewißheit. Und dennoch, als endlich Leo sich in später Nachtstunde dem düster aussehenden Elternhause nahte, überfiel ihn ein förmliches Bangen vor der nun kommenden Gewißheit. Er erwartete Schlimmes, aber was er fand — übertraf alle seine Erwartungen. Es schlug in sein heiteres, frohes Leben und Streben wie ein sengender Blitz.

XVIII.

Trümmer.

Noch kann es gut gehen:
Doch wenn's Gott so lenkt,
Ist's mehr, als ich erwart'!
O Gott! Ich fürchte, Dein Gericht
vergilt's
An mir und an den Meinen!

Shakespeare.

Die ersten schweren Trauertage mit all' dem düstern Gepränge voll dumpfen Schmerzes und trüber Geschäftigkeit, voll trostloser Leere und ahnungsvollem Bangen vor der nächsten Zukunft waren über das Edelheim'sche Haus hingezogen. Der Herr desselben, der hochangesehene Commerzienrath, hatte das Zeitliche verlassen. Er war gestorben an einem Herzschlag. Dies war die allgemeine Annahme in der Stadt; laut sprachen sie die Einen aus, während besser Unterrichtete sich zuraunten, der Banquier sei ein Opfer der unvorsichtigen Gewohnheit geworden, sich vermittels Opium Nachtruhe zu verschaffen. Er habe zu viel davon genommen — und zwar absichtlich erzählten sich dabei flüsternd vereinzelte Stimmen. Die volle Wahrheit kannten

nur Wenige. Zu diesen gehörte Leo. Unterdeß man in der Stadt über den jähen Fall noch eifrig diskutirte und mit Spannung der Dinge harrte, die nun folgen würden, blickte er bereits in die Trümmer eines gesunkenen Hauses.

Seine Mutter hatte ihm, nun da es zu handeln galt, Alles gesagt und keine ihrer schlimmen Ahnungen verborgen.

Die letztern bestätigten sich indeß nur theilweise. Allerdings zeigte sich Vieles in dem vagen Geschäftsbau, der nach außen hin sich stolz erhoben, gewaltsam erschüttert; das prunkende Geschäftshaus bebte und schwankte, aber zu einer Ruine war es noch nicht geworden. Ein thatkräftiger Geist, eine starke geschäftskundige Hand hätte es vor dem Einsturz zu retten vermocht. Der alte Buchhalter, ein redlicher Mann, versicherte dies wenigstens eifrig, und Leo vermochte es bei genauerm Einblick in die Verhältnisse zu begreifen. Aber gerade deshalb wurde ihm der unglückselige Schritt des Vaters nur um so räthselhafter. Hatte derselbe denn gänzlich den Kopf verloren! Hatte ein Leben voll üppigen Genusses seinen Geist völlig umnebelt und erschlafft!

Es waren furchtbar bittere Fragen. Wie sie im Verein mit dem Schreckensereigniß in dem Innern Leo's gearbeitet und gebohrt, das bewies sein Aussehen. In dem bleichen, stummen jungen Manne, der da in dem Privatkabinet des todten Chefs über die Geschäftsbücher gebeugt saß, hätte Niemand das sorglose Antlitz des frohsinnigen Studiosen von Heidelberg wieder erkannt.

Das Unglück hatte seine Schatten darüber gebreitet und dunkel, von nagendem Schmerz und brennender Scham erzählend, richtete sich dann und wann der Blick des Beschäftigten auf den ihm zur Seite stehenden Buchhalter, der immer wieder auf Eines zurückkam.

„Ja," — betheuerte er — „der Schlag war hart, unser Ver-

luft furchtbar; denn — nun es muß heraus — der Einsatz war unverantwortlich. Ein grandioses Hazardspiel konnte man dies Vorgehen füglich nennen, aber der Herr Commerzienrath liebte keine Vorstellungen. Er handelte ohne zu sprechen. Ich wußte selbst nicht mehr ganz klar, wie wir standen. Obgleich ich mir einmal die Freiheit nahm, darüber vorstellig zu werden, hatte dies doch keinen andern Erfolg, als mich noch unsicherer bezüglich unserer Verhältnisse werden zu lassen, so schwankend wurden diese über den letztjährigen Operationen. Ich sage Ihnen, das war ein ständiges Wechseln von Ebbe und Fluth. Ihr Herr Vater — verzeihen Sie das freie Wort — wurde ganz verblendet, wir hatten geradezu verschwendet und enorme Verluste gehabt; ein einziger Coup sollte uns wieder auf die Höhe bringen — aber die Wasser verliefen sich jäh und wir saßen auf dem Sande; dennoch durften wir noch nicht geradezu verzagen. Ging's auch nicht mehr im Großen, so brachten wir uns doch im Kleinen wieder in die Höhe — waren wir doch immer noch ein redliches Haus, das seinen Verpflichtungen nachzukommen sucht. Ich dachte, der Herr Commerzienrath hätte es auch so gefaßt, als ich ihn die Unglücksbotschaft in die Brusttasche schieben sah und ihn kurze Zeit später mit der Familie in die Gesellschaft fahren hörte. Ich hatte ihm wohl seine Sorge angemerkt, aber doch nicht einen Gedanken gehegt, daß binnen weniger Stunden der Tod diese endigen würde. Freilich habe ich erst nach demselben unsere ganze Zerrüttung übersehen — trotzdem sage ich noch, wir konnten uns durcharbeiten, um so eher, weil wir einen ganz unerwarteten Gewinn erzielten am selbigen Tage, der uns den schrecklichen Verlust einbrachte. Die gute Nachricht kam nur erst andern Tages mit der Frühpost. Ihr Herr Vater war todt und uns wird dieser günstige Coup wohl kaum mehr nutzen. Das jetzt noch Durcharbeiten scheint mir zu den Unmöglichkeiten zu gehören; denn eine wahre Panik ist unter die Leute gefahren

und Jeder wird unter irgend einem Vorwand seine Kapitalien kündigen, sein Geld zurückziehen. Der Herr Baron von Osten hat bereits den Anfang gemacht. Seine Depositen, wozu die Familienjuwelen gehören, verlangte er sofort zurück nebst der Aufstellung seines Contocorrents. Er hat seine Creditbriefe wenig benutzt und viel von uns zu fordern; es ist ein harter Posten."

Leo blickte in's Leere; Alles, was er hörte, war ihm noch so neu, klang ihm so sonderbar, der letzte Name jedoch traf ihn doppelt peinlich. Er mußte sich erst klar machen, wie der in das trostlose Gespräch hineinkam. Aber seine Gedanken verweilten nicht lange dabei, sie hatten ja so viel zu thun, um nur in Etwa das ihm so gänzlich fremde Geschäftliche zu erfassen, oder doch wenigstens zu überblicken, wenn auch die Regulirung des Ganzen erfahrenern Händen zufallen mußte.

Dies ergab sich denn auch im Laufe der nächsten Zeit von selbst.

Der Buchhalter hatte nicht zu viel gesagt. Das anfangs leise erwachte Mißtrauen bei dem jähen Tode des Banquiers war ausreichend gewachsen, um endlich einen Sturmlauf gegen die Bank zu veranlassen. Aber dort war man darauf vorbereitet. Mit einer Energie, wie man sie dem leichtherzigen jungen Manne kaum zugetraut hatte, stand er, den Kopf hoch haltend, seiner Mutter zur Seite. Er war ihr eine Stütze, und sie flößte ihm ihren geraden, starkmüthigen Geist ein. Sie waren Beide darin einig — nur gerade Wege zu gehen, mochten dieselben sie immerhin zu engen, aber rechtlich geordneten Verhältnissen führen. Die Bank wurde geschlossen; die Firma erklärte sich bereit, zu liquidiren.

Das Resultat war thatsächlich weniger schlimm, wie Wolfgangs verzweifelter Schritt die Seinen hatte befürchten lassen. Der einstige Reichthum war allerdings völlig verschwunden; der

von Edelheim sen zumeist aus Schacher, Wucher und Trug aufgeführte Bau, dem goldiger Firniß nachträglich ein stattliches Ansehen gegeben, erwies sich durch die ungezügelte Ehr-, Genuß- und Spielsucht Edelheims jun. untergraben; was ihn noch einigermaßen gestützt, war der Credit und fremdes Geld. Der Credit schwand nun von selbst und das fremde Geld wurde mit Eifer zurückgefordert. Im Allgemeinen drohte bei der jetzigen Liquidation Niemanden bedeutender Verlust. Freilich überstiegen, sobald Isabelle ihre Rechte auf das Gut Reichenau, das ihr einst als persönliches Eigenthum zugesichert worden, behauptete, des Geschäftes Passiva die Activa, jedoch um keine solche Höhe, daß nicht zwischen den Liquidanten und Liquidaten ein gütliches Arrangement zu erzielen gewesen wäre.

Treue Freunde suchten im Interesse Isabellens und deren Kinder das durchzusetzen, nicht ganz ohne Mühe und Kampf, in dem sich als heftigster Gegner Baron v. Osten erwies. Es war, als ob er nachträglich das große Vertrauen bedauere, das er in die Edelheim'sche Firma gesetzt, so scharf ging er jetzt gegen diese an; er mußte es gänzlich vergessen haben, wie befreundet er einst in der Familie des Banquiers gewesen. Er erinnerte sich offenbar nur mehr der geschäftlichen Beziehungen, die er während der letzten Jahre mit dem Bankhause gepflogen. Diese ohne Schaden für sich zu entwirren, schien sein einziges Streben zu sein. Seine Depositen waren ihm sämmtlich zurückgestellt, für die auf sein Conto laufenden beträchtlichen Summen mußte er jedoch mit eintreten in das bezüglich Reichenau zu treffende Arrangement.

Reichenau hatte einige Veränderungen erlebt. Nachdem seine früheren Bewohner es sämmtlich verlassen, hatte Wolfgang auf Reichenau'schem Grund und Boden eine Fabrik erbaut und größere Brennereien angelegt, welche sich gut rentirten. Es war vielleicht der einzige Zweig seiner vielseitigen industriellen Unternehmungen, der bis zuletzt einen reellen Gewinn erzielte, obgleich

dies Geschäft nur nebensächlich betrieben worden war. Haus Reichenau selbst wurde dagegen als Landsitz des Commerzienraths sorgsam verwaltet und verschlang dabei für seine Instandhaltung und Verschönerung ziemliche Summen. Trotzdem stand augenblicklich sein und seiner Ländereien Bodenwerth nicht günstig. Es empfahl sich dieserhalb für keinen der Betheiligten ein Zwangsverkauf. Dennoch schien dies das Ziel, worauf Baron Osten steuerte. Er betrachtete es möglicherweise als eine günstige Gelegenheit, die aneinandergrenzenden Besitzungen Reichenau und Ostenrode zu vereinen.

Andere hatten indeß ein gleich scharfes Auge für solch' persönliche Vortheile und hielten seinen Bemühungen die Wage durch ein Arrangement, nach welchem Reichenau den Edelheims unangefochten verblieb unter der Bedingung, daß die Familie mit dem Weiterbetrieb der Fabrik die Zahlung der Restprocente in festgesetzten Terminen übernehme.

Die Sache ging durch; zu neuem Aufbau blieb dem jungen Edelheim eine kleine Grundlage.

Ließ sich dieser Rest eines stolzen Reichthums im Verhältniß zu jenem auch nur ein geringes Vermögen nennen, auf dem noch überdies Verpflichtungen lasteten, so schützte dies doch andererseits die Familie vor Entbehrungen und bot Leo die Mittel zu einer selbstständigen Existenz und Thätigkeit, vermöge welcher er thatsächlich die Stütze der Seinen werden konnte.

Mit sich selber war er sofort einig, daß dies nunmehr seine nächste Pflicht sei, der das geliebte Studium geopfert werden müsse. Bei aller Einschränkung fehlte auch jetzt zum Studiren das Geld, es fehlte ebenso zur Besoldung eines Geschäftsführers. Das mußte er mit Hülfe eines bewährten Buchhalters selber sein. Er mußte lernen und arbeiten zugleich. Das erstere ermöglichte ihm genügend sein zuverlässiger Beistand, zum letztern stählte ihn sein aufrichtig guter Wille und das Bewußtsein von

Verpflichtungen, die zu lösen er als einen Ehrenpunkt betrachtete.

Sobald nur die erste lähmende Verwirrung überstanden war, hob sich wieder sein elastischer, jugendlicher Geist; kühn faßte er alle Schwierigkeiten in's Auge. Er entwickelte dabei eine ernste Thätigkeit und bewies thatsächlich das, dessen er sich einst bei Tante Gerty gerühmt. Er konnte auch arbeiten, wo's Noth that.

Der Blick darauf war seiner Mutter ein großer Trost in ihrem tiefen Schmerz; sie hatte unter den letzten Ereignissen furchtbar gelitten. Das trostlose Ende Wolfgangs zerriß ihre Seele, wenngleich sie sich mit krampfhafter Hoffnung an die letzten Flüsterworte des Unglückseligen klammerte.

Sie sprach nicht von ihrem gewaltigen Schmerz, aber sie weinte heiße Thränen dem Armen nach, den sie in jungen Tagen so heiß geliebt, daß sie unter seinem Einfluß nahe daran gewesen, ihr eigenes besseres Selbst zu verlieren. Nur mit Anstrengung hatte sie es sich bewahrt — und damit gegen den Strom gearbeitet, von dem ihr Wolfgang unverbesserlich sich treiben ließ; er hatte kläglich Schiffbruch gelitten und mit ihm war all' der schimmernde Flitter zu Grunde gegangen, der sie einst so mächtig verlockt. Sie jammerte nicht darüber; so oft und so schmählich Wolfgang sie getäuscht, sie klagte ihn nie an, sie barg sein Andenken in ihres Herzens Grund und weinte um ihn.

Den Umschlag in ihren glänzenden Verhältnissen ertrug sie hochherzig. Nach dem, was sie erlebt, verlor äußerer Glanz für sie allen Werth. Sie hatte im Laufe der vergangenen Zeit zu tief die Wahrheit des Wortes erprobt: „Nicht Alles, was glänzt, ist Gold." Wie Berge schwer hatte oft genug dieser Reichthum auf ihrer Seele gelastet, seit sie dessen Ursprung erfahren und Kenntniß bekommen von all' dem Fluch, der auf ihm ruhte. Es

war dies Wahrheit, kein Gebild ihrer Einbildungskraft. Sie wußte das, und was je in ihrer Macht stand, mildthätig für die leidende Menschheit zu thun, das hatte sie nie versäumt, beseelt von dem Gedanken, im Kleinen wenigstens das Elend zu sühnen, was große Habsucht verursacht; nichtsdestoweniger hörte sie nie ganz auf, jene rächende Gerechtigkeit zu fürchten, von der es heißt, daß sie die Sünden der Väter an den Kindern heimsuchen werde.

In der That hatte bereits dieser Reichthum ihren Kindern wenig Glück gebracht; eine glückliche Häuslichkeit hatte er illusorisch gemacht, weil des Hausherrn Herz auf andere Freuden und Genüsse ausging. Fremd, kalt war er darüber den Seinen geworden. Wäre nicht allzeit Isabellens erwärmende Liebe gewesen, es hätte den jungen Gemüthern daheim frostig werden und besonders den lebhaften Knaben hinaustreiben müssen in eine Welt, die dem reichen, sich selbst überlassenen jungen Mann nur zu bereitwillig Thür und Thor zum frühen Ruin öffnet.

Für Leo war es ein Glück, daß ein Geist ihn erzog und leitete, der noch Höheres kannte und liebte, als irdische Schätze, welche nun, gerade in seines Lebens Blüthezeit, vor ihm zerstoben wie eine geplatzte, schillernde Seifenblase.

Die blendenden Vortheile, die jene Schätze gewährten — sie hätten ihm jetzt nur sein Unglück fühlbarer gemacht, wenn er nicht gelehrt worden wäre, auch in günstigen Verhältnissen gediegenes Wissen zu erstreben und ernste Arbeit zu lieben.

Das kam ihm jetzt zu Nutzen. Es brachte ihm mehr Glück, wie der Reichthum ihm gebracht. Frischen Muthes nahm er den Kampf mit dem Leben auf. Und er ging dabei mit einer Umsicht und Selbstverleugnung zu Werke, in der Isabelle ihm voll Mutterstolz alle und jede Hülfe leistete.

In übereinstimmender Gesinnung trafen sie die neuen Einrichtungen. Die Ländereien von Reichenau blieben in den Hän-

den der Pächter und die Arbeiten des kostspieligen Verwalters fielen in des jungen Hausherrn eigene Hand. Reichenau selbst ward dessen, sowie seiner Mutter und Schwester Heim.

Das palastähnliche Gebäude in der Stadt, mitsammt der fürstlichen Einrichtung ging in fremde Hände über.

Isabelle verschmerzte das; ebenso that dies Edith. Mit ihr war jedoch seit des Vaters Tod eine eigene Veränderung vorgegangen.

Der furchtbare Anblick, der ihr damals zuerst geworden, der grelle Abstich zwischen den prunkvollen Festfreuden, die sie eben verlassen, und dem entsetzlichen Elend, unter dem ihr Vater während derselben Zeit gerungen — das war zu viel gewesen für ihre zarte Constitution. Sie war unter diesem Entsetzen zusammengebrochen, und es hatte vieler Stunden bedurft, bis sie wieder zum vollen, klaren Verständniß des Vorgegangenen kam. Von jener Zeit an kränkelte sie; ihre feine Gesichtsfarbe ward fast durchsichtig, aber — ungleich ihrer Mutter hatte sie wenig Thränen. Vielleicht weinte sie im Innern. Wenigstens lag geraume Zeit lang in ihrem jungen Gesicht ein Ausdruck, daß man ihr hätte zurufen mögen:

Gib Deinen Schmerzen Worte!
Harm, der nicht spricht,
Erstickt das volle Herz
Und macht es brechen. Schiller.

Nur allmählich wich bei Edith diese starre Ruhe, sie blieb indeß ungemein still und sanft. Das Vertauschen der luxuriösen Stadtwohnung mit dem ländlichen Heim schien ihr ordentlich willkommen. Ihr bescheidener Sinn neigte einer einfachen Lebensweise zu, selbst abgesehen davon, daß ihre jugendliche Phantasie den Reichthum fast gehaßt, weil sie in ihm die Schranke gesehen, welche sie von demjenigen geschieden, den sie liebte. Vielleicht dachte sie daran, wie Josef und sie nunmehr im Leben gleichge-

stellt seien, vielleicht schöpfte ihre Harmlosigkeit aus dieser Erwägung ein gut Theil Ergebung. Allerdings kam nie eine darauf hindeutende Silbe über ihre Lippen, aber, seit die Uebersiedelung beschlossene Sache war, erholte sie sich und betrieb selbst die nothwendigen Reisevorbereitungen.

Noch vor dem Frühjahr war Alles überstanden, die neue Heimath bezogen.

Isabelle fühlte sich zufrieden in der Heimstätte ihrer Kindheit, obgleich sie nicht mehr ganz die damalige Behaglichkeit bot denn um Ersparnisse zu machen, hatte man in dem Herrenhaus noch Wohnungen für einige der Angestellten bei der Fabrik eingeräumt, wie denn auch die Nähe der letzteren selbst manche Schattenseite ergab, wenigstens im Vergleich zu dem an äußeren Vorzügen so reichen Leben der letztverflossenen Zeit.

Doch die lag nun hinter ihnen — eine neue that sich vor ihnen auf. — Daß in dieser die ärmlichen Verhältnisse der Fabrikarbeiter, selbst für ihre bescheidenen Mittel, ein weites Feld zu segensreichem Wohlthun bieten werden, erleichterte Isabelle die Veränderung in der eigenen Lage. Nicht grollend, ergeben in den, Vielen unendlich herb erscheinenden Wechsel ihres Geschicks, fand sie sich mit den Ihren in die Forderungen und Selbstverläugnungen einer einfachen, bescheidenen Existenz.

XIX.

Ein trüber Herbsttag.

> Wenn Du geglaubt, ich werde
> eine Rolle
> In Deinem Spiele spielen, hast
> Du Dich
> In mir verrechnet. Mein Weg
> muß gerad sein.
>
> Schiller.

Frühling und Sommer waren in's Land gegangen. Die kleine Familie hatte sich in Reichenau vollständig eingelebt. Es erwies sich als ein stilles, thätiges und, soweit der aus den jüngsten Erlebnissen noch herrührende Druck dies gestattete, glückliches Leben, das Mutter und Kinder führten. Der junge Fabrikherr gewann schnell bei Alt und Jung große Beliebtheit; sein frisches, leutseliges Wesen sprach an; die Pächter kamen gut mit ihm überein, und die Fabrikarbeiter liebten ihn als einen ebenso gerechten, wie fürsorglichen Herrn; sie hatten Verständniß für seinen Vortheil, weil er Sinn für ihre Bedürfnisse und Sorgen bewies. Lehrling und Meister in einer Person, strebte Leo mit anerkennenswerthem Fleiße und starkmüthiger Beharrlichkeit, sei-

nen doppelten Verpflichtungen gerecht zu werden. Sein Streben krönte Erfolg, und der Erfolg hob wiederum seinen jungen Muth· Hoffnungsvoll und mit stiller Genugthuung sah er, daß die Fabrik ihre Rentabilität bewahrte, und das Geschäft blühte.

In dieser Gemüthsstimmung wähnte er bereits, die Schatten weichen zu sehen, die auf seine Bahn gefallen und ihn in diesen Lebensberuf gedrängt hatten. Wenngleich er sich diesen, ohne die Macht der Verhältnisse, wohl niemals gewählt haben würde, so begann er jetzt doch, ihn lieb zu gewinnen. Entschädigte ihn doch stets für eine mühsame Tagesarbeit die traute Häuslichkeit der Seinen, von welcher er jede materielle Sorge fern zu halten vermochte.

Es war in der That ungemein behaglich in dem gemeinsamen Wohnzimmer auf Reichenau, demselben, in dem vor Zeiten Isabellens Eltern inmitten ihres Familienkreises gewaltet. Gestorben und in der weiten Welt zerstreut waren sie nun alle aus jenem Kreis, bis auf die Eine, welche allein heimgekehrt war.

Diese und ähnliche Erinnerungen mochten durch deren Seele ziehen, da sie eines schönen Spätsommerabends allein in der alten, tiefen Nische des Fensters saß, vor dem wieder wie ehemals Blumen blühten. Sie blickte über diese hinweg, hinunter in die Gartenanlagen, über welche sich langsam die Dämmerung niedersenkte. Träumerisch beobachtete sie die fahlen und gelben Blätter; der Wind hatte dieselben frühzeitig von ihren grünen Gefährten getrennt und wirbelte sie vor sich her die Pappelallee entlang.

Während Isabelle diesem Spiele nachdenklich zuschaute, gewahrte sie einen Fremden die Allee herauf dem Hause zukommen. Es war ein Mann schon in vorgerückten Jahren, obgleich seine äußere Erscheinung solch' modernen Zuschnitt hatte, wie die Jugend ihn liebt. Indeß die Haare des Fremdlings waren grau, was sich trotz dem breiten Reisehut erkennen ließ, der sein Gesicht beschattete.

Er schaute sich ziemlich neugierig die ganze Umgebung an, mußte sich aber zu orientiren wissen; denn den nach der Fabrik abgehenden Weg links liegen lassend, kam er sichern Schrittes auf das Haus zu.

„Er wird zu der Familie des Werkmeisters wollen," dachte Isabelle, „man erwartet ja dort einen Gast."

Mit diesem Gedanken wandte sich ihr Sinnen andern Dingen zu, wenig vermuthend, daß der Fremde ihr eigener Gast zu sein begehrte. Er stand bereits vor ihrer Thür und öffnete dieselbe dreist, da ihr sein leises Anklopfen entgangen war. Vom Garten aus hatte er sie bemerkt und seine Schritte danach gelenkt. Sobald die Thüre nun leise aufknarrte, bemerkte Isabelle auch ihn und erschrocken sprang sie von ihrem Sitze auf. Der Besuch aber that sehr bekannt. Rasch, unter einer chevaleresk sein sollenden Verbeugung trat er vor und bot ihr die Hand, indem er mit angenommenem französischen Accent sagte:

„Madame, ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen! Auf den ersten Blick habe ich Sie wieder erkannt — darf ich hoffen, daß auch Madame sich noch meiner erinnert?"

Isabelle blickte dem Fremden starr in's Gesicht. Sie erinnerte sich nicht, dasselbe jemals in ihrem Leben gesehen zu haben, und doch intriguirten sie die unstäten Augen ungemein, welche bald mit Blitzesschnelle in dem ganzen Zimmer umherzuschweifen, bald fest auf ihr Gesicht geheftet schienen.

Es wurde ihr unheimlich zu Muth, dennoch sah der Mann in seiner Kleidung so anständig, ja selbst soignirt aus, daß sie, vollständig im Zwiespalt mit sich selbst, nur äußern konnte, wie sehr ihr Gedächtniß sie im Stiche lasse. Mit der größten Höflichkeit begegnete er dieser ihrer Erklärung, indem er sagte:

„Ich bringe ihnen Grüße von meiner Tochter Gerty. — Mein Name ist Dorner."

Wie er den Namen nannte, erinnerte sich Isabelle seiner und

ein ungemein peinliches Gefühl erwachte in ihr. Sie wunderte sich indeß keineswegs, daß sie in ihrem Besucher den Mann nicht wiedererkannt hatte, den sie nur einmal gesehen, damals, als er mit verzerrten Zügen, ein Bild wilden Zornes ihr ganzes Haus verwünschte. Von jener abstoßenden Erscheinung ließ sich in dem vor ihr stehenden Manne mit dem leicht höflichen, französirtem Wesen auch keine Spur wiederfinden außer — den scharfen, unheimlichen Augen.

Der lauernde Blick einer Katze, die mit der gefangenen Maus noch ein wenig spielt, um sich an der Angst des Opfers zu weiden, lag in Monsieur Dorners Augen, während er bei seiner Erklärung Isabellen ansah.

Er war überzeugt davon, daß sein — des Verschollenen, oder wie er sich selbst spöttisch seinen Kindern gegenüber zu nennen beliebte, des Verfehmten — Besuch der stolzen Frau Commerzienrath bei ihren gedrückten Verhältnissen nicht angenehm sein werde. Zudem hatte ihn seine Tochter darauf aufmerksam gemacht. Das irritirte ihn aber nicht im mindesten. Er hatte auf Reichenau Geschäfte und nur aus Höflichkeit führte er sich mit einem Gruße Gerty's ein.

Der Gruß gab Isabelle ihre Haltung zurück. So unangenehm und unwillkommen ihr ungebetener Gast war, um seiner Tochter willen mußte sie ihn ertragen. Sie ersuchte ihn freundlich, Platz zu nehmen und bot ihm einige Erfrischungen an. Geschmeidig lehnte er dies ab, sie damit verhindernd, das Zimmer zu verlassen.

„Nein, nein, Madame, ich danke für Alles. Unten im Dorfe habe ich meinen Wagen zurückgelassen, und gedenke, zeitig nach der Stadt zurückzukehren. Ich will Sie nicht lange belästigen. Ich freue mich, Sie allein angetroffen zu haben; denn ich habe mit Ihnen ein kleines Geschäft abzuwickeln. Zwar könnte ich dieserhalb auch an einer anderen Thüre anklopfen, aber ich komme

zuerst zu Ihnen, weil Sie gut gegen meine Kinder gewesen sind. Sie sehen," fuhr er fort, während er nun bequem Platz nahm, „Sie sehen — ich bin erkenntlich und doch nicht ganz der Rabenvater, zu dem meine eigenen Kinder geneigt sind, mich zu stempeln; sie thun mir eben unrecht!"

Isabelle hatte gleichfalls, wenn auch nicht ohne innere Aufregung, ihren Platz wieder eingenommen. Der Mann ekelte sie, ungeachtet seiner angenommenen bessern Manieren, an; sie wußte zu genau, wie schmählich er Weib und Kinder verlassen und vernachlässigt hatte. Er mochte ihre Gesinnung errathen; denn er fuhr unbeirrt fort:

„Ma foi! An den Verhältnissen, nicht an mir lag die Schuld! Ich habe das Weite gesucht, weil ich für die Meinen nichts thun konnte, später, als ich dies vermocht hätte, bedurften sie es nicht mehr; sie wollten selbst nicht mehr viel von mir wissen, obgleich ich mittlerweile ein gemachter Mann geworden bin. Ja, Madame, das bin ich!" wiederholte er mit widerlichem Hochmuth. „Eine lange Geschichte liegt hinter mir. Ich werde sie Ihnen erzählen, Frau Commerzienrath."

Isabelle konnte eine Bewegung der Ungeduld hier nicht zurückhalten. Monsieur Dorner sah es und lächelte boshaft:

„Zu Anfang ist sie allerdings langweilig, aber sie wird interessant, und Sie, Madame, müssen dieselbe hören."

Voll fiel dabei der Strahl seines lauernden Blickes auf die arme Frau, die sich wie von einem Bann umstrickt fühlte. Sie wußte selbst nicht warum, aber ein unbeschreibbares Vorgefühl von Kummer bemächtigte sich ihrer; sie fühlte, daß dieser Mann ihr ein Leid bringen werde.

Er sah ihre Unruhe und schien sich der Angst seines Opfers zu freuen; denn gemächlich fuhr er in seinen Auseinandersetzungen fort:

„Ich muß etwas weit ausholen, viele Jahre zurückgreifen bis

zur Zeit, da ich noch jung war — so ungefähr zwanzig Jahre alt, ein flotter Bursche. Wir lebten damals ziemlich entfernt von hier in M. Ich besaß daselbst einen Freund von meinen Knabenjahren an. Wir waren einander sehr zugethan, obgleich in unserer äußern Lebenslage ein großer Unterschied bestand. Meine Eltern befanden sich in günstigen Verhältnissen, die seinen in — wenigstens anscheinend ärmlichen. Sie hielten einen kleinen Kram in der Judengasse, waren aber ungemein thätige, schlaue Handelsleute.

„Ihr Knabe hatte diese beiden Eigenschaften von ihnen geerbt, dazu Habsucht und Ehrgeiz. Er war ein Streber, er wollte stets hoch hinaus und brachte es auch bald, gerieben wie er war, zu Etwas in der Welt.

„Das Schicksal führte ihn und mich in spätern Jahren wieder zusammen hier in dem nahegelegenen großen D. Er war zu dieser Zeit bereits ein angesehener Kaufmann, hatte ein stattlich Comptoir und Einfluß in der Geschäftswelt. Ich hingegen befand mich in minder günstigen Umständen; mein elterliches Vermögen war mir etwas zu schnell durch die Finger gerollt und ich war ohne Stellung. Mein einstiger Freund gab mir einen Posten auf seinem Comptoir. Um diese Zeit verheirathete ich mich. Ich holte mir meine Frau aus der alten Heimath — sehr gegen den Willen der Ihrigen.

„Dieselben hatten viel an mir auszusetzen und gaben uns nichts mit als schlechte Prophezeiungen. Ich machte mir Nichts daraus; ich war leichtlebig — Viele nannten es leichtsinnig, aber gleichviel, selbst meine Feinde mußten mir lassen, daß ich nicht ohne Geschick und gut zu gebrauchen sei. Mein einstiger Freund und neuer Chef nützte das aus, doch bezahlte er gut. Auch sah er darüber hinweg, daß ich allmählich lernte mitunter ein wenig über den Durst zu trinken. Er lächelte zuweilen gar über diese kleine Schwäche. Mein Weib dagegen weinte zuweilen darüber

— im Ganzen kamen wir jedoch gut überein und lebten anständig von meinem Gehalt.

„Nach etwa zehn, zwölf weitern Jahren, in deren Verlauf das Haus meines Chefs immer höher gestiegen war, that meine Frau eine Erbschaft. Es war eine ansehnliche Summe, die uns dadurch zufiel, und mir natürlich sehr daran gelegen, dieselbe günstig zu verwerthen. Was lag da näher, als meinen speculativen Chef und einstigen Freund zu Rathe zu ziehn? Wirklich freundschaftlich nahm er sich auch meiner an. Launig meinte er: Das Geld falle mir in günstiger Stunde zu; denn ich dürfe mich nur durch Ankauf von Aktien an der B.'schen industriellen Gründung betheiligen, um in rapidem Umschlage das Doppelte zu gewinnen; denn als Freund wolle er mir im Geheimen vertrauen, daß diesen Papieren in wenigen Tagen eine bedeutende Werthsteigerung gewiß sei. Er selbst habe dieserhalb für sich angekauft, was zu haben gewesen. Er zeigte mir auch flüchtig die Aktien — aber meine vorsichtige Frage, ob er davon ablassen wolle, verneinte er, meinend, so weit gehe die alte Freundschaft denn doch nicht! Indeß wolle er mir verrathen, daß Levy III. gleichfalls von jenen Speculations-Papieren gekauft habe und sie möglicherweise mit einem kleinen Gewinn losschlagen werde. Ich solle probiren, dort anzukommen; denn mir gönne er lieber den Gewinn, wie dem schmierigen Filz.

„Ich kannte meines Prinzipals Zorn auf Levy III. und dachte bei mir: „Na, der schlaue Fuchs schlägt wieder zwei Fliegen mit einem Schlag. Um Levy Eins zu versetzen, hilft er Dir."

„In vollem Eifer suchte ich den kleinen Levy auf — ich fand ihn nicht sehr geneigt, auf meine Nachfrage nach den B.'schen Industrie-Aktien einzugehen; endlich gab er indeß zu, daß er mir solche vielleicht bis andern Tages beschaffen könne, ich möchte dann wieder vorsprechen.

„Am folgenden Tage zeigte sich Levy denn auch traitabler, er

war entschlossen, sich von seinen Aktien zu trennen und verkaufte sie mir zum höchsten Cours. Einige Wochen später waren dieselben — werthloses Papier und unsere ganze Erbschaft war pleite gegangen, wohin? — In meines sehr ehrenwerthen Chefs eigene Tasche!"

Monsieur Dorner machte eine Kunstpause, ehe er fortfuhr:

„Das war die volle Wahrheit — ich erfuhr sie aber erst allmählich. Im ersten Zorn war ich nur wüthend über den schlechten Rath meines Chefs. Was aber wollte ich machen? Der Schurke setzte mir die größte Kaltblütigkeit entgegen, indem er die verunglückte Speculation, meinen und seinen Verlust beklagte!

„Seinen Verlust! Der Schuft! Er hatte mit dem von ihm offen verachteten Levy unter einer Decke gesteckt und mir durch diesen sein eigenes, damals schon werthloses Papier verkauft — er sah den kommenden Ruin der B.'schen Gründung voraus und suchte Einen, dem er den Schaden übertragen könne. Gleich hundert andern Opfern vor mir, fiel auch ich ihm in die Hände. Dabei blieben noch meine eigenen gebunden, obgleich mir die Augen aufgegangen waren. Ich konnte gar nichts thun. Beweise hatte ich keine, — Vermuthungen über die an mir begangene Schlechtigkeit durfte ich nicht einmal laut werden lassen, wollte ich zu unserm verlornen Kapital nicht auch meine Stellung riskiren.

„Dennoch konnte ich meinen Argwohn nicht ganz verbergen. Ich wurde meinem Chef mißliebig; er behauptete jetzt plötzlich: ich sei der Flasche zu hold. In der That trieb mich Wuth und Aerger zum Trunk. Aber meine Arbeit vernachlässigte ich nicht — ich wollte auf dem Comptoir bleiben und die Augen offen halten, ja, Spiondienste sollten sie thun, um mich dereinst zu rächen. Es kam jedoch anders. Ich wurde in Stellvertretung als Cassirer gebraucht und während dieser meiner zeitweiligen Thätigkeit kam ein kleiner Kassendefect vor. Wie dies ge-

schah, ist mir bis heute unerklärt geblieben. Der Chef machte kein Aufhebens davon, er wolle — so erklärte er mir unter vier Augen — er wolle nicht einer solch' unbedeutenden Summe halber, deren Verlust einzig meiner Nachlässigkeit, die sich durch mein zunehmendes Trinken immerfort steigere, zuzuschreiben sei, sein ganzes Comptoir- und Dienerpersonal in Aufregung bringen, sondern schweigen und mich entlassen!

„Ich ward wirklich entlassen und wie! Beladen mit einem Verdacht, den Niemand aussprach und Jedermann hegte! — Es ist was Entsetzliches," fuhr Dorner fort, „um solch eine ungreifbare Beschuldigung. Obgleich unerwiesen, nicht einmal untersucht, glaubt sie doch Jedermann, wenn der Verfehmte ein armer Teufel ist. Der kann gar nichts machen gegen einen großen ehrenreichen Herrn, ist dieser auch zehn Mal ein Lump. Nirgends kam ich an, und was das Schlimmste war, ich fand auch auf keinem andern Comptoir mehr Beschäftigung. Das gütige Zeugniß meines Chefs: Er ist ein armer Mensch — er trinkt zu viel! schloß mir überall Thor und Thür. Es blieb mir Nichts als auf Rache zu sinnen und unterdessen meinen Zorn wirklich zu vertrinken. Ich sank in der That zu einem jammervollen Menschen herab und brachte meine Familie in's Elend.

„Mittlerweile aber stieg mein Jugendfreund immer höher; denn bei uns Beiden traf eben der Spruch zu:

„Durch zerlumpte Kleider sieht man die kleinsten Laster, lange, reiche Pelzmäntel verbergen Alles. „Beschlagt die Sünde mit Gold, so wird die starke Lanze der Gerechtigkeit brechen."*)

„Ja, ja, so ist's. Ich sage es Ihnen. Im Laufe der Zeit war mein Freund ein reicher, vornehmer, mit Titel und Ehren bedachter Herr geworden, man nannte ihn einen großen Banquier und sein hoffnungsvoller Sohn führte sogar eine Baronesse als Gattin heim.

*) Shakespeare.

„Jetzt wird Ihnen vielleicht die Sache bekannt, Madame? Sie erinnern sich, wann und wo Sie mich zum ersten Male sahen? Die Räder Ihres Brougham hatten meines Kindes Glieder zerquetscht, und Ihr Herr Gemahl war bereit, Schmerzensgelder zu zahlen. Bei dieser Gelegenheit kam ich wieder einmal in das Haus meines alten Freundes, des Banquiers Salomon Edelheim, alias Salmy Ettel. Das Haus war nicht mehr, wie ich es verlassen hatte; größer, pompöser war es geworden, auch ein junger Chef, Ihr Herr Gemahl, Madame, hatte bereits das Ruder in der Hand. Ich nahm mir die Freiheit, ihm meine Geschichte zu erzählen, wie ich sie Ihnen soeben mittheilte. Er lachte mich aus — und sprach von Gebilden eines durch das Delirium tremens erschütterten Hirns, zahlte mir aber ein sehr reichliches Schmerzensgeld, damit ich mir vermöge dieses Hülfsmittels in einer andern Stadt ein neues Unterkommen suchen könne. Ich habe jenen Rath befolgt, meine Rache aber darüber nicht vergessen. Um diese auszuführen, sollte mir das Edelheim'sche Geld dienen. Es half mir auch thatsächlich, die unterste Stufe der nunmehr erklommenen Leiter zu erfassen. Anfangs zwar spielte mir die Welt noch übel mit. Ich ging nach London und Paris, woselbst ich mich eine Zeit lang nur eben so durchschlug. Zuletzt jedoch begünstigte mich Fortuna. Ich fand Anstellung in einem Pariser — Haus — ich sage Ihnen — in einem brillanten Geschäft. Ich habe es dort zu Etwas gebracht, wie Sie sogleich hören werden," fügte er, sich in die Brust werfend, bei. „Doch vorerst muß ich Sie etwas über unser Geschäft orientiren. Monsieur Dufaux war dessen Besitzer und seine Gattin, eine kluge, thätige, charmante Frau die Seele des ganzen Etablissements. Die Geschäfte, die wir im Comptoir erledigten, wurden in ihrem Salon eingeleitet. Mit bewunderungswürdigem Geschick dirigirt sie noch das Ganze, dabei ist sie eine feine, gewandte Dame; sie kennt die vornehme Welt, und die vornehme Welt

kennt sie. Fürsten, Grafen und Geldbarone frequentiren ihren Salon und wer immer von den hohen Glückskindern sich in momentanen Geldverlegenheiten befindet, wie sie Ehrenschulden und dergleichen mit sich bringen, der nimmt seine Zuflucht zu Madame Amélie. Sie weiß immer Rath, sie hilft, wenn man nicht gern die eigene Familie oder Casse des Rentmeisters oder die Geschäftscasse in Anspruch nimmt. Man gibt dann nur Familienjuwelen oder den neuen Schmuck einer liebenswürdigen Gattin Madame Amélie in Bewahrung. Diese überreicht ihn unserm Comptoir, und nun beginnt unsere Thätigkeit. Wir besorgen den gleichen Schmuck ganz in derselben Goldfassung — nur in unechten Steinen. Ich sage Ihnen — in vollendeter Imitation, so täuschend, daß schon manche vornehme Dame damit in ihren Gesellschaften brillirt hat, völlig ahnungslos darüber, welch' ein Tausch mit ihren Steinen stattgefunden hatte. Ja, manche Dame hat selbst schon in kleinen Verlegenheiten Madame Amélie's Vermittlung in Anspruch genommen. Sie ist die Discretion selbst und beutet keine Verlegenheit aus; sie macht nur unser Geschäft.

„Sie giebt nebst dem oder auch ohne den — wie das eben gewünscht wird — imitirten Schmuck die erbetene Darlehnssumme und verwahrt die echten Juwelen als Pfand bis zu einem bestimmten Termin. Werden dieselben bis dahin nicht wieder ausgelöst, so fällt der Profit dem Geschäfte zu — werden sie ausgelöst, dann begnügt dieses sich mit Procenten. Solche gibt man ja bereitwillig, sobald die momentane Verlegenheit überstanden ist, die ja zuweilen selbst bei den vornehmsten Herrn sich einstellen kann, besonders dann, wenn sie eine kleine Spielliebhaberei besitzen. Und dies ist häufig der Fall — ich versichere Sie, Frau Commerzienrath, ich sah bei Madame Amélie schon eine ganz auserlesene Gesellschaft nobler Herren; einst hatte ich auch das Glück, einen Landsmann und alten Bekannten darunter zu

entdecken — Ihren Herrn Gemahl, Frau Commerzienrath. Wahrhaftig, ich habe Herrn Wolfgang sofort wieder erkannt, obgleich ich ziemlich entfernt von ihm in einer Nebenstube stand. Er sah mich nicht, ich aber sah ihn und ich sah nachher auch Ihren prächtigen, werthvollen Schmuck, Madame, für welchen der Herr Commerzienrath eine modernere Fassung wünschte und dieserhalb unsere Vermittlung in Anspruch nahm. Nicht wahr, wir haben den Auftrag gut ausgeführt? Sie erinnern sich doch — es war vor zwei Jahren im Winter!"

Die arme Isabelle erinnerte sich sehr genau. Todtenbleich war sie den wortreichen Erklärungen ihres grausamen Peinigers bisher gefolgt. In der steten Erwartung, daß irgend ein Schlag für sie kommen werde, hatte sie nicht gewagt, den Sprecher zu unterbrechen; auch jetzt starrte sie ihn wortlos an. O, sie erinnerte sich sehr genau, wie Wolfgang ihren Schmuck nach Paris kommen ließ, weil er behauptete, derselbe müsse anders, und zwar theils für sie, theils für Edith passend gefaßt werden. Sie hatte eine neue Fassung überflüssig gefunden, sich jedoch nach seinem Willen gefügt; sie hatte sich selbst damit zufrieden gegeben, als unter der Bemerkung, für Edith solle ein ganz neuer Schmuck in der Vaterstadt bestellt werden, nur ein Theil ihrer Juwelen zurückkam. Sie kam auch mit dem Wenigern aus — daß dies aber unächt heimkehrte, davon hatte sie nicht die leiseste Ahnung gehabt, und in dem Gedanken, daß sie diese Täuschung in den feinsten Gesellschaften getragen, färbten sich jetzt noch ihre Wangen mit Schamröthe.

Es sollte aber noch besser kommen. Ihr Peiniger gönnte ihr nur etwas Zeit, um seine Mittheilungen zu verkosten.

„Sie müssen unendlich reich gewesen sein an Juwelen, Frau Commerzienrath; denn selbst Madame Dufaux staunte über die zweite Sendung, welche Ihr Herr Gemahl ein Jahr später, nicht lange vor seinem Tode, uns durch eine Vertrauensperson

zusandte. Er verpfändete sie bis diesen Herbst und bestellte vollständige Imitation. Dieselbe machte einige Schwierigkeit, denn der Schmuck war so alterthümlich, aber süperb. Gewiß ein Erbstück der Familienjuwelen aus Ihrem Elternhause? Ich dachte das wenigstens, weil sich unter den Pretiosen in den modernen Etui's gelegentlich ein solch antikes Stück fand, bei dem aus den Steinen eine Freiherrnkrone geformt war. An einem der kostbaren Collier entdeckte ich auch im Innern des Schlosses wieder dieselbe Krone nebst den verschlungenen Initialen: S. v. O. Es ist dies gewiß ein, dem Reichenau'schen Familienschmuck zugebrachtes Stück, oder sollte die Initiale etwa — Sibylle v. Osten heißen? und sämmtliche Juwelen diejenigen des Baron v. Osten sein? Während dessen Reisen waren dieselben ja wohl, wie mir Gerty gesprächsweise bestätigt hat, in der Bank deponirt?"

Nun war der Schlag gefallen; er traf hart. Ein plötzliches, grelles Licht leuchtete vor der gequälten Frau auf. Sie wußte, daß dieser zuletzt verpfändete Schmuck nicht der ihre gewesen — es mußte derjenige Ostens sein. Das Gefühl der Schmach überwältigte sie, sie begrub ihr Gesicht in den zitternden Händen.

Aus Monsieur Dorners lauernden Augen blitzte Triumph. Er hatte sein Opfer genau beobachtet, und was bisher nur kühne Combination gewesen, wurde ihm jetzt zur Gewißheit.

„Ja," sagte er nunmehr kalt und scharf: „Wir wollen keine weitern Umschweife mehr machen. Herr Wolfgang Edelheim hat die Osten'schen Juwelen vertauscht und verpfändet. Die Einlösungsfrist geht mit nächstem Monat zu Ende — wir hätten sie stillschweigend können ablaufen lassen, aber ich wollte das nicht; denn Sie müssen wissen, Madame, ich bin jetzt der Besitzer des Dufaux'schen Geschäfts — mein alter Prinzipal starb vor Jahresfrist und ich habe die Wittwe geheirathet. Als nunmehriger Chef besitze ich natürlich genaue Kenntnisse über unsere Kunden,

zu welchen, wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu erklären, der Herr Commerzienrath zählte. — Ich hätte jetzt mit ihm Abrechnung halten können — leider hat er sich derselben entzogen. — Es bleibt mir freilich noch, direkt Herrn v. Osten über den ihm gespielten Betrug aufklären zu können — indeß, Madame, ich sagte es Ihnen schon: Sie waren einst gut gegen meine Kinder — Ich bin Ihnen wieder gut. Ich komme zuerst zu Ihnen — wir werden hoffentlich einig, die ganze Sache läßt sich begraben, wenn ich — schweige. Die Imitation der Steine dürfte so bald nicht entdeckt werden, geschieht es in späterer Zeit, so wird der Beweis schwer zu erbringen sein, wann der Betrug stattgefunden hat. — Ich biete Ihnen mein Schweigen an, was bieten Sie mir dagegen?"

Isabelle erholte sich langsam von der furchtbaren Gemüthserschütterung, aber alle ihre Glieder bebten noch. Sie hatte Mühe, einen klaren Gedanken zu fassen, obgleich sie tief die Nothwendigkeit fühlte, auf ihrer Hut zu sein. Sie kämpfte ihre innere Entrüstung nieder.

„Lassen Sie mir Zeit, Herr Dorner," antwortete sie langsam, „Zeit bis morgen. Ich muß mit meinen Kindern überlegen, auf welche Weise der Herrn v. Osten zugefügte Schaden sich ersetzen läßt!"

Dorner lachte sarkastisch:

„Den Schaden zu ersetzen — dürfte Ihr ganzes Reichenau drauf gehen und dies Opfer" — seine Stimme senkte sich — „wird, wie Sie wohl bedenken mögen, überflüssig, sobald ich schweige. Jedoch will ich dies Ihrer Erwägung überlassen. Ich fahre jetzt zur Stadt zurück. Bis morgen haben Sie Zeit. Alsdann komme ich mir Ihre Antwort holen. Für jetzt habe ich die Ehre, mich zu empfehlen."

Er sagte dies Alles geschmeidig, aber nicht ohne merkbare Kälte. Er hatte Isabellens Antlitz scharf beobachtet und bei

ihrer Antwort war ein gewisses Mißbehagen in seinen verschmitzten, verschlagenen Mienen hervorgetreten, das in Worte übersetzt, etwa lauten mochte: Wahrhaftig, diese einfältige Tugendheldin wäre im Stande, sich selbst dem Ruin auszuliefern — sie hat nichts von Madame Amélie's unternehmendem Geiste und weitem Gewissen, sie gehört zu den Thörinnen, mit solchen ist kein Geschäft zu machen.

Er hatte sich bei seiner Abschiedsrede erhoben und bot Isabelle die Hand. Von Thränen geblendet, sah oder wollte diese das nicht sehen.

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie zunächst mir die Mittheilung machten," — sagte sie tonlos. „Wir werden Ihnen erkenntlich sein und hoffentlich morgen die Sache ordnen können. Noch sehen Sie mich durch das Vernommene völlig betäubt!"

„Fassen Sie sich, Madame; es wird morgen besser sein. Ich stehe Ihnen alsdann zu Diensten."

Er verbeugte sich wieder und ging.

Sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen, brach Isabelle in ihrem Sessel zusammen. Sie hätte aufschreien mögen vor wildem Schmerz. Angesichts dieser neuen Enthüllung fand sie sich rathlos. Sie war ganz allein. Edith war hinüber zu den Miteinwohnern gegangen, um dort den Abend zu verbringen. Ihre Abwesenheit war Isabelle lieb, das zarte Kind mußte geschont werden, dagegen vermißte sie Leo schwer. Derselbe befand sich auf einer kleinen Geschäftstour und konnte vor andern Morgen nicht zurückerwartet werden. Es däuchte ihr erdrückend, so lange die neue, furchtbare Sorge tragen zu sollen — sie kam sich fast vor, wie eine an dem Betrug Mitschuldige, obwohl sie erst seit einer Stunde darum wußte. Keinen Augenblick fand der von Dorner angeregte Gedanke, ein betrügerisches Spiel zu treiben und die Wahrheit zu verbergen, Eingang bei ihr — aber die bittere Nothwendigkeit, Osten jene Enthüllung machen zu

müssen, drohte ihr wie ein Gespenst. Plötzlich bemächtigte sich ihrer eine neue, jähe Angst. Sie kannte ja Dorners Gemeinheit genügend, deshalb trat ihr der eigenthümliche Ton, in dem er zuletzt gesprochen, beängstigend in's Gedächtniß. Wie, wenn der perfide Patron heute noch, statt nach der Stadt — nach Ostenrode fuhr, um dort seine Kenntnisse zu verkaufen? — Hatte sie ihm doch keinen Preis dafür geboten.

Die Möglichkeit, daß er denselben nun auf anderm Wege ohne Zeitverlust suchen könne, lag nahe, und die daraus entspringenden Folgen thürmten sich vor Isabellens Geist zu wilden Schreckgestalten. Die Enthüllung konnte Osten noch heute nach der Stadt treiben, um den Schmuck prüfen zu lassen und den Betrug anzuzeigen. War aber einmal die Kunde davon in die Oeffentlichkeit gedrungen, war das Rad einmal in's Rollen gebracht — dann fiel auch rettungslos Schmach und Schande über ihre Kinder.

Sie konnte den Gedanken nicht ertragen. Gab es denn keine Abwehr mehr? Vielleicht — wenn sie selbst sogleich nach Ostenrode ging, dort die Wahrheit bekannte, Ersatz anbot und um Rücksicht für ihre Kinder bat? Dies konnte vielleicht einen allzu raschen Schritt verhindern, welchen der morgige Tag nicht mehr ungeschehen zu machen vermochte!

Thränenlos starrte Isabelle hinaus in's Freie. Es dämmerte bereits stark. Das schreckte sie nicht. Ostenrode konnte sie in einer starken halben Stunde erreichen; sie kannte ja den nächsten Weg. Der Gedanke erstarkte zum Entschluß. Was sich immer dagegen in ihrer Seele erhob, das wollte sie überwinden. Sie durfte den Stolz nicht sprechen lassen — sie mußte sich demüthigen um ihrer Kinder willen. Die Mutterliebe ließ sie die Vergangenheit vergessen und das Opfer bringen — als Bittende nach Ostenrode zu gehen und die Nachsicht des Mannes zu erflehen, von dem sie wußte, daß er ihr grollte.

XX.

Gänzlicher Ruin.

> Wenn der Widerstand vergebens ist, unterwirft sich die Weisheit; die Thorheit sträubt sich, die Schwäche klagt, die Niederträchtigkeit schmeichelt — der edle Stolz schweigt.
>
> Coutelle.

Allgemach wurde er fester, der eilige Schritt Isabellens, mit dem sie, den Garten durchschreitend, die Richtung nach Ostenrode einschlug. Es war lange her, seit sie diesen Weg zum letzten Male gegangen!

Seit ihrer Mädchenzeit nicht mehr! Sie mochte daran denken; vergessene Bilder tauchten in ihrer Erinnerung auf. W[illegible] fröhlich und glücklich war sie in jungen Tagen hier umher gewandert, neben ihren Geschwistern und Bruno Osten, dem beständigen Spielgefährten, und dann — nun kam sie gerade an der Stelle vorüber, wo Osten sie einst mit seiner Werbung überrascht, wo sie ihm gesagt, daß sie Wolfgangs glückliche Braut sei!

Wolfgang! Sein Name, sein Andenken brannte in ihrer Seele — sie sah es mit Schmach und Schande befleckt. Dennoch ge=

dachte sie seiner, sie hatte ihn ja einst geliebt — er war der Vater ihrer Kinder. Unaufhaltsam flossen ihre Thränen; sie konnten ungestört fließen. Die Schatten der heranrückenden Nacht senkten sich bereits dunkel über die Erde. Der Weg war einsam und still, sie aber kannte nur eine Furcht, die, zu spät zu kommen. Daß diese nicht ganz unbegründet war, wurde ihr nahezu gewiß, da sie beim Eintritt in den Park von Osanrode von dessen Hauptthor eine Droschke abfahren sah, in der sie zwar Dorner nicht erkannte, aber vermuthete. Das Gefährt war bereits außer Sicht, als sie das Portal des Schlosses erreichte. Einen Moment zögerte ihr Fuß, die Schwelle zu überschreiten, die sie so oft vor langer, langer Zeit heiter und sorglos übersprungen.

Ihre Jugend war hin; sie fühlte sich alt, obgleich sie in Wirklichkeit noch in den besten Jahren stand. Nicht die Zeit, die Erlebnisse hatten sie alt gemacht. Der tiefe Gram in ihren feinen Zügen, das vor der Zeit gebleichte Haar und die düstere Trauer der Wittwenkleidung gaben ihrer Erscheinung etwas Ergreifendes.

Fast bestürzt blickte daher ein herbeieilender Diener sie an. Derselbe war ein greiser Mann. Er erkannte sie. Auch sie kannte ihn. Eine leichte Röthe färbte ihre blassen Wangen. Aber ihre Erregung bezwingend, zog sie den Schleier nicht dichter — sondern sagte, die ehrerbietige Begrüßung des Alten erwidernd, einfach:

„Geht's gut, Martin? — Wollen Sie mich dem Herrn Baron melden — ich wünsche ihn in einer dringlichen Sache zu sprechen."

Der Diener ging ihr voran.

„Belieben die gnädige Frau nur einen Moment hier zu verziehen," sagte er, die Thüre eines Empfangssalons öffnend, „der Herr Baron werden sogleich hier —"

Er konnte den Satz nicht vollenden; denn der Baron stand

mitten in dem Gemach, so ziemlich auf derselben Stelle, wo ihn etwa zehn Minuten früher Monsieur Dorner verlassen hatte. Der Diener hatte ihn zurückgekehrt gewähnt in sein Arbeitskabinet, wo er, von rheumatischen Schmerzen geplagt, die meiste Zeit auf dem Sopha liegend zubrachte. Die soeben erhaltene Kunde hatte ihn jedoch aufgetrieben und zu einem unruhigen Gange durch die Zimmerreihe veranlaßt. Er machte Gehübungen für seine morgige Tour nach der Stadt, welche selbigen Abend noch zu unternehmen ihm die kühle Nachtluft untersagte.

Bei diesem Uebungsgange hielt er mitten im Zimmer, auf seinen Stock gestützt, inne — den nahenden Schritten und Stimmen lauschend.

Diejenige aber, welche eintrat, hatte er gewiß nicht erwartet. Förmlich verblüfft schaute er sie im ersten Momente an, dann trat ein hämischer Zug in sein fahles Gesicht, der dasselbe nicht verschönte. Dennoch machte sich rasch, trotz allen Gegeneinflüssen, der vollendete Cavalier bei ihm geltend. So schnell er es vermochte, eilte er auf Isabelle zu und führte sie mit aller Courtoisie zu einem Sitze. Ein Blick in sein Gesicht ließ sie erkennen, daß er schon Alles wußte. Die Worte versagten ihr zunächst und nur mit Mühe sich zusammennehmend, fragte sie, über seine Begrüßung weggehend:

„Monsieur Dorner von Paris war bei Ihnen?"

Er bestätigte dies, sowie seine Kenntniß des Betruges. Er brauchte dabei harte Worte, während einiger Minuten schien er gänzlich zu vergessen, mit wem er sprach. Sein wenig edelmüthiger Sinn war über den unerwarteten Verlust voller Bitterkeit, wozu sich noch heimliche Racheluft mischte. Es that ihm ordentlich wohl, diejenige, welche ihn einst verschmäht, gedemüthigt vor sich zu sehen; er vergaß darüber der Schonung. Sie ertrug es mit Würde. Das hielt ihn denn doch in gewissen Grenzen, wenn es ihn auch nicht hinderte, seinen Willen da-

hin zu äußern, daß er in der Sache sofort den Weg Rechtens betreten werde. Nun bat Isabelle um Schonung, um Rücksicht für ihre Kinder.

Er aber entgegnete hart, er habe vor Allem Rücksicht auf sein betrogenes Kind zu nehmen, er müsse für seine Tochter sorgen; sie sei die Betrogene, der Schmuck gehöre theils ihr, theils gehe er mit dem Majorat und dieser letztere Theil müsse eventuell aus seines Kindes Vermögen ersetzt werden.

Isabelle unterbrach ihn mit der Versicherung, daß durch die Erfüllung ihrer Bitte seine Tochter kein Schaden treffen solle; sie wünsche nur eine Verständigung, durch welche die Sache der Oeffentlichkeit fern bleibe. Sie hatte sich warm gesprochen und in ihrer Aufregung ausgerufen:

„Gehen Sie in großmüthigem Schweigen über den Grund unserer Verpflichtung hinweg und nehmen dafür — Reichenau, Alles, was wir besitzen!"

Er fing das Wort „Reichenau" auf. Die Möglichkeit, einen lang gehegten Wunsch nun leicht erfüllt zu sehen, riß ihn zu der raschen Entgegnung hin:

„Sie bieten mir Reichenau an! — Nun, bei dieser Ihrer Gesinnung läßt sich vielleicht eine gütliche Vereinbarung ermöglichen — aber sie muß schnell zu Stande kommen."

„Sowie mein Sohn morgen heimkehrt, soll er sich dieserhalb mit Ihnen benehmen. Inzwischen habe ich Ihr Wort, daß Sie vorher keinerlei Schritte in der Sache thun?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf."

Isabelle erhob sich; nachdem sie noch genauere Verabredung getroffen, um welche Stunde des kommenden Tages Leo in der Stadt bei Baron Osten vorsprechen solle, verließ sie Ostenrode, jegliche Begleitung ablehnend.

Allein und unbemerkt, wie sie gekommen, kehrte sie zu dem

Heim zurück, das, kaum gefunden, ein neues, herbes Geschick ihr wieder zu entziehen drohte.

Die Nachricht davon wirkte auf Leo fast vernichtend. Das Bild der Vergangenheit, das sich auf's Neue vor seinem geistigen Auge entrollte, ließ sein junges, warmes Blut erstarren. Der bei ihm wieder aufkeimende Frohsinn welkte in der Blüthe. Was er in der letzten Zeit gearbeitet, gehofft, errungen und liebgewonnen — es schwand ihm unter den Händen weg — es kam ihm vor wie ein leerer Traum.

Ruhte denn ein nimmer zu tilgender Fluch selbst auf dem Rest des ihnen gebliebenen Vermögens? Konnte für sie keine Saat aufgehen aus dem mit Lug und Betrug gedüngten Boden?

Noch blieb dem jungen Fabrikherrn keine Zeit zu solchen Reflexionen; denn seine ganze Energie wurde gefordert, um der Lage der Dinge gerade in's Gesicht zu blicken. Es fraß ihm am Herzen, aber er konnte nicht wegbringen, was erwiesene Thatsache war. Mit einer solchen hatte er es zu thun. Er war der Erbe von seines Vaters Namen und von dessen Schande, wenn er es nicht vorzog, gutwillig der Schuldner des Herrn v. Osten zu werden. Er zog dies vor, obgleich er mit einem harten Gläubiger zu thun bekam.

Der Baron gab sich bereits den Anschein, als ob er sein Schweigen verbürgendes Ehrenwort bereue, und er sich nur dann daran gebunden halte, wenn Isabellens Anerbieten, ihm Reichenau abzutreten, als Grundlage der Verhandlung diene.

Leo's Vorschlag, dem Baron das Gut zu verhypothekiren, wobei ihm selbst dann doch die Thätigkeit in der Fabrik gesichert bleibe, genügte dem Freiherrn nicht. Er wollte weder die Edelheims in solch' nächster Nachbarschaft behalten, noch sich die Gelegenheit entgehen lassen zum Erwerb dieses Grundbesitzes — der gegenwärtig so niedrig stand. In der That ging nach der derzeitigen Taxation Reichenau's Werth nicht allzu weit über

den der verpfändeten Pretiosen. Was darüber ging, genügte gerade noch, um die auf der Besitzung restirenden Lasten zu decken.

Diese nebst dem ganzen Gut zu übernehmen und dasselbe mit dem imitirten Schmuck und der Freisprechung von jeder weitern Verpflichtung bezahlen zu wollen — das war Alles, wozu sich Osten bereit finden ließ. Dabei verlangte er rasche Entschließung, versprach aber dagegen, sich mit Dorner abzufinden und den vorgegangenen Betrug in Schweigen zu begraben.

Leo kam schnell zu einem Entschluß, sein junges Gemüth war überfluthet von tiefer Bitterkeit, die ihm seine ganze eben liebgewonnene Beschäftigung vergällte; ihm däuchte, er empfinde erst jetzt all' das Peinliche, was der Umschlag in seinen Verhältnissen und die veränderte Existenz herbeigeführt hatten. Der Boden begann ihm ordentlich unter den Füßen zu brennen. Er wünschte sich fort, Sehnsucht erwachte in ihm — nach der Ferne. Vielleicht winkte ihm anderwärts das Glück, das die heimathliche Erde ihm hartnäckig zu bestreiten schien. Dennoch fesselte ihn an diese ein gar mächtiges Band — die Liebe und Sorge für seine Mutter.

Neben dieser stand er in dem matterleuchteten Wohngemach. Es war wenige Tage nach den vorhin erzählten Ereignissen. Aus denselben hatte sich bereits die Gestaltung eines Kaufvertrags zwischen Baron Osten und den Edelheims über Reichenau gefolgert. Der Contrakt war aufgesetzt und von Isabellen unterzeichnet — es galt nur noch, denselben nach Ostenrode abzuliefern. Leo hatte sich über all' den traurigen Geschäftsgängen die Füße müde und das Herz wund gelaufen.

Isabelle lehnte in ihrem Stuhl zurück und weinte schmerzlich. Edith kauerte neben ihr ohne Thränen, ohne Worte; nur in stillem Harme richteten sich ihre kummervollen Augen bald auf die Mutter, bald auf den Bruder.

Leo's Arm umschlang die Mutter. Liebevoll neigte er sich zu ihr nieder.

„Weine nicht mehr, Mama," sagte er tröstend. „Du hast ja noch uns. Ich werde für Euch arbeiten. Verlieren wir nur den Muth nicht. Mag denn unser letzter Besitz dahin sein, auch an ihm haftete noch Unsegen. Es rächt sich eben Alles. Was Großvater Edelheim durch Wucher und List aufgebaut, hat meines Vaters Verschwendung und Sünde untergraben — bis der Bau in Trümmer ging; mein Versuch, den Verfall aufzuhalten, ging fehl — so laß denn stürzen, was nicht mehr halten will."

Leo's schlanke, kräftige Gestalt richtete sich auf.

„Ich baue unser Haus von Neuem und auf besserem Fundamente auf, muß ich auch noch so klein beginnen. Vertraue mir, Mama, ich habe den Muth und die Kraft dazu. Ich fühle mich nun, wo unser Geschick entschieden ist, ordentlich frei und wohl!"

Isabellens Thränen versiegten. Ja, sie war noch reich, da sie diese Kinder besaß; sie blickte voll mütterlichen Stolzes zu dem geliebten Sohne auf, fügte aber wehmüthig bei:

„O, Kind, aus Dir spricht die vertrauensselige Jugend. Der Kampf mit dem Leben ist schwer für den Armen, und wir sind arm. Aber wir kennen noch nicht dieses Wortes volle Bedeutung. Wir kennen noch nicht alle die Schwierigkeiten, welche sich denjenigen entgegen stellen, die sich selbst einen Weg bahnen müssen und welche sich noch verdoppeln für solche, die früher andere Verhältnisse gewohnt waren.

„Die alten Freunde werden selten, neue gewinnt man nicht so leicht, man soll Arbeiten leisten, die doch erst gelernt werden müssen, man wird abhängig, wo man sonst gleichberechtigt war.

„Die Gedanken und Vorsätze überspringen das wohl, doch deren beharrliche Ausführung im täglichen Leben ist schwer, sehr schwer."

„Du hast recht, Mama," sagte Leo ernst; „aber glaube mir,

ich verkenne keinen Moment meine doppelt schwierige Stellung. Jedermann hält mich für verwöhnt und der kaufmännischen Arbeit noch ziemlich ungewohnt. Eine rechte Lehrzeit habe ich gar nicht durchgemacht. Auf hiesigen Comptoirs fällt dies in's Gewicht. Ich weiß das Alles; zudem hat es mir gestern Brooks noch deutlich gesagt. Er hat sich als unser redlichster Freund erwiesen und mit ihm, dem alten Geschäftsmann, habe ich die Sachlage besprochen."

„Du hast ihm gesagt —"

„Daß wir an Osten cediren mußten, den Grund, weshalb, habe ich natürlich nicht angegeben. Er vermuthete denselben in einer Ehrenschuld meines Vaters gegen den Baron und schalt meine jugendlich-phantastischen Ideen, die mich zum Opfer spitzfindiger Ehrbegriffe werden ließen. Er meinte es gut; ich ließ ihn daher schelten. Als er sich darin, sowie in wenig schmeichelhaften Aeußerungen über Ostens Verfahren, genug gethan hatte, stellte er mir die Aussichtslosigkeit dar, hierorts ein richtiges Arbeitsfeld für mich zu finden. Er wies indeß auf etwas Anderes hin, was allerdings viel verspricht, viel Aussicht bietet. Er bot mir —"

Isabelle blickte fragend und ängstlich auf. Leo zögerte.

„Ich erzähle es Dir lieber später, Mama, Du bist noch nicht stark genug, um der Sache gerecht werden zu können."

„Aber ich will stark sein, mein Sohn, habe keine Heimlichkeit vor mir — theile mir das Anerbieten von Brooks mit; denn ein solches ist es ja bereits. Nicht?"

„Ja; aber vergiß nicht Mutter, für uns ist es doch immer erst eine Frage. Brooks meinte nämlich, das Verbleiben hierorts möchte jetzt etwas empfindlich für mich sein und ich würde besser thun, in einem der übersee'schen Hafenplätze eine Stellung anzunehmen. Eine solche mir anzubieten, stehe in seinem Vermögen, da ein Bombayer Handelshaus ihn um einen jungen

Deutschen angegangen habe. Es sei eine günstige Offerte und er würde sie gern von mir —"

Isabelle wehrte unwillkürlich ab, in ihrem Antlitz malte sich tiefer Kummer.

„Leo, gehe nicht von mir! Verlaß uns nicht, ich kann Dich nicht missen!"

„Gewiß, Mama," sagte er beruhigend, „so Du es nicht willst, gehe ich nicht von Euch; auch hier werde ich es lernen, uns ehrlich durchzubringen."

Er sagte es mit liebevoller Freundlichkeit, dennoch entging dem scharfen Mutterauge der Schatten nicht, der sein Antlitz trübte. Sie sah es — er sehnte sich in die Ferne. Nach einer Weile hob sie von Neuem an:

„Hast Du Onkel Gerhard etwas davon gesagt?"

„Ja, Mama."

„Und was meinte er?"

„Anfangs war er betreten, meinte aber bald, es sei ein günstiges Anerbieten, ich solle es erwägen. Falls es zur Annahme käme, dürfe ich die Sorge für Dich und Edith nur ruhig ihm und Gerty überlassen; sie würden Alles für Euer Wohlbefinden thun, was nur immer in ihren Kräften stände."

„Ja — sie sind gut; wir würden eine Stütze an ihnen haben, aber Du — ich kann Dich nicht in der weiten Ferne so allein wissen."

Er lächelte leicht.

„Ist nicht Onkel Rafael auch in jener Ferne?"

Isabelle horchte auf; ihr Antlitz wurde neu belebt.

„Ja, Rafael!" sagte sie sinnend. „Wie würde der sich freuen, Dich zu sehen! Und Du wärest unter den fremden Menschen nicht ganz allein, Du hättest doch Jemanden von den Deinen in der Nähe!"

Die gute Frau verfiel in die irrige Idee, der wir so leicht

ausgesetzt sind, wenn wir von fernen Welttheilen sprechen — Entfernungen, die wir bei uns zu Land enorme Wegestrecken nennen würden, stellen wir uns da ganz harmlos als Nähe vor. Die Erinnerung an ihren Bruder Rafael machte Isabelle offenbar empfänglicher für den Plan. Sie frug — ob das Anerbieten wirklich so vielversprechend sei? Dies war der Fall; es bot neben reichen Aussichten für die Zukunft sofort materielle Mittel durch ein Gehalt, wie Leo in der Heimath auch nicht annähernd ein ähnliches erwarten konnte. Das wog bei ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung schwer. Er meinte gedankenvoll:

„Onkel Gerhards Güte würde ich beruhigt für Euch annehmen in der Voraussetzung, bereits nach dem ersten halben Jahr unsere Schuld bei ihm verringern zu können. Indeß — ich sehe, Mama, der Gedanke macht Dir Schmerz, laß uns davon absehen!"

Ja, der Gedanke machte ihr heißen Schmerz, aber sie wurde ihn nicht los. Eine lange, schlaflose Nacht hindurch erwog sie ihn, und als der Morgen im Osten aufzog, da war sie schon halb mit sich einig, ihr Opfer zu bringen und den geliebten Sohn ziehen zu lassen fort aus der traurigen, drückenden Umgebung in eine seiner regen Thätigkeit Erfolg versprechende Welt.

XXI.

In Ostenrode.

Da Du Gerechtigkeit verlangst; gewiß,
Du sollst sie haben, mehr als Du gewünscht.
Shakespeare.

Wenige Tage nach jener Unterredung zwischen Mutter und Sohn fand eine zweite, dasselbe Thema streifende in Ostenrode statt. Dort in seinem Arbeitskabinet lehnte der Hausherr in halb liegender, halb sitzender Stellung auf einem Divan. Die scharf gewordenen Züge seines hagern Gesichts zeigten eine gewisse Spannung, die innere Erregung widerspiegelte. Besonders war der Ausdruck seiner Augen unangenehm, sie richteten sich öfters, aber ohne darauf ruhen zu können, auf das bleiche, ernste Gesicht Leo Edelheims, der sich damit beschäftigte, den mitgebrachten Kaufact dem Baron vorzulegen. Die Haltung des jungen Mannes war höflich, kalt, ja eisig; sie machte Herrn v. Osten förmlich nervös. Dabei versagten demselben seine rheumatischen Leiden rasche Bewegung. Somit ziemlich auf die Stelle gebannt, beobachtete er voll Unbehagen das streng formelle

Benehmen des jungen Edelheim. Er hätte etwas darum gegeben, diesen in heftiger Erregung sprechen oder klagen zu hören. So kam ihm demselben gegenüber seine eigene Lage etwas eigenthümlich vor, ihm selbst dünkte seine Handlungsweise klein — niedrig in Anbetracht der innern Beweggründe, die ihn gedrängt hatten, derart schonungslos, ja filzig-hart zu sein. Er fühlte, daß er dies thatsächlich war, obgleich er vorgab, einzig Gerechtigkeit verlangt zu haben. Sein eigenes Bewußtsein strafte ihn Lügen. Indeß strebte er ängstlich, von dem, was in ihm vorging, nichts zu verrathen; er verschanzte sich dieserhalb hinter möglichst starkem Hochmuth, indem er die Miene eines Schwerbeschädigten annahm, der deßungeachtet die Nothwendigkeit bedauert, welche ihn gezwungen, sein Recht geltend zu machen.

„Ich bedauere, daß der Schlag Sie so hart trifft, Herr Edelheim," sagte er im Tone herablassender Theilnahme, während er die Schriftstücke gegenzeichnete, „jedoch konnte ich nicht anders handeln. Ich muß dem Majorat vollen Ersatz leisten und habe als Vater und Vormund meiner Tochter deren Vermögen vor jedem Verluste zu bewahren."

Leo verbeugte sich kühl.

„Ich hoffe und glaube, die Abtretung von Reichenau leistet so völligen Ersatz, daß auch kein Schatten von Schaden das Erbtheil der Baronesse trifft."

In der gehaltenen, vornehm ruhigen Art, mit der er dies sagte, verrieth sich der Sohn Isabellens. Wenigstens dachte Osten dies und jäh durchbebte ihn wieder der erbärmliche Triumph, Isabellen die Demüthigung heimgezahlt zu haben, die sie ihm vor Zeiten bereitet hatte. Osten war eben ein armseliger Charakter, dennoch mangelte ihm nicht jede gute Eigenschaft. Es waren nicht einzig und allein unedle, rachsüchtige Motive, die sein Thun leiteten. Obgleich ein kalter Egoist und üppiger Lebemann, besaß er doch die Schwäche, seine Tochter so warm

zu lieben, wie er überhaupt zu lieben fähig war. In seiner Art war er ihr ein guter Vater; denn in richtiger Selbsterkenntniß hatte er sie fern von sich erziehen lassen und durch diesen Act dem wahren Wohl des Kindes ein Opfer gebracht. Er wußte sehr gut, wie wenig glücklich er einst dessen junge Mutter gemacht, wie vergeblich dies junge, liebebedürftige Wesen neben ihm sich gesehnt hatte nach Theilnahme und Verständniß, und daß gerade aus Mangel an solchem die feine, zarte Pflanze in dem fremden kalten Erdreich frühe gewelkt war. Wie gut und schön, reich begabt und liebenswerth seine Frau gewesen, davon ging ihm erst ein Begriff auf, als sie nicht mehr war. Die Vernachlässigung, die er sie hatte fühlen lassen, ging ihm seitdem als steter Vorwurf mit ihm durch's Leben. Und lebendiger als je erwiesen sich diese trüben Erinnerungen, da er, von seinen weiten Reisen heimkehrend, in der Tochter das lebende Ebenbild der Frühgeschiedenen wiedersah.

Das machte ihm sein kühles Herz warm. An ihrem Kinde wollte er sühnen, was er an ihr verschuldet. Auf den Händen wollte er sie tragen, seine liebliche Tochter, die Zierde, der Schmuck und der Sonnenschein seines Hauses. Sie zu beglücken, ihre Liebe sich zu gewinnen, bildete von nun an sein ernstes Streben; er hatte sie dieserhalb den letzten Sommer über auf Reisen mitgenommen, während sein Haus in der Stadt würdig hergerichtet wurde für die junge Herrin. Ehe sie als solche dort einzog, kehrte sie noch einmal zu einem flüchtigen Besuche bei der Großmama ein, unterdeß Osten, von seinen Leiden gedrückt, sich direkt nach Ostenrode begeben hatte, wo ihn der Besuch Monsieur Dorners überraschte. Das durch diesen herbeigeführte, mißliche Geschäft wünschte er dringend vor Sibillens Heimkehr erledigt zu sehen; denn dieser sollte Ostenrode nur Annehmlichkeit und Freude zum Willkomm' bieten.

Der Plan schien nahezu geglückt; wenigstens äußerlich hatte Alles das junge Schloßfräulein angelacht, als es vor zwei Tagen in Ostenrode eingetroffen war.

Entzückt über all' die Reize ihres neuen Heims hatte Villa, sehr zur stillen Genugthuung ihres Vaters, sich diesen Morgen frühzeitig auf den Weg gemacht, in der Absicht, die Umgebung, Wald und Flur zu inspiciren.

Osten fand sich dadurch ganz à son aise, um in letzter Unterredung mit Leo Edelheim die ihm theils unbehagliche, theils ihn auch wieder mit hämischer Freude erfüllende Geschäftssache zu ordnen. Dieselbe war nunmehr erledigt. Leo griff nach seinem Hut und stand im Begriffe, sich zu empfehlen. Der Freiherr hatte es ermöglicht, sich zu erheben. Obgleich er sich gegen den Eindruck wehrte, konnte er doch nicht verläugnen, daß der junge Mann, dessen kaum errungene Existenz er erbarmungslos zerstört hatte, ihm imponirte.

„Ich beklage," — wiederholte er daher zwischen Verlegenheit und Gönnerton schwankend — „die unschuldige Ursache geworden zu sein, welche Sie Ihres Besitzes beraubt. Darf ich fragen, was Ihre Pläne für die Zukunft sind?"

„Ich werde dies Land verlassen," entgegnete Leo, den Freiherrn fest anblickend. „Man hat mir zu Bombay eine Stelle angeboten, die ich annahm. In den nächsten Tagen gedenke ich zu reisen. Meine Verpflichtungen hier sind ja erledigt. Daß auch Sie den Ihrigen nachkommen werden, verbürgt mir Ihr Ehrenwort. Die Schuld meines Vaters ist begraben. Mit Dorner haben Sie sich ja abgefunden?"

„Gewiß," — bestätigte Osten — „Dorner ist abgereist; er liefert gegen die bewilligten Procente die verpfändeten Juwelen aus. Sein weiteres Schweigen wird —"

„Durch den Einfluß meiner Tante, der Baronin Reichenau,

gesichert sein," — ergänzte Leo abbrechend, indem er sich zum Abschied verbeugte.

Aber der Baron hielt ihn auf. Nicht ohne Anstrengung sprechend, meinte er:

„Für Ihre Frau Mutter muß Ihre Abreise ein schweres Opfer sein — doppelt schwer unter den drückenden Verhältnissen. Wenn — wenn ich — vielleicht — dienlich sein kann —"

Ein stolzes, kaltes Lächeln kräuselte Leo's bleiche Lippen.

„Bemühen Sie sich nicht um Worte, Herr Baron; ich beanspruche die Ehre, für meine Mutter sorgen zu dürfen, für mich allein und theile dieselbe nur während der ersten schwersten Zeit mit meinem Oheim Gerhard v. Reichenau. Er wird während meiner Abwesenheit der Schutz und die Stütze der Meinen sein. — Sie verzeihen, daß ich hiermit unser Gespräch abbreche, meine Zeit drängt. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr Baron."

Er ging und ließ den Freiherrn gedemüthigt zurück. Dessen Gönnermiene war verschwunden. Nur mehr Scham und Aerger kämpften in ihm, während er ermattet auf seinen Divan niedersank. In diesem Augenblick öffnete sich hastig die Zimmerthür. Mit von raschem Gange durch die Morgenluft oder von innerer Erregung frisch gefärbten Wangen trat Sibilla über die Schwelle. Aus ihren lebhaften Augen sprach schon eine eifrige Frage, ehe diese selbst über ihre Lippen kam.

„Wer war soeben bei Dir, Papa?"

„Ein junger Kaufmann, meine Liebe," — erwiderte der Baron möglichst gleichgültig — „mit dem ich eine geschäftliche Angelegenheit abzuwickeln hatte."

„War es nicht Leo Edelheim, Papa?" fragte sie, ruhig über seine nonchalante Erklärung weggehend, weiter.

Osten schaute sie überrascht an.

„Wie! Kennst Du diesen?“

„Ja,“ — bestätigte sie einfach — „wir sahen uns in Heidelberg. Robert brachte Leo Edelheim mit zu Großmama. Als ich vorhin in den Park herein kam, sah ich denselben das Haus hier verlassen. Ich erkannte ihn, trotz seines veränderten Aussehens. Er sah erschreckend bleich und kummervoll aus!“

Gerade wie damals, als wir in Angst und Sorgen Abschied von einander nahmen — ergänzten noch ihre zurückschweifenden Gedanken, welchen sie jedoch keinen Ausdruck lieh. Sie schien vielmehr auf irgend eine Erklärung ihres Vaters zu warten.

Derselbe beschäftigte sich damit, die Papiere auf dem Tisch zusammen zu schieben. Dabei sagte er leichthin:

„Mein Gott! Der arme Mensch ist zu beklagen. Ein verstörtes Aussehen erklärt sich eben leicht bei Jemanden, dessen ganze Existenz vernichtet ist. Das Edelheim'sche Geschäft ist völlig ruinirt, und der junge Mann im Begriff, Europa zu verlassen, um irgend eine Commisstelle anzunehmen in Bombay!“

Der Baronesse wich alle Farbe aus dem frischen Gesicht, sie griff nach einer der hohen Stuhllehnen, auf die sie sich stützte, indeß sie langsam, fast mühsam sagte:

„Und konntest Du ihm nicht helfen, gegen sein hartes Geschick anzukämpfen, Papa?“

Osten hatte sich bislang zu viel mit den Papieren zu schaffen gemacht, um ihr verändertes Wesen zu bemerken. Jetzt blickte er rasch zu ihr auf.

„Ich ihm helfen!“ rief er beinahe stotternd vor Staunen.

Sie hielt seinen fragenden Blick gerade aus, indem sie betonend antwortete:

„Ja — Du warst doch seines Vaters Freund —“

Nun lachte Osten gezwungen auf:

„Der Banquier mein Freund! Wo denkst Du hin, Kind!“

Und irritirt durch ihren klaren, festen Blick, setzte er bitter bei:

„Ein schöner Freund, der mich hintergangen und betrogen um Summen, die zu ersetzen des Jungen letztes Hab und Gut kaum ausreicht!"

„Wie das, Papa?" rief das Mädchen lebhaft. „Hatte er Schulden an Dich zu zahlen? Bitte, erkläre mir dies etwas näher?"

Osten war das unangenehm; er bereute bitter seine rasche unvorsichtige Aeußerung.

„Nein, Kind, lassen wir dies — mit dergleichen Dingen muß man Damen verschonen!"

„Nein, nein, Papa; bitte behandle mich nicht wie ein Kind. Du sprachst von Betrug, der Dich betroffen, natürlich interessirt mich dies doch ungemein. Erzähle mir den Zusammenhang des zwischen Dir und Edelheims bestehenden Geschäfts?"

„Na, es geht Dich auch nahe genug an und Du magst es meinetwegen wissen," gab er zu, von der Entschiedenheit, mit der sie ihre Bitte aussprach, beherrscht; vielleicht fühlte er auch das Bedürfniß, seine That durch eine Explication vor dem Gericht des eigenen Gewissens zu beschönigen. Er erzählte daher in seiner Weise den Vorgang, den er mit dem Bemerken abschloß: „So ist die Sache noch günstig für uns abgelaufen. Wir haben nunmehr nichts weiter darin zu thun, als zu schweigen. Aus unserm Hause darf nie über den Betrug eine Silbe verlauten, dafür habe ich mit meinem Ehrenwort gebürgt. Merke Dir das, meine Tochter."

Diese hatte ihm mit kaum länger zu beherrschender Gemüthsbewegung zugehört. Ganz von seinem Vortrag eingenommen, entging ihm, wie es in ihr stürmte; er sah nicht das Aufblitzen in ihren lebendigen Augen, das sich immer rascher folgte, je

mehr ihr erstes, starres Staunen wich. Ungeachtet ihrer innern Aufregung, sah sie in der Sache selbst klar und verstand zwischen seinen Phrasen zu lesen, was er verschwieg.

„Vater," sagte sie endlich, und der sonst so silberklare Ton ihrer Stimme hatte einen fast schrillen Klang, „Vater, was hast Du gethan? — Verstehe ich recht, so ist es nur unsere Forderung, die alles Mühen des jungen Edelheim, sich mit Ehren über Wasser zu halten, scheitern ließ?"

„Nimm das nicht so tragisch, meine Liebe!"

Doch sein spöttischer Ton ging bei ihr verloren. Sie hatte nur die äußere Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, nicht deren sensitive Natur geerbt, auch nicht deren Duldsamkeit und Sanftmuth.

„Ich nehme es, wie ich kann," entgegnete sie, sich kaum mehr bezwingend, „und ich sehe, wie es ist. Du bist es, der unerbittlich die ganze Schuld des Vaters auf den Sohn gewälzt. Du hättest Deinem schwerbedrängten nächsten Nachbar, dem Nachkommen der Reichenau's, die allzeit eng mit den Osten's befreundet gewesen, hülfreich sein können, damit er nach und nach seinen schweren Verpflichtungen gerecht zu werden vermochte. — Statt dessen hast Du seine trostlose Lage erbarmungslos ausgenutzt, ihm sein Letztes genommen und ihn von der heimathlichen Scholle hinausgetrieben in die Welt!"

Sie hatte in steigender Erregung gesprochen. Hoch aufgerichtet, schön wie ein rächender Engel stand sie vor ihm in gerechtem Zorne. Aber bald zeigte sich in ihr das arme Menschenkind. Sie vermochte es nicht, Zürnen und Nichtsündigen zu vereinen. Ihr Schmerz machte sie leidenschaftlich, sie vergaß, zu wem sie sprach. Ihre Augen sprühten Feuer, ihre kleinen Hände ballten sich krampfhaft, ihre Stimme bebte:

„Vater, um dieser That willen könnte ich Dich —"

Sie fühlte, daß ihre Kraft sie verließ; denn hastig wandte sie sich ab und verließ das Gemach.

Osten blickte ihr bestürzt nach. Was war das gewesen? O auch er hatte scharf gesehen. Ein jähes Licht war vor ihm aufgegangen. In unedler Rache hatte er gedacht und gewähnt, Isabellens Herz zu verwunden, und am schwersten hatte er damit das Herz der eigenen, angebeteten Tochter getroffen.

XXII.

In weiter Ferne.

Hat dich die Welt betrogen,
Bleib' gutem Streben treu,
Dann stürmen wohl die Wogen,
Doch stürmen sie vorbei!
Volkslied.

Eine stille, sternenhelle Nacht war es. Auf den Wogen des indischen Ocean's schaukelte sich ein stattliches Schiff. Ueber die unermeßliche Wasserfläche glitt es im Vollbewußtsein seiner guten Führung majestätisch dahin. Längst lag europäisches Gestade hinter ihm und mit stetiger Eile ging es Asiens Küste entgegen, Bombay, einem der goldenen Thore Indiens, zu.

Die Passagiere, nun an die schaukelnden Schiffsbewegungen gewöhnt, schliefen ruhig in ihren Cojen und träumten von den kommenden Schätzen Indiens oder von der verlassenen deutschen Heimath. Einer derselben träumte wenigstens von dieser mit offenen Augen. Er hatte seine Hängematte verschmäht und stand einsam auf dem stillen Deck, sich an der majestätischen Pracht der Nacht erfreuend.

Die Schiffsmannschaft ließ ihn gern gewähren, den jungen

hübschen Passagier, welchen Alle seines freundlichen Wesens halber während der langen Fahrt liebgewonnen hatten.

Leo Edelheim seinerseits war in der That ein anspruchsloser Passagier, der den Schmerz des überstandenen Abschiedes für sich selbst behielt. Er hatte sich mit seinem Geschick abgefunden. Auf die Ruinen, die hinter ihm lagen, blickte er nicht mehr zurück; er schaute vorwärts, darauf bedacht, einen neuen Boden zu erspähen, auf dem er von neuem aufbauen könne, wie er tröstend der geliebten Mutter verheißen.

Während Leo es so versuchte, sich ein Bild von den kommenden Tagen zu formen und dabei langsam das Deck auf und nieder ging oder nachdenklich gegen den Mast lehnte, theilte sich allgemach seine Aufmerksamkeit zwischen seinem Sinnen und dem Beobachten seiner nächsten Umgebung, in der eine ungewöhnliche Thätigkeit ihm aufzufallen begann. Emsig mühte man sich, reichliche Quantitäten Wasser in den Schiffsraum zu gießen, da seit einiger Zeit Rauch aus der Vorderlucke aufstieg. Obgleich dieser sich unter den fortgesetzten Vorsichtsmaßregeln zeitweise minderte, kam doch leise eine ernste Befürchtung auf, die sich, noch ehe der Morgen tagte, nicht grundlos erwies. In Folge dessen wurde es auf dem Schiff rasch lebendig, die Furcht verscheuchte den Schlaf. Schreckbilder ängstigten die Phantasie der Passagiere, während man eifrig gewillt war, der Mannschaft beim Löschen zu helfen. Den ganzen Tag beschäftigte man sich damit, dennoch wurden Rauch und Qualm stärker und die Angst immer entschiedener, daß die Kohlenladung sich entzündet habe. Es blieb eine Frage, wie das Feuer entstanden; bemerkbar ward dasselbe am Abend. Alle Lucken wurden nun geschlossen, damit das Feuer keinen Zug erhalte, sowie die Boote klar gemacht und entsprechend mit Proviant versorgt. Alles geschah unter einem sichern Commando und mit einer solchen Kaltblütigkeit von Seiten der Mannschaft, daß es nicht ohne Einwirkung auf die meist heftig erregten Gemüther

der Passagiere blieb. Sie wurden alle in den Booten untergebracht, welche vermittelst langer Leinen an dem Schiffe befestigt blieben. Unterdeß versuchte die Mannschaft im Laufe der Nacht noch einmal das Feuer zu löschen; es wurden Löcher in das Verdeck geschlagen und wieder Wasser in den Raum gegossen. Aber es half nichts — nach kurzer Zeit flog die Vorderlucke auf und eine mächtige Flamme loderte empor. Bald brannte das Schiff überall — ein schauerlich schönes Schauspiel darbietend. Natürlich trieben jetzt die beiden Boote ab und nur von der Ferne aus sah man zu, wie bei vollständig stiller See, rings um das schöne Schiff die Flammen empor leckten und zischten. Fock- und Großmast fielen zunächst über Bord und nachdem das stolze Schiff bis auf das Kupfer herabgebrannt war, stürzte auch der Besanmast; ihm nach versank alsbald das ganze Schiff mit allem Hab und Gut in den Wogen.

Mancher von den rauhen Seeleuten wischte sich bei diesem Anblick die Augen; denn es war ihm was Feuchtes hineingekommen, während der Kapitain mit finsterm Antlitz in die Wellen starrte. Unter seinen Befehlen hielten eine gute Weile die Boote zusammen gleichen Cours, bis die See hoch zu gehen begann. Neuer Schrecken befiel die Passagiere, der sich zum Entsetzen steigerte, als in der folgenden stürmischen Nacht eines der Boote die Richtung verlor. In dem verschlagenen kleinen Fahrzeug befand sich Leo. Er und seine Leidensgefährten mußten alsbald alle geretteten kleine Habseligkeiten opfern, um das auf den hochgehenden Wogen gleich einer Nußschale tanzende Boot zu erleichtern.

Dabei schmälerte sich der Proviant bedenklich, während sich den trüben Blicken immerfort nichts zeigte als Himmel und Wasser.

Tage verflossen in Angst und Noth, da endlich tauchte ein weißes Segel am Horizonte auf. Alle Lebensgeister erwachten,

neue Hoffnung beseelte die Schiffbrüchigen. Es gelang ihnen sich dem fernen Segel bemerkbar zu machen. Dasselbe, eine zwischen Bombay und Batavia segelnde Postmail, nahte sich ihnen. Hülfreich nahm es die Geretteten an Bord, die nun unvermuthet dazu kamen, Java einen Besuch abzustatten.

In der ersten Freude, mit dem Leben davon gekommen zu sein, beachtete man dies kaum als ein Mißgeschick und besonders Leo suchte demselben die beste Seite abzugewinnen. Allmählich drängte sich ihm jedoch das Bewußtsein seiner höchst peinlichen Lage schwerer auf. Völlig fremd, von allen Mitteln entblößt, ohne jegliche Empfehlung landete er an einem fremden Gestade, wo er sich doch möglicherweise länger aufhalten mußte — bis eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach dem Festlande sich bot. Wie aber in der Zwischenzeit sich helfen? Von seinen Leidensgefährten hatte er nichts zu erwarten, da ein Jeder derselben vollauf mit sich selbst beschäftigt war. Es blieb ihm nur eine Hoffnung — seine Empfehlung an das Bombayer Haus. Dessen Name reichte sicherlich bis herüber auf die indischen Inseln und verhalf ihm daselbst zu der nöthigsten Hülfe.

Um sich darüber zu orientiren, besah Leo sich seine neue Schiffsgesellschaft etwas genauer. Unter derselben fesselte ihn alsbald eine Persönlichkeit. Es war ein älterer Mann, kaum mittelgroß und von ruhiger, gesetzter Haltung. Er schien Batavier und ein Angestellter der Maatschappy oder Handelsherr auf eigene Rechnung zu sein. Jedenfalls war er auf Java zu Haus und wußte dort über Land und Leute Bescheid. Trotz seines gehaltenen etwas steifen Benehmens hatte er doch in seiner ruhigen Art den Schiffbrüchigen warme Theilnahme geschenkt, auch schien er die Annäherung Leo's nicht ungern zu sehen. Dessen freiwillig und offenherzig gegebenen Mittheilungen erwiderte er mit einer kurzen Auskunft über seine eigene Person, nach welcher Mynheer Brugenaar zwar in Holland ge-

boren war, aber bereits seit langen Jahren sein eigenes Geschäft auf Java besaß und in dessen Dienst schon mehrere Male die Tour zwischen dort und Bombay gemacht hatte. An letzterm Ort mußte er gleichfalls genau in der Handelswelt orientirt sein, was Leo nicht sobald aus dem Gespräche entnahm, als er auch die Firma nannte, welche ihn engagirt hatte.

Mynheer van Brugenaar's fast unbewegliche Miene verzog sich unmerklich; seine, im Gegensatz zu den steifen Zügen ausdrucksvollen Augen betrachteten den jugendlichen Sprecher mit einem gewissen Staunen, das etwas Mitleidiges an sich hatte.

„Bei Kamelaer und Nuß haben Sie ein Engagement angenommen und sind dieserhalb von Europa herübergekommen?" fragte er, jegliches Wort merkwürdig lang ziehend.

Leo fühlte sich dadurch beengt. Hielt der Mann ihn etwa für einen jener jugendlichen „Thunichtgut", die man von dem lieben Daheim über das große Wasser schickt, um bessere Sitten zu lernen — oder haperte es mit der genannten Firma? Jedenfalls beeilte Leo sich zu sagen:

„Ja, ich bin durch eines unserer geachtetsten Häuser, die Firma Martyn van Brooks an Kamelaer und Nuß empfohlen, die unter den günstigsten Offerten um einen deutschen Buchhalter bei Brooks anfragten."

„Dann thun Sie mir leid, junger Freund. Sie hätten besser gethan, den weiten Weg nicht zu machen," erwiderte Mynheer keine Miene verziehend und nur das Auge mit wachsender Theilnahme fest auf den Gefährten richtend.

Diesen aber überkam eine leicht erklärliche Heftigkeit.

„Weshalb?" rief er eifrig, „gibt's irgendwie ein Häkchen bei der Firma?"

„Sie existirt gar nicht mehr; vorige Woche ist sie zu Grunde gegangen, wie vor einigen Tagen Ihr Schiff. Das Feuer fraß innerlich schon seit lange in dem Geschäft, und wenn dieses sich

noch von Drüben eine junge Kraft verschrieb — so war dies wohl nur ein bischen Wind, um den Brooks etwas Sand in die Augen zu wirbeln. Am Schlimmsten kommen Sie dabei weg — Sie sind zu bedauern!"

Leo begann selbst dies zu finden. Wurde ihm nicht faktisch aller Boden unter den Füßen weggezogen. Verfolgte ihn denn ein unerbittliches Schicksal? Bei ihm bewährte sich das Volkswort, daß selten ein Unglück allein kommt — ihn traf es Schlag auf Schlag. Der letzte drohte seinen Muth zu brechen. Im Kampfe mit furchtbarer innerer Aufregung verflossen ihm die nächsten Tage. Fast rathlos blickte er in die Zukunft. Sein irischer Muth, der ihn die Mutter hatte trösten lassen durch die Hoffnung: er werde ihr Haus auf's Neue bauen, wollte ihn verlassen, nachdem ihm bereits Alles und Jedes entschwunden war, was er einst besessen. Völlig mittellos, ohne jegliche Protection, stand er einer neuen, fremden, mißtrauischen Welt gegenüber. Eines der reichsten Länder des Erdbodens lag zwar vor ihm, was aber nutzte ihm dies? Er konnte in Batavia nicht einmal festen Fuß fassen, wenn sich nicht zwei Bürgen für ihn fanden. Wo aber sollte er, der Fremde, Ungekannte, diese auftreiben?

Hatte er aber keine Bürgen, so mußte der Kapitain, der ihn mitgebracht, auch wieder mitnehmen, sobald er den Kiel seines Schiffes wandte. Doch auch nach Bombay zu kommen, schien ihm jetzt von wenig Nutzen mehr. Fremd blieb er dort, wie hier, und die Empfehlung an ein, dem Anschein nach mit wenig Ehren, gefallenes Haus konnte zur Hebung seiner eigenen Persönlichkeit sicherlich nichts beitragen.

Dies Alles zog an seinem bedrängten Geiste vorüber und stimmte ihn so düster, daß selbst die allgemeine, laute Freude ihn kalt ließ, mit der man vom Schiff aus das herrliche Java begrüßte und sich nicht müde sehen konnte an der waldbedeckten

Küste, aus der hie und da die dunklen Ziegeldächer der alten Stadt Batavia hervorschimmerten. Und dennoch mußte sein düsteres Sinnen vor dem aufwachenden Interesse weichen, das sich seiner bemächtigte, sobald der Postdampfer auf der Rhede von Batavia, mitten zwischen den Flaggen fast aller Nationen, ankerte.

In diesem Momente vergaß Leo Alles, was ihn drückte. Er konnte nur schauen und wieder schauen auf das eigenartige, wunderbar bunte Leben und Treiben, welches sich hier unter dem Aequator in den mannigfaltigsten Bildern vor seinem staunenden Blicke entrollte.

Auf dem Schiff selbst entwickelte sich die höchste Rührigkeit. Die Matrosen fliegen vergnügt singend in den Masten umher, refften die Segel und setzten ihr Fahrzeug wenigstens für eine Zeit lang in Ruhestand. Sie liebäugelten dabei wohl mit dem Lande, obgleich sie meistens wenig davon zu sehen bekamen, da die Gesetze in Batavia gegen die Seeleute streng sind. Die javanische Polizei macht wenig Umstände mit lärmenden und betrunkenen Matrosen, aus welchem Grunde die Kapitaine schon sparsam mit dem Spenden von Urlaub sind. Tritt aber auch den Mannschaften selten das schöne Land selbst näher, so gelangen doch bis zu ihnen dessen süße, herrliche Früchte. Reich damit beladene Boote, von kleinen, schmächtigen Malayen geführt, schossen auch jetzt eilfertig vom Lande ab der Rhede zu und schaukelten bald langseit des Schiffes, den gierigen Blicken der Matrosen ihre süße Fracht recht zur Schau stellend. Die Verkäufer derselben, Malayen mit rabenschwarzem Haar und blitzenden Augen achteten genau darauf, ihr nicht sehr festes Fahrzeug von der Schiffsseite richtig abzuhalten und doch gleichzeitig ihren Tauschhandel anzubahnen, wozu man vom Deck aus, Angesichts der hinaufgezeigten Cocosnüsse und Ananas, eifrigst geneigt war.

In Folge dessen entwickelten sich die buntesten, oft gar drollige Gruppen; um so drolliger, weil zu dieser Entwicklung häufig nur Secunden blieben, da auch andere Fahrzeuge anlegten, die theils Dolmetscher und Handelsagenten brachten, theils zur Beförderung der Passagiere bestimmt waren. Diese standen jetzt neben ihrem in Ordnung gebrachten Gepäck auf dem Quarterdeck und harrten darauf, hinüber an's Land gefahren zu werden. Ein Jeder befand sich in der dem Momente entsprechenden Erregung und hatte dabei zumeist so viel mit sich und seinen Angelegenheiten zu thun, daß wenig Zeit und Lust blieb, auf den lieben Nächsten zu achten.

Ueber dieser Beobachtung machte sich bei Leo neuerdings das Gefühl der Vereinsamung schmerzlich geltend, und während seine mit ihm aufgefischten Leidensgenossen den Kapitain durch neue Fragen und Zumuthungen behelligten, lehnte er still gegen den Bulwark des Schiffes und blickte trübe hinunter in die auf den Wogen tanzenden Boote der Malayen.

In diesem Augenblick legte sich eine derbe Hand auf seine Schulter. Aus seinem Sinnen aufgeschreckt, blickte er empor in das Gesicht Mynheers van Brugenaar. In dessen starken, groben Gesichtszügen spiegelte sich eine ungewohnte Freundlichkeit. Sie klang gleichfalls durch in den Worten:

„Kommen Sie mit mir, junger Freund; das Boot ist bereit. Ich hole Sie mit hinüber an das Land. — Keine Umstände! Ich bin ein einfacher Mann, und „mein Erbe"*) drüben ist nicht das eines Crösus — aber Mevruw van Brugenaar hat allzeit Raum für einen Gast ihres Mannes. Werden Sie der unsere, wenigstens so lange, als dies Schiff hier vor Anker liegt, oder bis — na das wird sich Alles finden. — Jetzt kommen Sie! Heda — Ihr Burschen, gebt Raum! Ist alles Gepäck unten?"

Leo wußte nicht, wie ihm geschah, aber es galt kein langes

*) Eigenes Besitzthum.

Besinnen. Er verkannte auch keinen Moment das vortheilhafte Anerbieten und dankbar für das ihm bezeigte Wohlwollen, nahm er dasselbe eben so einfach an, als es geboten worden.

Nur noch eine eilige Absprache mit dem Kapitain treffend, folgte er seinem neuen Freund und Gönner, dessen ganzes Auftreten bekundete, wie sehr er auf Java zu Hause war. Sein Anruf an die in dem Boote befindlichen Malayen — welche in ihm einen der gefürchteten „Tuwans"[1]) vom festen Lande erkennen mochten — that rasche Wirkung. Im Nu waren Gepäck und Kisten eingestellt und Raum für die beiden Passagiere geschafft. Im andern Augenblick stieß das Boot vom Schiffe ab. Pfeilschnell glitt dasselbe durch das Wasser hin. In demselben kreuzten zahlreich kleine Boote und von Malayen geruderte Jollen, die den Verkehr mit den Kapitainen wie den Passagieren der Schiffe unterhielten. Auch schwere Prauen[2]) wechselten dazwischen hin und her, Fracht für Java holend, oder Ladung von Landprodukten den Schiffen zuführend.

Allmählich näherte man sich dem Lande. Ein düsteres Castell zeigte sich den staunenden Blicken, starke Mauern starrten in die See hinaus, Trotz bietend den zu Zeiten wild anstürmenden Wogen. Einlenkte jetzt das Boot in den großen Kanal, zu dem die sonst faule, schlammige Mündung des Kali Besaar[3]) eingeengt ist, und wo dem Fremden das Eigenthümliche des Landes erst recht anschaulich wird. Leo konnte kein Auge davon abwenden, neugierig sah er auf die Malayen und Chinesen, die vielfach faul in ihren Jollen lagen und rauchten, zuweilen jedoch auch rüstig mit ihren Rudern gegen Wind und Fluth ankämpften, wie eben jetzt, da sie dem Boot eines amerikanischen Kriegsschiffes auswichen. Stolz schoß dasselbe an ihnen vorüber, in=

1) Herrn.
2) Größeres Fahrboot der Javanen.
3) Großer Fluß.

dem seine acht Mann an den Riemen mit Tact und Schlag zugleich in's Wasser schnitten, wobei die aufgehißte kleine Flagge mit den Sternen und Streifen lustig in den Lüften flatterte und das scharfgebaute, schnelle Fahrzeug selbst förmlich dahinflog zwischen den hier immer zahlreicher werdenden kleinen Schaluppen hindurch, die nebst dem herrlichsten Obst noch andere Handelsartikel wie Vögel und Affen beförderten, als eine am Ufer selbst zwar werthlose, für die Bewohner fremder Länder hingegen werthvollere und daher an die Seeleute leicht verkäufliche Waare.

Während so das Getriebe immer bunter wurde, ging es weiter und weiter den Kanal herauf, der sich nun als Fluß zu zeigen begann. Die Einzäumung von Pfahlwerk auf der einen und einer starken Mauer an der andern Seite schwand; niedere, mit Weiden bewachsene Ufer dämmten denselben ein. Die Häuser der Stadt wurden in der Ferne sichtbar, deutlich trat schon das Zollhaus hervor, und etwa zehn Minuten später steuerte das kleine Boot gegen die dort aufgemauerte Steintreppe an.

Fast die ganze Fahrt über war der Holländer schweigsam gewesen, jedoch hatte er genau und zwar mit stiller Befriedigung das lebhaft erregte Gesicht seines Schützlings beobachtet, über das jedoch jetzt beim Anblick der Stadt wieder der Schatten eines peinlichen Gefühls glitt.

„Lassen Sie alle trüben Gedanken fahren, junger Freund, und begrüßen Sie fröhlich unser schönes Land!" sagte de Brugenaar aufmunternd. „Mancher, der arm und gedrückt gelandet, hat hier schon sein Glück gefunden. Sie sind jung, und wie mir dünkt, nicht ohne Willenskraft — zwei Eigenschaften, die Ihnen hier zu Statten kommen. Also frischen Muth!"

Leo schaute rasch auf.

„Wird man mich denn überhaupt an's Land lassen, ohne daß ich vorher Bürgen bezeichnet habe?" fragte er zögernd.

„Unsinn!“ lautete die Antwort. „An's Land kann Jeder kommen, und so lange bis dies Schiff wieder segelt, können Sie unbehindert Ihren Aufenthalt in der Stadt nehmen. Wollen Sie länger bleiben, so haben Sie allerdings Bürgen zu stellen, oder der Kapitain muß Sie wieder mit fortnehmen, indeß“ — fügte der Sprecher lächelnd bei — „haben Sie sich möglicherweise bis dahin bei uns so viel eingewöhnt, daß Sie sich zum Bleiben entschließen — Bürgen finden sich dann wohl auch. Kommt Zeit, kommt Rath! Ha — da sind wir —“

Und das Steuer selbst erfassend, legte Brugenaar mit einer geschickten Bewegung das schlanke Fahrzeug dicht an die steinerne Treppe an.

Den Steuerbeamten war er bekannt; er und sie grüßten einander freundschaftlich.

„Glücklich wieder eingelaufen, Mynheer Brugenaar?“ fragte der Eine. „Nichts Steuerbares mitgebracht?“

Die Männer wechselten noch ein paar weitere Worte, ehe Brugenaar sich zurück zu Leo wandte, der neugierig Umschau in dieser Fremde hielt, wo er gegen alle Erwartung gelandet. Es war ihm sonderbar, wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, und ein eigenthümliches Vergnügen bereitete es ihm, die Anzahl Wagen — hier Vendis und Carreten genannt — zu sehen, welche auf Insassen harrten; denn bis zu dem Zollhaus geht die Wagenverbindung mit Batavia, und ein lebhafter Verkehr ist es, besonders dann, wenn die Mail — ein Postdampfer — von der Rhede signalisirt ist. So ziemlich die ganze Handelswelt, die dadurch mit den andern Erdtheilen in Verbindung steht, kommt alsdann in Bewegung — bringen doch die ankommenden Briefe, Bestellungen, Course und Nachrichten neues Leben. Die Vendis jagen alsdann fleißig zwischen der Stadt und dem Landungsplatz einher.

Auch Brugenaar winkte einen Wagen herbei, und wenige Mi-

nuten später rollte das leichte Fuhrwerk von zwei kräftigen Ponies gezogen, schnell unter den wehenden Cocospalmen den Kali Besaar entlang. Leo staunte wie in wachem Traume diese neue, kaum geahnte Welt an, die rings um ihn erstand. Nichts erinnerte an die alte, verlassene; selbst die Häuser und Gebäude sahen fremdartig aus, ebenso die Kutschen und Cabriolets mit den winzig kleinen Pferden davor und den braunen Kutschern, die buntbemalte oder gar vergoldete Hüte trugen, welche Backschüsseln nicht unähnlich sahen. Dabei, dicht neben diesem Lächerlichen wieder die prachtvollen Palmen, von denen man in Deutschland träumt. Und unter diesen hochstämmigen Bäumen da huschten und liefen Chinesen mit ihren langen Zöpfen und Malayen mit schweren Lasten, die sie vermittels eines Stockes über der Schulter trugen.

Auch an Frauen und Mädchen der Eingebornen fehlte es nicht. Flink, mit nackten Füßen liefen sie umher, plaudernd in der fremden Sprache mit Tönen, aus welchen der junge Ankömmling auch nicht den geringsten Sinn entnehmen konnte. Er konnte nur in ständig wachsendem Staunen der Dinge harren, die nun noch kommen würden.

Die Fahrt ging nicht der alten Stadt zu, in der sich ausschließlich die Comptoirs befinden. Ihre Wohnhäuser haben die Weißen in den Vorstädten und einer dieser — dem hübschen Cramat, rollte die Carreta zu. Dort lag Brugenaar's Erbe.

Es mochte sechs Uhr des Abends sein, die Sonne neigte sich eben im Westen hinter den hochstämmigen Palmenkronen und riesigen Waringhi's. Die Dämmerung brach schon ein — diese frühe Dämmerung der Tropen, welche den heißen Tag kürzt und den ermatteten Körper stärkt. Zu solcher Stunde ist es unter dem Aequator, wo sich der Nordländer so leicht die Armen, die dort leben müssen, fast verschmachtend denkt, bereits höchst ange-

nehm, und die also Bedauerten erfreuen sich unter dem kühlen Porticus ihrer luftig gebauten Häuser großen Wohlbehagens.

Mevrouw Brugenaar lieferte ein Beispiel davon. In einem bequemen, chinesischen Rohrstuhl gelehnt, saß sie in der, nach dem hübschen Garten hinausgehenden Vorhalle und kostete mit Wonne eine brasilianische Butterbirne, deren Mark mit Madeira und Zucker zu einer Crème angerührt, ihr vortrefflich mundete, während eine flinke Malayin noch andere Köstlichkeiten der Tropenländer wie riesige Orangen, Manga und Pompelnuß auf den Tisch stellte.

In diesem Augenblick fuhr die Carreta vor und ein Malaye überstürzte sich seinem Herrn entgegen.

Auch Mevrouw kam in Bewegung, sie erhob sich, und ihre kleine corpulente Gestalt watschelte ein wenig dem Ankommenden entgegen. Die Dame war nicht mehr jung, sie schien selbst älter als ihr Gatte, doch konnte daran auch ihre broncefarbene Hautfarbe schuld sein, welche ihre Abstammung verrieth. Sie war eine Lip-lap[1]), die früh altern und dann gar behäbig und bequem werden. Mevrouw war offenbar Beides, indeß beschleunigte sie diesmal ihre kleinen Schritte, wobei sie wiederholt rief:

„Tabé, tabé[2]), Brugenaar!“

Sie schien wirklich erfreut, und bewillkommnete den Gatten voll Zärtlichkeit, die sich indeß seinerseits mehr auf Worte beschränkte.

„Hier bin ich wieder, kleiner Schatz, glücklich daheim, und habe Dir auch einen Gast mitgebracht. Ich empfehle Deiner Sorgfalt Herrn Edelheim.“

Die Dame wandte sich jetzt gravitätisch dem jungen Fremden zu und neigte würdevoll grüßend den Kopf — aber ihre schwar-

---

1) Abkömmlinge von Eingeborenen und Europäern.
2) Malayischer Gruß.

zen Augen lachten doch dabei gutmüthig zu ihrem: „Tabé, Mynheer E—"

Das Wort mußte ihr zu schwer sein, sie ließ es einfach fallen, und rief einem Malayen zu, noch mehrere chinesische Rohrstühle herbeizuschaffen.

Aber Mynheer wehrte:

„Laß unsern Gast es sich vorerst bequem machen. Ich will ihm sein Zimmer zeigen; er ist müde von einer langen Fahrt; denn er kommt von Europa herüber."

Jetzt betrachtete Mevrouw ihn mit doppelter Neugierde, und nachdem die Gatten noch einige Worte über ihr gegenseitiges Befinden während der Trennung ausgetauscht hatten, bot die kleine Dame Leo die Hand zu erneutem Willkomm, aber ohne dabei ihre behagliche Lage in dem wieder eingenommenen Schaukelstuhl zu verändern, und begann mit ihm eine kleine Unterhaltung, die ihrer Fremdartigkeit halber Leo im Stillen erheiterte und sein unbehagliches Gefühl, sich unter wildfremden Menschen zu befinden, minderte. Er war jedenfalls gutmüthig aufgenommen und mit diesem angenehmen Bewußtsein folgte er seinem Gönner in das Haus.

Die Häuser auf Java besitzen meist nur ein Stockwerk; umgeben von Gärten, sind alle in einer Weise gebaut, die dem Luftzug freien Durchzug läßt. So sind sie kühl und schattig, besonders der Porticus, eine von Säulen getragene Vorhalle mit Aussicht in die vor ihr liegenden Gärten. Manche derselben bieten ordentlich einen paradiesischen Anblick, und die Gebäulichkeiten wetteifern in ihrer äußern Erscheinung mit unsern schönsten Villen, an denen Reichthum und guter Geschmack das Ihrige geleistet haben.

Solch' ein reicher Besitz war derjenige Brugenaar's nun nicht. Wie er sich selber ein einfacher Handelsmann genannt, so war auch „sein Erbe" einfach, doch bequem und freundlich.

Leo fand Letzteres doppelt, als er etwas später zur Abendmahlzeit im Portico erschien, wo jetzt zwei herabhängende Astrallampen helles Licht in der Nähe verbreiteten, während ihr Schimmer bis in das dichte Gesträuch hineinfiel. Ein aufmerksamer Malaye bediente beim Mahl, das unter den verschiedensten Gesprächen verlief. Mevrouw war gern unterhalten und wegen der Wiedersehensfreude mußte der sonst schweigsame Gemahl sich heute wohl etwas anstrengen, wobei ihm Leo indeß redlich zu Hülfe kam und dadurch augenscheinlich in der Gunst Mevrouw's stieg. Aber auch Mynheer zeigte sich für die ihm geleistete Unterstützung erkenntlich, und wohl annehmend, daß sein junger Gast nach all' den Erlebnissen der Ruhe bedürfe, bestand er darauf, den javanischen Abend zu kürzen und zeitig den jungen Mann sich selber zu überlassen.

Innig dankbar war ihm Leo dafür, aber Ruhe fand er sobald noch nicht. Doch, endlich allein mit seinen Gedanken, blickte er hinaus auf die wundervolle Scenerie vor sich. Gab es denn ein entzückenderes Bild auf der Welt, als das hier vor ihm ausgebreitete, dessen Reiz die Nacht eher vermehrte, als verminderte.

Wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht kam ihm dies Alles vor, besonders der Blick in die nahegelegenen, mit gewürzigen Büschen und Fruchtbäumen bedeckten Gärten, über welche die hohen, federartigen Wipfel der Cocos- und Areka-Palmen im kühlen Luftzug rauschten, sich hin und her wiegend, wobei sie nur in der Mitte den Blick nach dem sternbesäeten, tief dunkelblauen Himmel freiließen.

Das Stückchen blauer Himmel führte Leo's Gedanken zurück in die deutsche Heimath zu den fernen, fernen Lieben.

Er wußte sie gut geborgen in Gerhard's Hut, und dennoch —

Wieder hob sich sein Blick zu dem wunderbar prächtigen Him-

melsgewölbe, an dem hell und klar das südliche Kreuz funkelte, und seine Seele erstarkte in der gläubigen Zuversicht, daß eine gerechte, aber auch allmächtige, gütige Vaterhand ihre Kinder schützt.

Beruhigt und getröstet trennte er sich von dem prächtigen Anblick und suchte Nachtruhe, seine erste auf Java.

XXIII.

Einer Aussaat Ernte.

Dich schirmt ein guter Geist!
Leb' und blühe!
Shakespeare.

Wochen waren seit Leo's Landung in Batavia vergangen. Das Schiff hatte seine Rückfahrt angetreten, Leo aber war geblieben. Brugenaar, nebst einem seiner Freunde, leisteten Bürgschaft für den jungen Fremden, da dieser in das Geschäft des ersteren als Commis eintrat. Es war ein bescheidener, kleiner Posten, der wenigstens vorläufig mehr Arbeit als Gewinn versprach. Seine Lage hatte indeß Leo belehrt, nicht anspruchsvoll zu sein und dankbar die Gelegenheit wahrzunehmen, die ihm sofort einen ehrlichen Verdienst verhieß. Auch fühlte er sich Brugenaar verpflichtet. Derselbe gehörte nicht zu den Geschäftsgrößen der Insel, er war lediglich ein wohlhabender Handelsmann, dessen Geschäft in bescheidenem Umfange blühte. Bisher hatte er demselben so ziemlich allein vorgestanden, da sein ganzes Personal sich aus einem weißen Waarenmeister und einigen malayischen Dienern zusammensetzte. Brugenaar, von Hause aus arm, war lange

als Buchhalter in einem größern Handelshause zu Celebes thätig gewesen, in vorgerücktern Jahren aber nach Java übergesiedelt, wo er sich verheirathete und ein eigenes Geschäft etablirte. In seiner ruhigen, gehaltenen Weise war er stolz darauf, sich als gemachten Mann zu fühlen, was ihm, im Vergleich mit seiner früheren Mittellosigkeit, stets als eine höchst erfreuliche Schicksalswandlung vorkam und ihn gern zu der bereits auf dem Schiff gegen Leo gemachten Aeußerung veranlaßte, Java sei das Feld, sein Glück zu machen. Daß man daselbst in der That durch Fleiß und Ausdauer zu Besitz und Reichthum gelangen konnte, dafür gab es noch andere glänzende Beispiele in dem alten Batavia.

Je mehr Leo sich mit dem schönen, ergiebigen Lande befreundete, je mehr sah er dies ein, und einmal an diese Küste verschlagen, dünkte es ihm rathsamer, gleich dort Beschäftigung zu suchen, als mit dem Dampfer zurück nach Bombay zu segeln, wo seine mitgebrachte Empfehlung nun doch werthlos war, während sich an Ort und Stelle bereits eine freundliche Hand gefunden, die bot, was sie zu bieten hatte. Freilich mußte er dabei von unten an, so zu sagen von der Pike auf dienen und die Lehrjahre wahrnehmen, die ihm in der Heimath geschenkt worden, aber das schreckte ihn nicht; es reizte eher seine jugendliche Kraft die Vorstellung, ganz auf sich selber angewiesen zu sein und durch eigenen Fleiß und Mühe möglicher Weise künftigen Wohlstand erringen zu können.

Gelang dies nicht, so verdiente er doch jedenfalls so viel, um mit einem der vielen Handelsschiffe nach Hongkong zu kommen, woselbst er sicher einen Freund fand — Onkel Rafael. Bei seiner völligen Vereinsamung zog es ihn jetzt schon oft zu diesem hin, aber sein feines Ehrgefühl sträubte sich dagegen, in der Fülle von jugendlicher Kraft und Gesundheit als Bettler an das Missionshaus zu klopfen. Nein, er wollte wenigstens zuerst das

Nothwendigste verdienen und dann gern und dankbar des Oheims Beistand und Hülfe in dem fremden Lande annehmen, falls es Noth that.

Vorläufig bot sich ihm Arbeit und er wollte arbeiten.

Solche Reflexionen hatten ihn zur Annahme der angebotenen Stellung geführt. Seit Wochen war er nun schon darin thätig und manch' beruhigenden, tröstlichen Bericht hatte die Postmail bereits mit zu den Lieben nach Europa genommen. Munter und hoffnungsvoll, wie dieselben gehalten waren, merkte man ihnen wenig an, daß dem Schreiber das tägliche Leben unter dem Aequator dennoch gar oft nicht allzu sonnig war.

Während die Wochen sich zu Monaten reihten, gab es auch auf dem schönen Java Stunden und Tage, in welchen der arme fremde Commis in dem düstern Waarenhaus und Comptoir zu Alt-Batavia sehr tief den Wechsel seines Geschicks empfand. Aller Anfang ist schwer; auch der unter der üppigen Pracht der Tropen.

Leo's Stellung schloß manche Beschäftigung ein, zu der er in Europa niemals gedacht hätte herabsteigen zu müssen, und oft wollte ihn die Geduld verlassen bei den alltäglichen Kleinigkeiten eines Erwerbes, bei dem er aushalten mußte, während er sich doch zu ganz anderer Thätigkeit befähigt fühlte. Dazu kam, daß, sobald er sich mehr in den örtlichea Verhältnissen orientirte, seine Stellung ihn zu drücken begann, den andern Europäern gleichen Alters gegenüber, die als Commis und Buchhalter in den Häusern der indischen Nabob's oder der Maatschappy die Genüsse javanischen Lebens anders verkosten konnten wie er. Obgleich er sich denselben völlig gleichberechtigt, wenn nicht überlegen fühlte, schauten diese doch meist neugierig auf den hergeschneiten Deutschen herab, der sich aus doppelten Gründen sehr zurückhielt. Vorerst hatte er nur kleine Mittel, zweitens mußte er von seinem Verdienst für daheim sparen und dazu kamen noch die völlig

fremden Verhältnisse. Aber er hielt aus, langsam bahnte er sich seinen Weg; ehe ein halbes Jahr vorüber war, lagen die meisten Schwierigkeiten hinter ihm und seine Beschäftigung hatte eine ihm mehr zusagende Richtung angenommen. Seine Fähigkeiten kamen zur Geltung und er fühlte selbst, daß er nunmehr seinem Principal von Nutzen wurde und ihm die dem Fremden erwiesene Güte reichlich lohnte. Brugenaar zeigte ihm dagegen stets eine wohlwollende Theilnahme und schien selbst immer erfreuter über das Resultat, das er durch seine richtige Beurtheilung des Fremden erreicht hatte.

Jedoch nicht allein Brugenaar, auch die Angesehensten unter den reichen Handelsherrn begegneten dem jungen Commis der Brugenaar'schen Firma, wenn sie mit ihm in geschäftliche Berührung kamen, anerkennenswerth höflich und rücksichtsvoll. Leo's feines Aeußere, sein Fleiß und die Regsamkeit, mit der er seinen Obliegenheiten entsprach, dabei die gute Lebensart neben bescheidenem aber sicherm Selbstbewußtsein erweckte Interesse für den jungen Deutschen, das rasch wuchs, sobald nach und nach die näheren Details seiner Landung auf Java bekannt wurden. Das fallirte Bombayer Haus war natürlich auch bekannt, und man bedauerte den jungen Mann, welchen eine trügerische Verheißung aus so weiter Ferne gelockt hatte und der nun durch Schicksals Tücke eigentlich in einem Hafen vor Anker gegangen war, in den die hübsche Brigg nicht so recht paßte, womit man sagen wollte, er sei zu einem andern Posten befähigt, als dem in Mynheer Brugenaar's Comptoir. Doch sprach man dies nicht gerade zu aus; denn das Geschäft Brugenaar's war, wenn auch kein großes, so doch ein höchst geachtetes. Man sah nur für den talentvollen, strebsamen Mann ein allzu langsames Fortkommen darin. Leo gab zunächst solchen Gedanken keinen Raum — obgleich er sich zuweilen in kühnen Illusionen erging. Brugenaar

selbst rief solche hervor, wenn er in aufrichtigem Vergnügen über des jungen Gehülfen Pflichttreue ihm versicherte:

„Na, Ihnen kann es hier nicht fehlen, binnen wenigen Jahren sind Sie ein reicher Mann, vielleicht ein Crösus — wie Mynheer Steinert, der seiner Zeit in Indien gelandet ist, ohne einen Heller und nun seine Schiffe auf allen Meeren hält.“

Dies letztere war eine Thatsache, und Leo blickte gern auf solche Beweise, daß Holländer und Deutsche, die vor wenigen Jahren als arme Commis nach Java gekommen, jetzt bereits ihre eigenen Herren waren. In diesem reichen Lande konnte Fleiß, Ausdauer und etwas Glück den Weg zu eigenem Besitzthum schon ziemlich rasch bahnen, indeß bot sich daselbst zu diesem Ziele zuweilen noch ein zweiter Weg für junge Europäer — die Verheirathung mit einer Liplap Dame. Dieselbe lieferte vermittels „ihres Erbes“ dann gleich einen ergiebigen Boden zum Weiterarbeiten.

Leo lernte auch diese Aussicht zeitig kennen; denn sein Principal hatte ja selbst eine solche Heirath gemacht, und Mevrouw Brugenaar war eine gute Dame.

Wie die meisten ihrer Abstammung, sobald die erste Jugend vorüber ist, hatte sie aufgehört, hübsch zu sein, aber was ihr an Schönheit fehlte, ersetzte sie durch harmlose Freundlichkeit. Leo war ein großer Liebling von ihr geworden, er unterhielt sie über Tisch, was der schweigsame Gatte zuweilen versäumte. Das allein hätte ihm schon ihr Herz gewonnen, wäre sie nicht bereits von Anfang an für ihren jungen Schützling eingenommen gewesen.

Ohne daß er es ahnte, wurde sie durch ihn eine Person von Wichtigkeit unter ihren jugendlichen Freundinnen, und höchst bereitwillig hätte sie dem hübschen Deutschen mit dem blonden Haar die schönste und reichste ihrer Protegé's als theures Ehegespons verschafft.

Leo aber wehrte sich allzeit lachend und mit fröhlicher Manier gegen eine solche Fürsorge, indem er seine Jugend vorschützte, welche die goldene Freiheit allzu sehr liebe. Ebenso lachte er zu Brugenaar's Prophezeiungen, meinend, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge heiße es doch auch bei dem Reichwerden: „Eile mit Weile!"

Der verständige Holländer nickte dazu beistimmend. Inzwischen aber verbesserte er selbst mit redlichem Sinn seiner kräftigen Stütze den Gehalt und die Stellung. Um ihm diese vortheilhafter zu machen, ließ er den jungen Mann kleine, sonst selbst besorgte Geschäftsreisen in's Innere des Landes, nach den holländischen Colonien, nach Buitenzorg und selbst bis nach Celebes unternehmen.

Eben nach seiner Rückkehr von dort fuhr Leo an einem Montag Morgen eilig den Kali Besaar entlang dem Comptoir zu. Rings herrschte reges Leben, denn von allen Vorstädten rasselten jetzt die kleinen Bendis herbei, Handelsherrn, Buchhalter und Commis nach ihren verschiedenen Comptoirs bringend, da sich kein Europäer auf Java zu Fuß nach dem Geschäfte begibt. Die „gemachten Leute" haben ihr eigenes Gefähr, die andern benutzen Miethbendis. Diese alle nebst den braunen Kutschern warten den ganzen lieben langen Tag unter besonders zu diesem Zwecke errichteten Schuppen, jederzeit eines Winkes, eines Rufes gewärtig — oder auch geduldig harrend, bis die Weißen nach beendigtem Geschäft aus den düster stattlichen Gebäuden des alten Batavia's wieder heraustreten.

Wunderlich sonngebrannt und verwittert nahmen sie sich aus, diese alten Kaufmannshäuser, die man nun nur mehr zu Comptoirs und Waarenhallen benutzte, während in früherer Zeit Glanz und Pracht in ihren Räumen herrschte. Noch erzählen davon Zeichen an den Wänden in verblaßten, zerstörten Malereien, Goldleisten und kostbaren Schnitzwerken, ja die broncenen Bolzen

stecken wohl noch in den Wänden über den Fenstern, von denen früher schwerseidene Stoffe niederhingen.

Die Zeiten sind vorüber. Damals bildeten diese Hallen den Mittelpunkt ostindischen Handels, und fast allmächtig herrschte daselbst, enorme Reichthümer gewinnend, die Ostindische Compagnie.

Doch besaß diese einen Feind, den weder Gold bestechen noch Feuergewehre besiegen konnten — die ungesunde Luft, welche oft rücksichtslos unter den Nordländern aufräumte. Das Meiste trug dazu bei die Bauart der von Ringmauern, Wällen und Bastionswerken umgebenen Stadt, die enge, dumpfe Straßen hatte und eine Menge mit langsam fließendem Wasser gefüllte Kanäle neben dem Kali Besaar, dessen seichte, schlammige Ufer ordentlich die ganze Atmosphäre verpesteten. Das wurde aber besser, sobald der Fluß eine feste Eindämmung erhielt; dadurch verlor er die schlammigen Ufer und strömte rascher. Ebenso half man den Kanälen nach; auch die Wälle fielen, nachdem der Krieg mit den Eingeborenen beendet war. Man bedurfte nun des Castells nicht mehr — luftigere Distrikte, Vorstädte wurden angelegt, der Gouverneur, Officiere, Beamte und Handelsherrn, alle zogen dorthin, und Batavia blieb nur mehr der Hauptstapelplatz für den Handel.

Mitten in diesem sind die alten Gehäuse früherer Herrlichkeit geblieben. Wo einst seltene Kostbarkeiten die Hallen zierten, erheben sich nun gleichförmige, hölzerne Regale, auf denen wunderliche Mischungen europäischer Waaren bunt aufgeschichtet neben und über Ballen mit Pfeffer, Zimmt, Kaffee, Reis und allen möglichen Produkten der Tropen liegen.

Malay'sche Diener halten diese Waarenlager unter ihrer Obhut. Neben ihnen haben nur Malayen und Chinesen ihre alten Wohnungen behalten, kein Europäer. Die kommen Morgens von

ihren freundlichen Wohnungen vom Lande herein zu „dem Geschäft“ in die Stadt.

Reges, lebendiges Leben herrscht alsdann dort, besonders an so einem Montag Morgen, wie heute, wo die Comptoirs von Sonnabend an geschlossen waren.

Bunt schaute es am Kali Besaar aus, Massen von Lastträgern mit ihren an starken Bambusstäben hängenden Ladungen drängten sich auf dem Damm des Flusses, an dem eine Menge indischer Prauen gelandet waren, um Fracht einzunehmen und auszuladen. Fruchtverkäufer, schwere Körbe tragend, eilten ihren Ständen zu, chinesische wandernde Krämer, die alles nur Denkbare feil boten, schauten schlau in die Läden herein, darauf aus, ihre Waare anzubringen, während vor den Thüren der Schiffsmakler, wo Schiffscapitaine und Seeleute fleißig aus- und eingingen, bereits Eingeborene harrten, welche die ganze Nacht rüstig marschirt waren, um in der Morgenkühle lebende Thiere und Vögel frisch zum Kauf ausbieten zu können. Rings herum standen massenhaft neugierige Malayen und Chinesen, sich untereinander über den Werth der eingesperrten Thiere streitend.

An diesen bunten Gruppen vorbei, auch mitten durch jagten die Vendis der Weißen, neben welchen hie und da ein javanischer Ponie mit einem langbeinigen Chinesen einhertrabte.

Im großen Ganzen war es das bunteste Bild, das man sich denken kann; auf Leo machte es aber nicht mehr den Eindruck wie früher. Fast ein Jahr auf Java, hatte er sich an den Anblick gewöhnt, und ohne sich dabei aufzuhalten, eilte er den Waarenhallen zu.

Er war stets eifrig darauf bedacht, seinen Beschäftigungen nachzukommen, dennoch drückte gerade heute wieder ein trüber Gedanke sein Gemüth, er bedauerte es, seine Fähigkeiten nicht angemessener verwerthen zu können. Gewiß, bei den jetzigen Leistungen wurde er seinem Principal recht nützlich, aber er selbst

kam nicht so rasch voran, als ihm nun, da er Land und Leute kannte, möglich gewesen sein würde.

Indeß er dies dachte, wandte er mit einem unwillkürlichen Seufzer die Augen weg von den langen, luftigen Comptoirs der großen Firmen, an deren Thüren jetzt überall die Commis aus ihren Bendis sprangen.

Auch er hatte Brugenaar's bescheidenes Geschäftslokal erreicht; Arbeit fand er genug vor. Seine Gedanken concentrirten sich bald ganz auf das vor ihm liegende Tagewerk. Zu demselben gehörte eine Besorgung in dem Comptoir der stolzen, reichen Firma Steinert.

Die Gedanken vom Morgen erwachten unwillkürlich wieder in Leo's Sinn, als er durch die verschiedenen Comptoirs, an all' den Pulten, hinter welchen die vielen „jungen Leute“ arbeiteten, vorbeischritt, um seinen Auftrag bei dem Cassirer zu erledigen. Dieser wies ihn jedoch damit an den Handelsherrn selber.

„Der Chef befindet sich in seinem Comptoir,“ — sagte er gefällig. „Er hat Ordre gegeben, Sie mit der Sache direkt an ihn zu weisen; bemühen Sie sich dort hinein — links, die erste Thür!“

Leo entsprach der Anweisung, innerlich einigermaßen darüber erstaunt, daß Mynheer Steinert sich selbst mit einem so geringfügigen Geschäft, wie er es brachte, befaßte. Er hatte das Comptoir erreicht und stand dem Handelsherrn gegenüber. Derselbe war ein Deutscher. Er hatte die besten Mannesjahre noch nicht überschritten, obgleich er älter aussah. Sein Gesicht war ernst, fast streng, nur in dem Blick seiner grau-blauen Augen lag ein Strahl, der ein warmes Gemüth verrieth, das sich hinter scheinbarer Kälte verbarg.

Leo kannte Mynheer Steinert von Ansehen, hatte aber noch niemals ein Wort mit ihm gewechselt und durfte kaum annehmen, daß diesem seine Persönlichkeit bekannt sei. Das mußte

aber doch wohl der Fall sein, denn ungemein freundlich begegnete ihm der Handelsherr.

Nachdem er die kleine von Leo überbrachte Wechselaffaire streng kaufmännisch erledigt hatte, meinte er wohlwollend:

„Sie sind, wie ich höre, sehr gegen Ihren Willen auf Java gelandet?"

Leo bejahte die Frage und gedachte mit einigen Worten seiner Bestimmung nach Bombay.

„Und gefällt es Ihnen nun bei uns?" fragte der Andere weiter und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, noch bei: „Ich sollte eigentlich denken, Sie hätten gerade nicht die Ihren Kräften angemessene Beschäftigung gefunden. Bei Ihrer Leistungsfähigkeit dürften Sie schon etwas höher streben. Sollte es Ihnen bei unserm guten Brugenaar zu eng werden, so sprechen Sie nur hier bei mir vor. Es ist ein Posten auf dem Comptoir frei — Sie können ihn haben."

Leo wußte nicht, wie ihm geschah. Ihm, dem Fremden, wurde eine Stelle in dem Hause Steinert angeboten! Was in der dortigen jungen Handelswelt für ein Glück galt, um das man sich schon ordentlich mühen durfte, das fiel ihm unerwartet zu. Hatte denn etwa der ruhige Deutsche vor ihm in seiner Seele die Gedanken gelesen, die ihm vor kurzem noch durch den Kopf geschwirrt waren. Heiß fielen sie ihm alle ein. Eine dunkle Röthe überzog seine frischen Züge — doch faßte er sich schnell:

„Ich weiß sehr wohl die Ehre zu schätzen, welche für mich in Ihrem gütigen Anerbieten liegt. Sie gestatten auch wohl, daß ich später darauf zurückkomme, für den Augenblick wollen Sie verzeihen, wenn ich für dasselbe nur danke."

Nun war das Staunen an dem Nabob. Ihm begegnete etwas Neues unter der Sonne; denn, daß er einem Commis einen Posten angeboten und darauf eine abschlägige Antwort erhalten hatte — das war noch nicht dagewesen.

Das Neue der Situation mußte ihn indeß amüsiren. Verwundert wohl, dabei aber höchst gutmüthig sagte er:

„Wie Sie wollen.“

Jetzt aber ergänzte Leo rasch:

„Könnte ich handeln, wie ich wollte, so würde ich mir gewiß unverzüglich Ihre Güte zu Nutzen machen; was mich daran hindert, ist einzig meine Verbindlichkeit gegen Mynheer Brugenaar.“

„Ah!“ machte Steinert, „Sie haben mit ihm einen Contract gemacht?“

Wieder zog lichte Gluth über Leo's erregte Miene, indem er lebhaft entgegnete:

„Einen Contract? Nein; der besteht nicht zwischen uns, jedoch bindet mich ebenso fest wie ein solcher mein Begriff von Ehre und Erkenntlichkeit. Mynheer Brugenaar nahm sich meiner an, als ich völlig freundlos war, er bot dem Unbemittelten die Mittel zu einem Fortkommen; demgegenüber scheint es mir Pflicht der Dankbarkeit, den freundlichen Helfer nicht gerade in dem Momente zu verlassen, wo ich angefangen, ihm nützlich zu sein. Habe ich erst meine Erkenntlichkeit bewiesen — dann wird es wohl nicht unbillig sein, auch an meinen Vortheil zu denken. Vorläufig muß ich indeß Brugenaar Zeit lassen, einen Ersatz für mich zu finden. Glauben Sie mir, Herr Steinert, dieses ist es allein, was mich bindet!“

Letzterer war aufgestanden und dem jungen Manne näher getreten Er klopfte ihm jetzt freundlich auf die Schulter.

„Ich theile ganz Ihre Begriffe von Rechtlichkeit, mein junger Freund, und finde, daß Ihre Bedenken Sie ehren und gute Grundsätze bekunden. Indeß ist meiner Meinung nach Mynheer Brugenaar selbst der Letzte, der Ihrem Vortheil im Wege stünde. Er findet für seine Arbeit schon Ersatz, während durch diese Ihnen jetzt nur mehr Zeitverlust erwachsen würde. Daß Ihr

Principal der gleichen Ansicht ist, davon bin ich überzeugt — ich würde Ihnen andernfalls gewiß mein Anerbieten nicht gemacht haben. — Sie mögen in der Zukunft darauf zurückkommen, wann es Ihnen gefällt."

Der Handelsherr wandte sich wieder seinem Pulte zu, und Leo, dies Zeichen seiner Verabschiedung nicht verkennend, verließ mit wiederholtem aufrichtigem Danke das Comptoir.

Er kam sich selbst ganz sonderbar vor. Er konnte es nicht läugnen, das war Glück! Momente stellten sich ein, wo es ihm unendlich thöricht erschien, nicht gleich zugegriffen zu haben — doch blieben dies eben nur Momente. Er hatte rechtlich gehandelt; er durfte nicht anders. Gelegentlich, wenn die gerade jetzt stark vorliegende Arbeit beendet war, wollte er indeß offen mit Brugenaar die Sache besprechen. Einstweilen schwieg er und versah pünktlich seine Obliegenheiten, obgleich die lockenden Illusionen wenig aus seinen Gedanken kamen.

So ging der Tag hin und auch der folgende. An diesem aber, kurz vor Comptoirschluß, hub der schweigsame Brugenaar plötzlich ohne jegliche Einleitung an:

„Nun, Edelheim, Mynheer Steinert hat ja gestern mit Ihnen gesprochen und, wenn mich nicht Alles trügt, Ihnen gar eine Offerte gemacht?"

Leo blickte auf und seinen Principal gerade an. Er begegnete einem ruhigen Blick.

„Da Sie es einmal wissen," lautete seine einfache Antwort, „ja, es ist mir ein Posten bei Steinert u. Comp. angeboten!"

„Sie haben Glück und werden darum beneidet werden. Das ist eine Gunst, die sonst nur eifrige Bewerber erlangen. Aber ich sagte es ihnen ja immer, daß Sie Ihren Weg machen würden!"

Ueber diesen gleichmüthigen Aeußerungen gerieth Leo's

Blut doch etwas in Wallung. Unwillkürlich entfuhr ihm der Ausruf:

„Aber ich habe das Anerbieten abgelehnt — wenigstens vorläufig,“ setzte er, gestachelt von Mynheers Gleichmuth, hinzu.

Dadurch kam indeß auch dieser ein wenig mehr in Bewegung.

„Verdoem my! warum das, junger Mann?“

Jetzt hielt Leo aber auch nicht länger mehr zurück.

„Na, Herr Brugenaar, wenn es Ihnen so ganz gleichgültig ist, ob ich bleibe oder gehe, so kann ich beruhigt das letztere thun!“

„Ha! Das ist es, Sie guter, ehrlicher Junge!“ rief Brugenaar jetzt mit ungewöhnlicher Wärme. „Ich hätte das denken sollen! — Im Wege stehe ich Ihnen aber nicht, waarachtig niet! Sie sind mir recht, recht nützlich gewesen, doch soll mein Vortheil nicht Ihr Schade sein, waarachtig niet. Ich bleibe bei meinem kleinen, sichern Handel, Sie gehören in ein großes Geschäft, Sie haben das Zeug dazu. Ich selbst hatte Sie Mynheer Steiner empfohlen. Er interessirte sich für Sie, als kürzlich einmal die Art und Weise, wie Sie hierher kamen, erwähnt wurde. Er fragte mich genauer darum. Da er ein Landsmann von Ihnen ist, fand ich das begreiflich und weil er einen enormen Einfluß besitzt, dachte ich — er könne Ihnen nützlich sein: ich erzählte ihm daher gern. In Folge dessen bot er Ihnen gestern die Stelle und deutete mir heute selbst Ihre Bedenken an. — Sie haben dadurch bei Keinem von uns verloren — das glauben Sie kühn,“ fügte er, Leo seine breite Hand reichend, bei, „aber hin zu Steinert u. Comp. müssen Sie. Ich habe Mynheer Steinert versprochen, Sie diesen Abend zu ihm nach Weltefreden zu schicken — da können Sie gleich die Sache in Ordnung bringen.“

Einmal aus seiner Wortkargheit herausgetreten und im Zuge, fuhr er mittheilsam fort:

„Er ist etwas eigenthümlich, Mynheer Steinert, er ist eben —“ ein Deutscher wollte er wohl fortfahren, sagte aber, sich besinnend, statt dessen: „— gar einsam. Ich glaube, er freut sich, mit Ihnen von Deutschland plaudern zu können. Fahren Sie also hübsch hinaus und erzählen Sie ihm. Sie treffen ihn gewiß allein; denn obgleich einer der angesehensten unter der haute volée ist, lebt er doch ziemlich für sich.“

Leo ließ sich das Alles gesagt sein. Vollständig über diese Wendung der Dinge befriedigt, fuhr er bald nach dem Geschäftsschluß, in sorgfältig erneuter Toilette und voll angenehmer Erwartung nach Weltefreden — der schönsten Vorstadt. Dort lag Steinerts Wohnung inmitten eines herrlichen Gartens, den man füglich ein kleines Paradies nennen konnte. Die Eva fehlte jedoch darin; Steinert war Junggeselle. Ob er in Deutschland noch Familie besaß, für die er seine Schätze häufte, wußte Niemand — man wußte nur, daß er sich auf Java ganz acclimatisirt und dort während des letzten Jahrzehnts außer gelegentlichen Reisen nach andern indischen Hafenplätzen, wo sein Haus überall Filialen besaß, beständig residirt hatte. In der Gesellschaft war er eine wichtige, gesuchte Persönlichkeit; er entzog sich der Geselligkeit nicht, liebte aber mehr noch seine eigene Häuslichkeit. Diese bot einen reizenden Anblick, als jetzt Leo's Bendi sich ihr rasch näherte. Die Dämmerung war bereits vorgeschritten; in dem Portico, einer von schönen, schlanken Säulen getragenen Halle, die ringsumher tropische Pracht umgab, brannten fünf bis sechs Astrallampen, deren heller Schein zwischen den hängenden Zweigen der Waringhis[1]) magisch durchschimmerte, während vom hohem Himmel der eben aufgehende Mond sein mattes Silberlicht durch die riesigen Bäume warf und mit den zitternden Schatten auf dem Boden spielte.

Inmitten dieser wunderbaren Umgebung saß in dem stillen

1) Geheiligter Baum der Javanen.

Portico der Hausherr. Auf einem Tischchen neben ihm stand in feinstem chinesischem Porcellan Thee servirt. Langsam trank er denselben und gönnte sich dazu den Genuß einer köstlichen Manilla. Unweit von ihm kauerte am Boden ein malayischer Diener mit seiner aus Cocusbast gedrehten, brennenden Lunte, einzig auf den Moment bedacht, wo sein Tuwan „api!"[1]) sagen werde.

Dieses Rufes allzeit gewärtig zu sein, bildete seine alleinige Aufgabe. Er rührte sich deshalb auch nicht im mindesten, höchstens zeigte er neugierig seine zwei Reihen vom Sirihkauen braungelb gefärbten Zähne, als jetzt das Bendi mit Leo vorfuhr.

Statt seiner stürzten indeß zwei andere Malayen mit brennenden Obors[2]) herbei, um den neuen Tuwan zu empfangen und ihn den Weg entlang zu geleiten zwischen dem Baum- und Strauchwerk durch, das die flackernden Flammen der Obors seltsam beleuchteten.

Steinert hatte sich erhoben und trat dem Gaste entgegen. Keine Spur an ihm erinnerte jetzt an den Handelsherrn — es war lediglich der feine, gebildete Hausherr, der einen willkommenen Besuch empfängt. Artig bot er diesem die Hand.

„Ich freue mich Ihres Kommens," sagte er einfach, „wir sind ja Landsleute — zwei Deutsche. Plaudern wir ein wenig von der fernen deutschen Heimath."

Inzwischen nahm man Platz. Leo wurde mit Thee und einer Manilla bedient, wobei sich auch zu seinem Dienst ein Feuerjunge niederkauerte — denn der Malaye bedient nur einen Tuwan.

Leo fühlte sich bei dem liebenswürdigen Empfange bald behaglich. Von jeher an gute Gesellschaft und feine Umgangsformen gewohnt, wurde es ihm leicht, seine untergeordnete Stel-

1) Feuer für die Cigarre.

2) Fackeln.

lung zu vergessen und sich, der Gelegenheit entsprechend, mit angenehmem Freimuth zu benehmen. Das Gespräch kam rasch in Fluß. Steinert stellte eine Menge Fragen über Deutschland und die dortigen Verhältnisse. Allmählich mußte der junge Gast auch von seiner eigenen Familie und der engeren Heimath erzählen. Steinert kannte diese flüchtig. Er selbst war ein Süddeutscher. Leo's Studienjahre in Heidelberg interessirten ihn am meisten. Er war dort wohl bekannt und es freute ihn, altgewohnte Namen zu hören und nach liebgewonnenen Plätzen fragen zu können. Ueber diesem traulichen Geplauder wurde man sich gegenseitig immer sympathischer. Leo mußte mit die Abendmahlzeit halten. Der Wein belebte die Unterhaltung noch mehr. Es wurde spät darüber. Aber in der wundervollen javanischen Nacht beachtete man das nicht. Ein Wort gab eben das andere und zuletzt, nachdem man auch die Leo auf dem Comptoir Steinerts zugedachte Stellung besprochen hatte und ersterer wiederholt für das ihm, dem Fremden erwiesene Wohlwollen dankte, erklärte der Hausherr gedankenvoll:

„Sie dürfen sich darüber nicht allzu sehr wundern, mein junger Freund; denn abgesehen davon, daß Landsleute in der Ferne auf gegenseitige Hülfe ein gewisses Recht haben, hat noch ein besonderer Umstand meine Theilnahme für Sie geweckt. In Bezug auf die Landung in Indien hat nämlich unser Geschick ziemliche Aehnlichkeit."

„Als ich Sie zum ersten Male sah und man mir die Einzelheiten Ihres Mißgeschickes erzählte — da traten meine eigenen Erlebnisse mir wieder vor die Seele. Ebenso freundlos und aller Hülfsmittel bar, landete ich in meiner Jugend zu Bombay. Zwar verschleuderte mich kein Seeunfall dorthin, aber ich sah mich, wie Sie, durch falsche Vorspiegelungen betrogen und aus der Heimath verlockt in eine Fremde, die mir, trotz ihrer Schönheit eine Wüste zu sein schien; denn ich war nicht jugendlich

frisch und kräftig wie Sie. O, Gott, ich war krank an Leib und Seele. Meine Willenskraft war erschlafft, mein Muth gebrochen — ich wäre verzweifelt, hätte nicht ein Mensch sich liebevoll meiner erbarmt."

Den Sprecher schien die Erinnerung fast zu überwältigen. Leo schwieg. Ringsum war es still. „Api!" sagte da Steinert, sich in einen anderen Ton zwingend. Nachdem der Malaye mit seiner Lunte herbeigeflogen war, und die Cigarre wieder brannte, erzählte er ruhig weiter:

„Obgleich noch sehr jung, lagen doch schon traurige Erfahrungen hinter mir und von Entbehrungen körperlich ebenso geschwächt, wie geistig gedrückt, erkrankte ich bereits während der Seereise. Entsetzlich elend fühlte ich mich auf dem Schiff — fand jedoch dort meinen barmherzigen Samaritan. Es war ein katholischer Missionar, ein schöner, schlanker Mann von ungemein vornehmem Aeußern, das sich unter dem Ordenskleid verbarg. Er nahm sich meiner liebreich an. Ich war Zwischendeck-Passagier — er aber stieg zu mir, dem Verlassenen, herab, und als ich elender und kränker wurde, nahm er mich mit in seine Coje. Dort erholte ich mich, doch ein neuer Jammer erwartete mich in Bombay. Ich hatte die Zusage, daselbst von Bekannten in Empfang genommen zu werden, aber Niemand ließ sich blicken — gänzlich verlassen, stand ich auf dem fremden Boden und starrte in das unbekannte Land. Auf dem Schiff war ich schon ziemlich unbeachtet geblieben; jedermann hatte genug mit sich selbst zu schaffen. Wer sollte da nun gar bei dem aufgeregten Getriebe einer solchen Landung Zeit haben, an einen armen, elenden Knaben zu denken!

„Doch — Einer vergaß mich nicht. Es war wieder der Missionar; er sah meine völlig verzweifelte Lage, meine gänzliche Verlassenheit, er nahm mich mit sich. Ich gehörte nicht seinem Glaubensbekenntniß an; das änderte nichts an seiner Fürsorge und Liebe für mich. Ich war arm, trostlos und verlassen, —

das war genug. Mit ihm fand ich in seinem Ordenshause freundliche Aufnahme, doch fiel ich alsbald in eine schwere Krankheit. Wochen lang lag ich in rasendem Fieber, mein Freund pflegte mich, er heilte mich, er machte mich gesund an Leib und Seele.

„Seiner Aufopferung verdanke ich zweifelsohne meine damalige Genesung und — daß ich, der Verzweifelte, ein besserer Mensch ward. Seine Fürsorge verhalf mir auch zu Brod und Arbeit, bis später meine Verhältnisse sich besserten durch aus der alten Welt herübergesandte Weisungen. Bis diese kamen, wäre ich indeß, ohne den barmherzigen Freund, längst zu Grunde gegangen. Ihm allein verdanke ich meine Rettung. Er hat unendlich viel für mich gethan. Aber mehr als das, was er für mich that, half mir das, wie er es that. Das hat aus einem gebrochenen Menschen einen neuen gemacht, der wieder mit frischem Muth ein neues Leben begann."

Steinert hatte sich im Sprechen offenbar von seinen Erinnerungen weiter fortreißen lassen, als er ursprünglich beabsichtigt. Tief aufathmend lenkte er in einen anderen Ton ein.

„Sie sehen, ich habe es dabei zu Etwas gebracht! Ich habe aber darüber weder die Vergangenheit vergessen noch meinen Retter. So muß ich den edelmüthigen Mann nennen. Weiß Gott, es wäre mir eine Wonne gewesen, wenn ich ihm später durch meinen Reichthum hätte vergelten können, aber er gehörte zu Jenen, die irdische Schätze für sich verschmähen und nur solche suchen, die der Rost und die Motten nicht verzehren. Vielleicht hat der Hochherzige auch jetzt schon sein thatkräftiges, opferreiches Leben vollendet und ist in sein himmlisches Erbe eingezogen. Ich habe wenigstens seit Langem Nichts mehr von ihm gehört; denn als ich das letzte Mal vor acht Jahren in Bombay war und natürlich auch in dem Ordenshause nach dem

Pater v. Reichenau fragte — war er leider abgereist in das Innere des Landes auf Missionen."

„Er befindet sich gegenwärtig auf solchen in China," — erklärte jetzt, sich zu möglichster Ruhe zwingend, Leo, der schon lange mit wachsender Spannung zugehört. „Es ist mein Lieblingswunsch, ihn, sobald ich Etwas vor mich gebracht habe, dort aufzusuchen."

Sein Wirth betrachtete ihn befremdet. Ganz betroffen sagte er:

„Kennen Sie denn Pater v. Reichenau?"

„Gewiß; er ist mein Oheim, der Bruder meiner Mutter," fügte er noch bei, die Ueberraschung des Andern sehend.

Dieser war bereits aufgesprungen.

„Ha! Das war's also!" — rief er lebhaft aus, und den jungen Mann an beiden Schultern fassend, prüfte er erregt dessen Gesichtszüge. „Ja, das war's, was mir das ganze Erlebniß so lebendig in's Gedächtniß zurückrief und fast unwiderstehlich mein Interesse für Sie weckte vom ersten Augenblick an, wo ich Sie sah. — Sie gleichen meinem edelmüthigen Retter — Sie haben ganz seine Gestalt und Etwas von seinen Bewegungen, besonders dann, sobald Sie Einen gerade ansehen — ja, ja auch in Ihrem Gesicht ist die Familienähnlichkeit nicht zu verkennen. Darum kamen Sie mir gleich so bekannt vor, ohne daß ich darauf kommen konnte, weshalb! — Aber nun freue ich mich dessen doppelt — nun kann ich vergelten. Ich habe ein Recht dazu. Ich will Sie mit Allem überschütten, was Ihr Oheim nicht wollte. Sie sollen, wenn Sie Lust dazu haben — in unserm Geschäft nach Hongkong, selbst nach Peking gehen, um den Oheim zu sehen und ihm meine Grüße zu bringen."

Die am Boden kauernden Malayen spitzten die Ohren und zeigten verwundert die Zähne. Sie verstanden zwar nicht, was die beiden Weißen mit einander redeten, aber ihren ernsten Tuwan hatten sie noch niemals derart erregt gesehen.

Steinert hatte seine ganze Umgebung vergessen. Er war völlig aus sich herausgetreten, und gleichwie bei einem tiefen See die einmal in Wallung gebrachten Wellen hoch gehen, so zeigte sich auch die Bewegung seines erregten Gemüthes stark. Doch der braunen Burschen Verwunderung, die er jetzt gewahrte, ließ ihn seine ruhige Selbstbeherrschung wieder gewinnen. Die auferstandene Vergangenheit versank wieder, er kam zur Gegenwart zurück, denn die Stille ringsumher belebte sich; auf dem nah gelegenen Wege rollten rasch nach einander Carretas mit ihren hintenaufstehenden Fackelträgern vorüber.

In einer der reichen Nachbarbesitzungen war eine Gesellschaft zu Ende, und müde Gäste fuhren heim. Es erinnerte auch Leo daran, wie spät es war. Steinert hielt seine beiden Hände fest.

„Gut," — sagte er mit herzlicher Entschiedenheit — „für heute gehören Sie noch einmal unter Brugenaar's Dach, aber morgen rechne ich auf Ihre vollständige Uebersiedlung in mein Haus. Von dieser Stunde an bin ich Ihr Freund. Schlagen Sie ein?"

Gerührt willfahrte Leo dem Wunsche. Die Hände der beiden Männer faßten sich in festem Drucke.

Steinerts eigene Carreta fuhr vor, zwei Malayen mit frisch brennenden Obors sprangen hintenauf, während Leo einstieg. Und wie er nun in flüchtiger Schnelle in die Dunkelheit hinaus fuhr, da war es ihm, als habe er seinen Fuß auf das Rad gesetzt, das mit ihm einer lachenden Zukunft entgegenrolle. Die Zeit der Prüfung schien ihm vorüber, Segen machte sich geltend. Er fühlte wieder einen Wendepunkt in seinem Leben gekommen, und dachte daran, daß nicht einzig ein Unglück, sondern auch ein Glück selten allein kommt. Es lächelte ihm zu Java mit dem eben gewonnenen Freunde.

XXIV.

Onkel Rafael.

> Ich weiß, daß Du das Gute willst
> und schaffst,
> Dein eigen Schicksal läßt Dich un-
> besorgt,
> An And're denkst Du, Andern steh'st
> Du bei,
> Und auf des Lebens leicht bewegter
> Woge
> Bleibt Dir ein stetes Herz.
>
> Göthe's Tasso.

Leo's Hoffnung log nicht. Seine Erwartungen erfüllten sich rasch. Unter dem Einfluß Steinerts gewannen seine Zukunftsaussichten schnell eine feste Gestaltung.

Zwei Jahre nach jenem eben geschilderten Abend war Leo Edelheim ein gemachter, ein reicher Mann. Als Repräsentant der Firma Steinert verließ er, der gänzlich mittellos gelandete Schiffbrüchige, das schöne Java, um auf Hongkong als junger Chef die Leitung einer Geschäftsfiliale zu übernehmen.

In der gehobensten, glücklichsten Stimmung durchschiffte er

das chinesische Meer seinem neuen Ziele zu; denn außer der völlig selbstständigen Thätigkeit, die ihn dort erwartete, ging er der ersehnten Begegnung mit Onkel Rafael entgegen, der sich, von Missionen aus dem Innern des Landes kommend, zur Zeit in der Prokuratur der römischen Propaganda fide zu Hongkong befand.

Leo's Herz schlug diesem Wiedersehen warm entgegen, obgleich ihm nur eine dunkle Vorstellung aus der entschwundenen Kindheit geblieben war von dem freundlichen hohen Mann, dessen muntere, liebreiche Weise einen tiefen Eindruck auf das weiche, empfängliche Kindergemüth gemacht hatte. Zu dieser Erinnerung gesellte sich noch die jugendliche Bewunderung und aufrichtige Verehrung, die er von seinen Knabenjahren an dem hohen Streben, dem muthigen Unternehmen des Onkels gezollt und endlich blieb es auch eine Wonne, nach so langer Zeit in so weiter, weiter Ferne endlich ein altbekanntes, liebes Gesicht wiederzusehen, sich wieder bei einem der Seinen zu fühlen.

In dieser sichern, frohen Erwartung grüßte er freudig das kühne Gibraltar der Engländer, die reizende Stadt Victoria mit ihrem europäischen und chinesischen Stadtviertel, mit ihrer tropischen Pracht und ihrem anglo-europäischen Comfort. Hong-kong ist eben ein Handelsplatz ersten Ranges und dient den großen Häusern aus den meisten inländischen Plätzen als Entrepot für ihre europäischen Waaren. Umgeben von phantastischen und anmuthigen Landschaftsbildern, inmitten südlicher Ueppigkeit blühte dort ungemein Handel und Verkehr.

Als sich jetzt die „Sophia", das stolze Schiff der Firma Steinert, der Felseninsel näherte, und in dem sehr geräumigen Hafen, in den bei jedem Winde sicher eingelaufen werden kann, Anker warf, da konnte Leo nicht genug ringsumher die stattlichen Fahrzeuge aller Art anstaunen. Panzerschiffe und Corvetten lagen friedlich neben den großen Dampfern der französischen Message-

rien und den praktischen Kauffahrteidampfern der englischen Faktoreien, die von London, Liverpool und Glasgow kamen und nun ausruhten von ihrer langen Fahrt, während überall um sie her eine Unzahl kleiner Steamer, Segelschiffe und chinesischer Djonken in dem ruhigen Meere schwammen, das hier allenthalben einem See glich, dessen Ufer die Berge des Festlandes und die gezackten Felsen von Hong-kong bildeten.

Indeß blieb Leo nicht allzu lange Zeit zum Staunen und Verwundern. Hier landete er nicht wie einst auf Java als ein schiffbrüchiger Fremdling, sondern als reicher, angesehener Kaufherr und demgemäß war der Empfang. Leute aus dem eigenen Geschäft begrüßten ihn achtungsvoll und auf dem Kai harrte seiner die eigene Portechaise; denn auch in Hong-kong geht wie auf Java Niemand zu Fuß, nur sind die Beförderungsmittel anderer Art.

Kulis, deren Köpfe riesige Strohhüte schützen, tragen Portechaisen in gymnastischen Schritten.

Solch' flinke Gesellen trugen auch jetzt den jungen Handelsherrn aufsteigende, schön makadamisirte Straßen entlang durch ein reges Leben, in dem sich die verschiedenartigsten Menschenkinder bewegten; Soldaten, Rothröcke mit broncefarbigem Teint, Parsi, Hindu, Chinesen, Malayen, europäische Damen in eleganter Toilette, Frauen und Herren in europäischer Kleidung, jedoch mit dem gelben Teint, der portugiesisches Halbblut verräth.

Mitten durch diesen Verkehr, zwischen stattlichen Häusern mit grünen Veranden und Gärten mit Steinbalustraden ging es hin, entlang an diesem imposanten Gemisch von Palästen und Cottages.

An einer der letztern, einem anmuthigen Gebäude, umgeben von schönem Grün und schattigen Bananen und Pinien machten die leichtfüßigen Träger Halt.

Der junge Handelsherr ist zu Haus. Komfort, solider Luxus umgibt ihn — er ist in seinem Eigenthum.

Er hatte Nichts zu thun, als Besitz davon zu ergreifen und seine neue Stellung auszufüllen, die man ihm seines Fleißes und seiner Fähigkeit halber anvertraut hatte.

An gutem, festem Willen dazu fehlte es ihm nicht, und sein heiteres, glückliches Temperament ließ ihn gleich den richtigen Tact der neuen Umgebung gegenüber finden, so daß von dem Empfange nicht allein er sich sehr befriedigt fühlte, sondern auch diejenigen, die den neuen Chef des Filial-Geschäftes erwartet hatten. Für ihn fand sich auch bereits ein Billet vor mit der Benachrichtigung, daß Pater v. Reichenau eingetroffen sei und seinen Besuch erwarte.

Natürlich war dieser der Erste, welchen Leo am ersten Morgen unternahm; in dem apostolischen General-Vikariat erwartete man ihn. Zuvorkommend empfangen, führte man ihn sofort nach dem Zimmer des Pater v. Reichenau. Schneller schlug Leo's Herz, als ihm jetzt die sachte geöffnete Thür den Einblick in den würdig einfachen Raum gewährte und er darin des Missionars hohe, schlanke Gestalt mit dem edelgeformten Kopf und dem feinen Profil vor sich sah. Der Pater stand an ein Schreibpult gelehnt, das Gesicht von der Thüre abgekehrt. Als er diese sich öffnen hörte, wandte er sich rasch um, jedoch mit einer gewissen unsichern Bewegung. Leo entging dies in seiner Erregung, mit einem lauten Freudenausrufe eilte er auf den Oheim zu. Derselbe stand nun gerade vor ihm, beide Hände ihm entgegenstreckend. Leo wollte sie hastig ergreifen und — prallte fast zurück. Hilf Himmel! was war das? Er blickte in das bekannte liebe Gesicht, aber Rafael v. Reichenau's schöne Augen waren erloschen.

Bei seiner opferwilligen Thätigkeit hatte er einst sein Leben

in Gefahr gebracht und nur mit Mühe es gerettet, dabei aber sein Augenlicht opfern müssen.

Leo fand es schwer, sich dieser grausamen Thatsache gegenüber zu fassen und fast überwältigt davon, erwiderte er heftig die Umarmung des Oheims, der ihn voll warmer Liebe an seine Brust gezogen.

„Ich kann Dich nicht sehen, mein Sohn," sagte er mild, „aber ich erkenne Dich an Deiner lieben, klaren Stimme — es ist diejenige meiner Isabell'."

Seine fein geformte Hand betastete dabei zärtlich Leo's Gesichtszüge, während dieser in das auf ihn gerichtete edle Antlitz blickte, über dem trotz des gebrachten furchtbaren Opfers eine wundersame Klarheit lag, jener lichte Ausdruck, der allein ganz kindlich reinen Seelen, tief innerlichen Menschen eigen ist. Er übte einen beruhigenden Einfluß auf des jungen Mannes stürmische Empfindung. Die Wogen der hochgehenden Gefühle beruhigten sich nach und nach, und von dem warmen Willkomm' ging man über zu herzlichen Mittheilungen und Berichten. Stoff dazu war ja in Menge vorhanden; er war kaum zu erschöpfen während der Wochen, die Pater v. Reichenau auf Hong-kong blieb.

Sein Neffe nutzte diese Zeit reichlich aus. Der Verkehr zwischen den beiden Männern ward ein sehr inniger, sie kamen sich immer näher in reichem Gedankenaustausch.

Bei einer solchen Gelegenheit war es denn auch, daß Leo — der den Oheim mit hinausgebracht in die wunderbar schöne Luft zu „the happy valley",[1]) das Schatten und angenehme Kühlung bot — das opferreiche Leben des Paters mit in das Gespräch zog. Die Blindheit des geliebten, väterlichen Freundes that ihm allzu weh, angesichts der Aussicht, die seine Augen genossen.

Die bereits sinkende Sonne vergoldete Himmel, Wasser und

1) Dem glücklichen Thal.

Land; allmählich trat sie hinter den Felsen, auf dem kühn und stolz eine Flagge über dem lachenden Victoria wehte. Ein magischer Lichteffekt zeigte sich. Der Himmel leuchtete in unbeschreiblichen Farben, die Schiffe auf der Rhede glichen blassen Schattenbildern auf Silbergrund, dunkelschwarz drohten die Granitfelsen mit violetten und gelblichen Tönen. Das Alles bot einen seltsam pittoresken Anblick!

„Oheim," sagte Leo leise, „wie vermagst Du es nur, so gelassen zu ertragen, nie mehr diese schöne Welt zu schauen?"

Pater Rafael lächelte still.

„Ich werde einst eine schönere schauen, Leo, das ist mein Trost!"

Voll tiefer Verehrung blickte der junge Handelsherr in das blasse, geistreiche Antlitz des Sprechers.

„Deine Gedanken, Oheim," meinte er sinnend, „gehen allzeit hoch, Du gehst immer über das Vergängliche hinweg und dennoch, bei aller Ergebung muß es Dir, dem thätigen, strebsamen Geist, unendlich hart sein, Dich in Deiner Berufsthätigkeit, die zu erringen Du Heimath, Wohlleben, irdisches Glück geopfert hast, nun dennoch gehemmt zu sehen?"

„Gehemmt, mein Lieber, nein;" erwiderte der Bedauerte freundlich, „gehemmt ist mein Wirken nicht, nur in eine andere Richtung gewiesen. Anstatt in die fernen Missionen zu gehen, unterrichte ich in unserm Colleg zu Schanghai, oder wo sonst ich eben hingeschickt werde, die chinesische Jugend — indem ich ihr das Beste biete, was es zu bieten gibt: Wahrheit! Die Lehre beseligenden Glaubens! Und diese kleinen Unwissenden geben auch mir wieder ihr Bestes — ein volles Vertrauen. Ist das nicht ein reiches, schönes Feld zum „Säen!" Von des Menschen höchstem Gut spreche ich zu den jungen Herzen und von diesen Herzen und noch vielen, vielen andern mir unendlich theuern rede ich zu Gott! Auch das ist Thätigsein. Gebet ist That. Meinst Du nicht? Erinnere Dich der schönen

Worte des h. Bernard: „Sich mit Gott beschäftigen ist das größte und wichtigste von allen Geschäften,“ an welchen Satz Montalembert[1]) anknüpft, indem er sagt: „Der erste aller Dienste, die die Mönche der christlichen Gesellschaft leisten, ist das Gebet; sie versöhnen durch ihre Gebetsthätigkeit den göttlichen Zorn, vermindern die Wucht der Missethaten der Welt und bringen gewissermaßen das Reich der Himmel mit dem Reiche auf Erden in Einklang.“ Da siehst Du, lieber Leo, welch' ein reicher, zwiefacher Wirkungskreis mir noch bleibt. Ich bin glücklich darin.“

Der junge Handelsherr verstummte, ein Schatten war über sein sonst so frohes Gesicht gebreitet. Er gedachte seines unglücklichen Vaters, der sein vergeudetes Leben aus Furcht vor Leid in Feigheit und Schwäche endlich selber zerstört hatte, weil kein höherer Gedanke ihm Weihe und Stärke gab. Wie entsetzlich traurig stach jene Principienlosigkeit nebst ihren Wirkungen ab gegen seines Oheims edle Lebensauffassung, welche über diese Zeit hinaus sah und gerade deshalb diese zu würdigen und das in ihr sich bergende Leid hochherzig zu tragen lehrte.

Diese Gedanken arbeiteten noch in Leo's Seele, nachdem er längst Pater Rafael zu seinem stillen, einfachen Asyl zurückgebracht hatte und sich selbst nun auf dem Wege nach seiner eigenen Wohnung befand. Je mehr er aber über das geführte Gespräch nachsann und das ganze heroische Opferleben des geliebten Verwandten erwog, desto lebhafter erinnerte er sich auch der andern schönen Worte Montalembert's:

„Weit entfernt, eine Zuflucht für die Schwachen zu sein, sind die Klöster im Gegentheil die wahre Kampfesschule für die Starken. Das charakteristische Merkmal, das in der ganzen Reihe der großen Klosterexistenzen so leuchtend hervortritt, ist die Kraft. Jene Kraft, der Starkmuth, der darin besteht, sich

1) In seinen „Mönchen des Abendlandes.“

selbst in Zucht zu halten, sich zu regeln, sich zu beschränken, die eigene rebellische Natur in Unterwürfigkeit zu halten; die Stärke, die eine Cardinaltugend ist, und die weltherrschend wird durch Heldenmuth und Aufopferungsgeist."

Wie sehr hatte dieser Aufopferungsgeist auch den Oheim inmitten aller Leiden stark und frisch erhalten und wie gänzlich war gerade er von seinem armen Vater verkannt, verspottet, gehaßt worden! Leo dachte auch daran. O, wie erbärmlich zeigte sich ihm nothwendiger Weise da neben und im Vergleich mit jenem Starkmuth die Schwäche der Religionslosen; denn heißt nicht in der Religion gleichgültig sein, sich um Wahrheiten nicht kümmern, welche an sich die edelsten und dem Menschen nothwendigsten sind? Ja, Gleichgültigkeit gegen diese Wahrheit hat wahrhaft etwas Einfältiges und Thörichtes und um in diesen Zustand zu gerathen, muß man ziemlich in der Sinnlichkeit aufgegangen, in der Materie erstickt sein. Dem entsprechend wird dann der Gleichgültige zu einem Wesen, das keinen Verkehr mit dem Himmel hat, ein Wesen, für welches Gott ist, als wäre er nicht.

Zu diesen und ähnlichen Erwägungen wurde Leo immer wieder durch seine allzu traurigen Erinnerungen geführt, und um sich davon loszureißen, bedurfte es der ganzen Elasticität seiner frischen Jugend.

Diese aber machte ihr Recht allgemach geltend, sobald sein eigenes Heim mit all' der reichen Behaglichkeit ihn umgab. Ehe er sich jedoch dieser überließ, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit einigen Geschäftsfragen zu, die ihrer Erledigung harrten. Dieselbe gelang zu seiner Befriedigung; er arbeitete eben gern und leicht, dabei lag das Leben jetzt in gar angenehm geordneten Verhältnissen vor ihm, zu denen er sich mit frischem Muth und redlichem Fleiß den Weg gebahnt. Blickte er auf diese Erfolge seines stetigen Strebens hin, dann hob sich wohl in ju-

gendlichem Selbstgefühl seine junge Brust, und mit verzeihlichem Stolze weilte er bei dem der geliebten Mutter einst vertrauten Vorsatz, ihr Haus in Ehren wieder auf's Neue zu bauen.

Auch an dem heutigen Abend drängte sich nach der düstern Erinnerung auch dies stolze Bild vor seinen Geist. Das günstig erledigte Geschäft hatte ihn zurück in eine heitere Stimmung versetzt und lächelnd schalt er sich selber ob seines Hochmuths, indem er sich den Rath gab, das Liedlein nimmer zu vergessen, das in der fernen Heimath die alte gute Kinderwärterin ihm so oft gesungen, wenn sein knabenhaftes Ungestüm sich nicht bescheiden wollte. Und die Geschäftsberechnungen zusammenschiebend, pfiff er leise vor sich hin:

Eichhorn klettert über'n Schleedorn,
Eichhorn will zum Wipfel steigen,
Eichhorn fällt in's Gras herab.
Wär' es nicht zu hoch gestiegen,
Wär' es nicht so tief gefallen,
Bräch's sein Füßlein nicht entzwei. Scheffel.

Sein Liedlein war verstummt, seine Gedanken weilten in der Kindheit — daheim im fernen Deutschland bei den Seinen. Auch bei diesen hatte jetzt längst alle pecuniäre Sorge ein Ende gefunden und an Stelle gedrückter Verhältnisse herrschten angenehme in behaglicher Häuslichkeit. Die größte Freude brachten dahinein stets die Nachrichten aus der Ferne. Dies wissend, zog Leo auch jetzt in der abendlichen Mußestunde Tinte und Feder herbei, um herzlich mit den Lieben zu plaudern und ihnen viel, viel zu erzählen von Onkel Rafael.

Der Brief flog über Meer und Land; tausende von Meilen durchzogen die liebewarmen, sorglichen Worte, die herzlichen, interessanten Mittheilungen, um endlich in dem kleinen deutschen Städtchen zu landen, wo Isabelle mit ihrer Tochter wohnte.

Ihr bescheidenes Heimwesen lag unfern der Amtswohnung ihres Bruders, dessen Liebe und Fürsorge sich ihr allzeit bewährte. Der günstige Umschlag in ihren Vermögensverhältnissen hatte für sie keine neue äußere Veränderung herbeigeführt; die liebgewonnene kleine Wohnung, in der sie die erste schwere Zeit ihrer gänzlichen Mittellosigkeit verbracht, genügte ihr auch nach deren Verschwinden, nur lebte sie darin von nun an statt in Sorgen und Einschränkungen in freundlichem Wohlstand und dem glücklichen Bewußtsein, diesen ihrem braven Sohne zu verdanken. Wäre es einzig nach dessen Wunsch gegangen — so hätten alle Annehmlichkeiten des Lebens sie und die kleine Edith wieder umgeben müssen. Isabelle aber in ihrem bescheiden gewordenen Sinn ließ sich mit Dem genügen, was Edith's Neigung am meisten entsprach — einer einfach glücklichen Häuslichkeit.

Traut und wonnig war es daher in dem netten Wohngemach der beiden Damen. Während es draußen in tiefer Dunkelheit unwirsch wetterte, summte und zischte behaglich die kleine silberne Theemaschine auf dem runden Tisch des comfortabel eingerichteten Zimmers, das das vermittels eines grünen Schirms gedämpfte Licht einer klar brennenden Lampe angenehm erhellte. Etwas zurück in deren Schatten lag auf einem Ruhebett die kleine, feine Gestalt Ediths. Das Gesicht des jungen Mädchens war bleich und durchsichtig wie immer, aber angenehm belebt zeigten sich die reinen Züge, deren sinniger Ausdruck gegenwärtig eine Beimischung von reger Freude hatte. Voll Interesse hörte sie auf Leo's Bericht, den Isabelle, neben der Lampe sitzend, vorlas, wobei sie sich zuweilen die Thränen trocknete, welche bald mütterlicher Stolz, bald schwesterliches Mitleid ihr entlockten.

Nachdem sie das Schreiben bis auf die kleinsten Einzelheiten wieder und wieder gelesen, besprachen Beide dieselben noch lange bei ihrem Thee, und in der Unterhaltung kam die Schwäche der

ruhenden Edith kaum zum Vorschein. Dennoch warf Isabelle oft verstohlen zärtlich besorgte Blicke auf ihr Kind, dessen Gesundheit sich nie ganz von dem Eindruck erholt hatte, den die eine dunkle Schreckensstunde auf sie geübt. Die Stürme, die über den Lebensfrühling der zarten Knospe hingebraust, hatten dieselbe geknickt, obgleich deren Blüthe nur langsam, kaum merkbar dahin welkte.

Still und sanft hatte Edith sich in Alles gefunden; man schrieb das ihrem ruhigen Charakter zu, denn in ihre innere Welt sah man nicht leicht hinein; nur für den tiefern Beobachter hatte ihr Gesichtsausdruck oft etwas Eigenthümliches. Sie sah aus wie Jemand, der auf Etwas wartet, sanft und ergeben wartet. Aber sie sprach nie davon; sie klagte nie, auch während des letzten Sommers nicht, obgleich ihre Kräfte entschieden abnahmen.

Indeß hatte man sich allmählich so an ihren zarten Gesundheitszustand gewöhnt, daß ihre zunehmende Schwäche der Umgebung entging, um so leichter, weil Edith, wenngleich in ruhiger, so doch immer inniger Weise an Allem Antheil nahm, was jene interessirte. Den Onkel und sie verband eine warme Freundschaft, und Tante Gerty nebst ihren beiden kleinen Knaben liebte sie von ganzer Seele.

Die muntere, aufgeweckte Frau schaffte auch ohne ihre kleinen Wildfänge stets Leben in das stille Heimwesen ihrer Schwägerin; sie brachte Anregung und Unterhaltung, erweckte Projecte und erzählte Tagesereignisse. Bei ihrem lebendigen und thätigen Leben war sie eben überall zu Hause und wußte in verständiger Weise stets etwas zu erzählen. Nur ein Thema berührte sie offenbar nicht gern. Sie sprach fast nie von Josef und wenn hie und da sich einmal die Rede auf diesen lenkte, dann füllten sich wohl ihre guten Augen mit Thränen, welche zurückzudrängen sie sich alle Mühe gab, damit ihr stiller Kummer nicht offenbar

werde. Josef war ihr Kummer; der Bruder hatte in Bahnen eingelenkt, wohin ihre Sympathie ihm nicht folgen konnte; sein Sinnen und Leben hatte eine Richtung genommen, die sie tief beklagte und die ihr eine Quelle stillen Harmes war. Die ungezügelte Leidenschaftlichkeit des Vaters machte sich bei ihrem Bruder in gewisser Weise geltend und was bei seiner Erziehung in der ersten Jugend gesündigt worden, das fraß an seinem nicht unbedeutend angelegten Gemüth. Es drohte dasselbe vollends zu vernichten in der gesellschaftlichen Umgebung, welcher der junge Künstler sich hingegeben hatte. Gerty's Bitten und Warnungen erwiesen sich bei ihm vergeblich, er wurde dadurch nur auch ihr fremd. Er weilte noch immer in Italien, bald in Rom, bald in Florenz. Es ging ihm gut; er war reichlich beschäftigt. Wenigstens schrieb er so in seinen seltenen Schreiben an die Schwester. Nach Edith fragte er niemals; das Unglück der Edelheim's schien ihn völlig kalt gelassen zu haben, wenn schon die Rolle, welche sein Vater später in dem Drama ausgeführt, ihn empört hatte. Das sprach er aus. Sonst Nichts. Die gemeine Rache ekelte ihn an. Die eigene stolze Rache verschmähte er aber nicht.

„Sie haben mich zur Zeit ihres Glanzes nicht gewollt, so sollen Sie mich auch nicht haben in ihrer Armuth, wo das Geschick unsere Rollen gewandelt hat."

Vielleicht war dies der Schlüssel zu all' seinen Irrungen, doch verbarg er denselben sorgfältig. Niemand kannte ihn, und Gerty, beschämt über des Bruders Undankbarkeit und Kälte, vermied es immer mehr, bei Isabellen und Edith von ihm zu sprechen, welche denn ihrerseits auch nicht mehr nach ihm fragten.

Derart hatten sich die Dinge entwickelt. Welchen Einfluß gerade dies auf Edith geübt, ahnte vielleicht Niemand. Isabelle dachte zumeist an die schwächliche Constitution ihres Kindes und

pflegte es mit unendlicher Sorgfalt, Gott dankend, daß ihr dazu nun wieder alle Mittel ermöglicht waren.

Auch gegenwärtig sann sie wieder darüber nach, welche Vorsicht sich bei der eingetretenen rauhen Witterung wohl gebrauchen lasse, indeß ihr Auge zärtlich dem seelenvollen Blick des Mädchens begegnete.

„Mama," sagte dasselbe nachdenklich, „nicht wahr, Onkel Rafael hat den Entschluß zu seinem Opfer gefaßt, bei dem Tode Eures Bruders Erich, den er nach Nizza begleitet hatte?"

„Ich glaube wohl, Kind, daß jenes erschütternde Ereigniß, das ihm in früher Jugend einen so ergreifenden Beweis von der Vergänglichkeit alles Irdischen lieferte, seinen Gedanken die erste Richtung auf die vollendete Hingabe an das Himmlische gegeben hat."

„Nicht wahr, Onkel Erich starb mit neunzehn Jahren an der Schwindsucht?" sagte Edith gleichmüthig.

Ihre Mutter empfand die Frage plötzlich peinvoll.

„Ja," bestätigte sie kurz, „er war eben neunzehn Jahre alt." Und schnell wieder auf das erstere Thema übergehend, meinte sie: „Rafael mit seiner reichen Begabung hat einen edlen Beruf ergriffen, man kann wohl sagen: er hat den besten Theil erwählt. Mir ist es oft gewesen, als sei er durch sein Opferleben der gute Geist meines Elternhauses geworden, der Segen darauf herabgefleht. Meiner Eltern letzte Lebensjahre waren sorglos und glücklich, Gerhard erholte sich von seinem Siechthum, er wurde gesund und thatkräftig, meine Schwestern sind glücklich verheirathet. Ich schreibe das Alles oft Rafaels Fürbitte und Hülfe zu — auch Leo hat die letztere ja bereits erfahren und so hoffe ich, daß der gute Rafael auch uns Segen erbitten wird."

„Ich werde Euer Schutzgeist werden!" flüsterte Edith für sich. Der kurze, trockene Husten, der sie befiel, machte ihre Worte unhörbar, doch die sorglich fragenden Mienen ihrer Mut-

ter bemerkend, sagte sie lauter: „Es ist schön, der Schutzgeist derer zu sein, die wir lieben!"

Isabelle fühlte sich heute seltsam bewegt. Ediths sinnender Ernst ergriff sie mehr als sonst. Eifrig mühte sie sich, einen heitern Ton anzuschlagen; ein Besuch ihrer Schwägerin kam ihr dabei höchst gelegen.

„Da kommt Tante Gerty!" rief sie erfreut, den eiligen Schritt erkennend, das ist schön, nun hört sie auch gleich unsere guten Nachrichten von Hongkong."

Die Frau Bürgermeister trat ein mit heiterer, heller Miene. Frau Gerty war zwar selten anders zu sehen, heute mußte sie indeß noch etwas Besonderes haben, was ihre freundlichen Blicke so leuchtend machte.

Die Begrüßung zwischen den Damen war eine herzliche, und schnell vertiefte man sich in eine lebhafte Unterhaltung. Leo's Mittheilungen wurden erzählt und besprochen und nachdem man sich darin genug gethan, kam auch Frau Gerty's Neuigkeit zum Vorschein. Sie sprach von ihrem Bruder. Einen Brief hatte sie von ihm erhalten, der ihr zum ersten Mal seit langer Zeit wohlgethan und dies beglückende Gefühl vermochte sie nicht allein zu tragen. Es drängte sie zur Mittheilung, wenngleich sie dieselbe nur so in das Gespräch einflocht.

„Josef hat einen Auftrag übernommen, der mich sehr freut," sagte sie lebhaft. „Er ist beschäftigt, für die Hauskapelle der Fürstin G. eine Statue aus weißem Mormor zu meißeln, die den jungen Tobias mit seinem Führer, dem Engel Rafael darstellt. Josef scheint selbst Freude an dieser neuen Art Arbeit zu haben, nach deren Vollendung er uns zu besuchen verspricht. Nächstes Frühjahr darf ich ihn erwarten, und nun ich das weiß, erkenne ich erst ganz, wie sehr ich mich nach ihm gesehnt habe. O, gibt das ein Wiedersehn! Wir wollen dann wieder recht munter sein, nicht wahr, kleine Edith?" nickte sie dieser herzlich zu. „Etwas

mehr Jugend in unserm Kreis schadet auch Dir nicht, die sich so viel mit uns alten, gesetzten Leuten begnügen muß."

Edith hatte aufmerksam zugehört; um ihren Mund legte sich ein gar lieblicher Zug, doch hätte man versucht sein können, denselben in Shakespeare's Worte zu übersetzen:

„Zur rechten Zeit war dies Arznei,
Jetzt — kommt der Trost zu spät!"

Jedoch keine Silbe sprach dies aus. Edith freute sich mit Tante Gerty und plauderte theilnehmend über die verschiedenen Dinge. Nur später am Abend, als die Tante gegangen war, und die Mutter sorgsam ihren Pflegling zur Ruhe begleitete und ihm die Kissen des Bettes noch einmal bequem schob, da schlangen sich plötzlich des Mädchens Arme um ihren Hals, während Ediths milde Stimme flüsterte:

„Mama, Dir meiner treuen Vertrauten — darf ich wohl jetzt meine ganze Schwäche eingestehen: Ich habe Josef unsagbar geliebt!"

Und bewegt, aber ohne jede Heftigkeit fügte sie bei:

„Schon von meinem achtzehnten Jahre an liebte ich ihn, wie er mich niemals geliebt hat. Dennoch gehörte ihm mein Herz alle die Jahre hindurch, während welcher er uns vergessen zu haben scheint. Wenn er nun kommt," — sie zögerte etwas — „und mich vielleicht vermißt, dann sage ihm das! Erkläre ihm, weshalb ich damals kalt geschienen — ich wollte ihm Kampf, Schmerz und Demüthigung ersparen! — Sage es ihm, wie wahrhaft ich ihn liebte bis zu meiner Todesstunde, dabei hoffend, nach derselben sein Schutzgeist zu werden!"

Die letzten Worte erstarben leise; bewegt drückte Isabelle ihre Tochter an's Herz.

„Kind, rege Dich nicht auf; banne doch solche Gedanken! Bald wirst Du Dich kräftiger fühlen, sowie nur diese rauhe Witterung

vorüber ist. Mit kommendem Frühling wirst Du ganz gesund, und wenn erst Leo heim kommt —"

„Ja," stimmte Edith eilig bei, „Leo wird kommen. Du wirst ihn haben — wir werden Alle glücklich sein!"

„Gewiß; aber nun, Eddy, mußt Du ruhen, ich fürchte, das Sprechen hat Dich allzu erregt?"

„Nein, liebe Mama, es hat mir wohlgethan. Ich fühle mich ganz ruhig und zufrieden. Gute Nacht!"

Ihre Worte waren die reine Wahrheit. Noch ein inniges, leises Gebet auf den unschuldigen Lippen schlummerte sie ein, sanft wie ein müdes Kind, während die besorgte Mutter noch lange neben ihrem Lager wachte. In ihr wogten, mächtig aufgeweckt, die Gedanken. Da sie dabei ihre leidende Tochter betrachtete, überfiel sie zum ersten Mal die Ahnung der Wahrheit. Bisher war ihr dieselbe in dem steten Verkehr mit Edith entgangen, wie es eben den Meisten geht, welche über der einem geliebten Kranken gewidmeten Pflege leicht den Blick für die wachsende Gefahr verlieren. Eine Gnade birgt sich zumeist gerade darin: denn wie sollte ohne Hoffnung die Kraft und Seelenstärke bestehen, welche dem Kranken Erleichterung gewährt und für später süßen Trost in die eigene Erinnerung legt.

Muß aber einmal die Hoffnung erlöschen, dann erstarkt mit der Prüfung auch die nothwendige Kraft.

Indeß noch war für Isabelle dieser Augenblick nicht gekommen. Wohl dachte sie zurück an jene Stunde, wo ihre stürmischen Bitten einst die kleine Edith dem Himmel abrangen. Er hatte ihr das Kind damals gelassen; rief er es jetzt? da es selbst bereit war, die bei seinem reichen Gemüthsleben und den stürmischen Verhältnissen so mannichfach gebrachten Opfer mit dem des jungen Lebens zu schließen — vielleicht als Sühne für fremde Schuld!

Dachte Isabelle an alles Dies und was dazwischen lag? Wie

ein Traum schwebte es ihr vor. Sie barg ihr Gesicht in den Händen und weinte leise bei dem Gedanken, daß Gott seine liebsten Kinder frühe ruft.

Allmählich beruhigte sie sich indeß. Der sanfte Schlaf Ediths gab ihr neue Hoffnung. Sie konnte der Wahrheit noch nicht gerade in die Augen sehen, am wenigsten heute, wo Leo's lieber Brief sie so froh gemacht hatte. Sie zog das Schreiben hervor und las es noch einmal. Nun lächelte sie wieder — gewiß, Edith erholte sich und Leo kehrte heim! — Auf die stürmischen Tage folgte Sonnenschein.

XXV.

Der Schutzengel.

Und zu derselben Stunde,
Im fernen Heimaththal,
Da klangen in der Runde
Die Glocken im Choral.
Nur eine Einzige hörte
Die frommen Klänge nicht,
Sie schlummerte still und friedlich,
Ein Engelsangesicht!

Altes Lied.

Unweit der schönen Porta Nuova zu Florenz, da wo die geraden, modernen Straßen sich ausdehnen, befand sich in einem eleganten Hause eine Gesellschaft junger Leute. Ihrer äußern Erscheinung nach gehörten sie sämmtlich der vornehmen Welt oder doch der sogenannten bessern Gesellschaft an, obgleich diese Annahme hätte verhindert werden können durch die in der Unterhaltung vorherrschende ausgelassene Lustigkeit und das laute, lärmende Gelächter, zwischen welchem manches zweifelhafte bonmot, pikante Anekdoten, frivole Witze und leichtfertige Reden hin und wieder flogen. Der ganze, dieselben charakterisirende

Ton hatte längst die Grenze gemüthlicher Fröhlichkeit nicht nur erreicht, sondern überschritten und gab der Gesellschaft schon mehr das Gepräge eines Gelages.

Vier junge Herren waren in möglichst nonchalanter Weise um einen Tisch gruppirt, woran sie ersichtlich eben abgetafelt hatten. Hingegen kreiste der Becher noch unermüdlich weiter, das heißt, Flaschen und Gläser voll feurigen Weines standen noch in reicher Anzahl bereit.

Ein Jeder des kleinen Comité's hatte, wie die erhitzten Gesichter und unsteten Bewegungen verriethen, viel getrunken, dennoch schien sich noch keiner darin genug gethan zu haben. Sie ermunterten sich fortwährend gegenseitig dazu durch laute Zusprüche und wenig salonfähige Toaste. Am aufgeregtesten zeigte sich dabei ein Italiener, ein junger Maler aus Turin, der aus einer, wie es schien unerschöpflichen Quelle von seichten Späßen und anzüglichen Neckereien seinen Freund und Gönner, einen französischen Edelmann. stachelte und zu neuem Trinken reizte. Marquis Fleuret blieb ihm nichts schuldig — glänzend bewies er das mitunter gefährliche Talent seiner Nation, eine leichtfertige Causerie anziehend zu machen. Sein Standesgenosse, dem Alter nach ein kaum den Knabenjahren entwachsener deutscher Adelssprosse hörte ihm — wie man zu sagen pflegt — mit Mund, Augen und Ohren zu, wobei ihn dann wohl auch die Lust zu dem Versuche anwandelte, gleichfalls geistreich zu sein, aber leider auf einem Gebiet, das traurig für die Höhe seiner Bildung sprach.

Der vierte Zechbruder war ebenfalls ein Deutscher, Josef Dorner, der junge Bildhauer. Er, wie der Franzose waren den beiden Andern um mehrere Jahre voraus, der Marquis mochte selbst das Ende der Dreißig erreicht haben, dennoch ließ seine Toilettenkunst und die Leichtigkeit seines Wesens ihn jünger als Dorner erscheinen. Dieser war auch der Ruhigste in der Ge-

sellschaft, deßungeachtet zeigte sich jedoch sein intelligentes Gesicht bedenklich geröthet und sein Lachen drang mitunter schrill und schneidend zwischen dem Lärmen der Andern durch. Im Allgemeinen sprach er indeß wenig; er ließ die Genossen reden und hörte zu; zuweilen starrte er auch wohl hinaus in die italienische Nacht und trank. Er bedurfte dazu weder des Zusprechens noch der Toaste — er that sogar auf einzelne derselben keinen Bescheid als mit — Spott. Das Glas voll perlenden Weines, der bereits seine schöne, kräftige Hand unsicher gemacht, hob er zu den Lippen, wann es ihm beliebte, und es beliebte ihm oft. Einmal jedoch hatte er es eine ganze Weile lang ruhen lassen. Der Franzose, der den Wirth machte, bemerkte es; — sein schlankes Kelchglas hochhebend, rief er ermunternd:

„Ich bringe einen Spruch, den Alle honoriren müssen. Was einem Jeden von uns das Theuerste ist, es lebe!"

Die Gläser klirrten, von den zitternden Händen unsicher dirigirt, laut aneinander — klang, kling, klrrrr, Josefs Glas lag in tausend Scherben am Boden.

Momentan entstand eine Todtenstille; der junge Künstler war leichenblaß geworden. Er fand kein Wort, keine Verwünschung, kein Ausspruch kam über seine Lippen.

Das Gräfchen hingegen wollte seinen esprit zeigen durch einen Witz auf Ahnungen, doch der gewandte Franzose kam ihm zuvor. Mit Blitzesschnelle hatte er die Situation überschaut und bereits ein neues Glas gefüllt, welches er dem Freund so graziös entgegenhielt, als sei nichts geschehen.

„Austrinken bis auf die Nagelprobe!" commandirte er munter, und der in seiner Lebhaftigkeit jäh gestörte Italiener stimmte rasch mit wiederholtem Anstoßen und lautem Jauchzen bei.

Dorner stieß nicht mehr an, aber er leerte das hochgefüllte Glas in einem Zuge. Vehement warf er sich danach auf seinen leichten Stuhl und versuchte sich in toller Lustigkeit. Aber diese hielt

nicht vor. Er war mit einem Schlage nüchtern geworden, obgleich er es läugnen wollte. Es ging auf die Dauer nicht. Seine Stimmung war dahin. Allmählich verstummte auch sein lautes, gezwungenes Lachen; er mochte selbst nicht mehr trinken, und während die Anderen ihre traurigen Bestrebungen, sich unter das unvernünftige Thier zu erniedrigen, fortsetzten, benutzte er einen günstigen Moment, die Gesellschaft zu verlassen. Draußen im Freien athmete er hoch auf, während er versuchte, möglichst rasch vorwärts zu kommen. Bald lagen die grandiosen Palazzo's hinter ihm, eine schöne Brücke wölbte sich über den Arno. Er überschritt dieselbe und näherte sich einem entlegenen Stadttheile. Still und vereinsamt lagen dort die Straßen vor ihm, er begegnete keinem Menschen; die eigenen Gedanken waren seine einzigen Begleiter. Seine Schritte hemmten sich; dicht neben ihm floß leise der Strom; es war eine stille, schöne Nacht. Von Winterschnee und Dezemberwind wußte sie nichts. Milde Luft fächelte angenehm Josefs heiße Stirn, ein bleierner Druck lastete auf seinem Hirn und, obgleich völlig ernüchtert, hatte doch sein Gang zuweilen etwas Taumelndes. Endlich machte er vor einem entlegenen Garten Halt. Eine vor Zeiten hübsche, jetzt baulich etwas vernachlässigte Villa lag darin. Josef hatte seine Wohnung dort. Nachdem er glücklich in diese eingetreten und für seinen schmerzenden Kopf auch schweren Schlaf gefunden, erwachte er zu später Morgenstunde des andern Tages. Wirr zogen die Vorgänge des vorhergehenden Abends an seinem Geiste vorüber, ungeduldig wandte er sich von der Erinnerung ab, jedoch gerade das, was er zu vergessen strebte, löste sich klar und bestimmt aus den wirren Vorstellungen heraus.

„Zum Henker mit dieser Sentimentalität — mir durch ein gesprungenes Glas den Humor verderben zu lassen!“ schalt er sich selbst, aber auch dies half ihm nicht über die nervöse Mißstimmung hinweg, die sich seiner bemächtigt hatte. Ganz von

deren Einfluß beherrscht, stand er auf, kleidete sich an und betrat sein anstoßendes Atelier. Dasselbe war ein weiter, heller Raum mit tiefen, nach dem stillen Garten hinausgehenden Fenstern, ein ruhiger, einsamer Platz, ganz zu ungestörten Arbeiten geschaffen. Trotzdem hatte darin der junge Bildhauer während der letzten Zeit offenbar wenig geleistet. Es standen zwar verschiedene begonnene Arbeiten dort umher, aber keine war vollendet. Zur Seite geschoben, mischten sie sich unbeachtet zwischen Formen und Thonmassen; nur unter den vorhandenen Stein- und Marmorblöcken fiel einer der letzteren sofort in die Augen. Es war ein prächtiges Stück carrarischen Marmors, an dem Hammer und Meißel des Künstlers bereits thätig gewesen sein mußten. Was sie aber geschaffen, verhüllte ein großes Tuch, das bis auf den Piedestal herabfiel.

Mit einer hastigen Bewegung zog Josef dasselbe jetzt weg; sichtbar wurden die vollendeten Formen einer menschlichen Figur, die auf ein Knie niedergelassen, die Arme auf den Wanderstab stützt. Sie stellte den jungen Tobias dar, neben dem sich — den Kopf leicht zu dem müden Schützling niedergeneigt und mit der ausgestreckten Hand in die Ferne deutend — die Gestalt eines Engels in deutlichen Umrissen abhob. Kopf und Antlitz des Engels waren indeß nur eine rohe Form. Dem Künstler fehlte zur weiteren Ausarbeitung bislang die Idee — oder die Fähigkeit, einer solchen den Ausdruck zu verleihen, wie er seinem Geiste dunkel vorschwebte. In ihrer gegenwärtigen Verfassung hielt es seiner Phantasie eben zu schwer, ein Bild von reinen Engelszügen festzuhalten. Und so stand er gerade rathlos vor der Arbeit, die seiner ganzen Darstellung so zu sagen die Seele einhauchen mußte. Sein Genie war bereits gesunken, es stand in Gefahr, sich in Trivialität zu verlieren. Bei seiner Lebensweise war ihm die schöpferische Kraft bald erschlafft und

das, was ihm früher eine Lust gewesen, zu mühsamer Arbeit geworden. Zuweilen gab er daher diese ganz auf.

Heute wollte er sich nun wieder einmal darin versuchen — aber es blieb vergebliche Mühe? Seine unsichere Hand vermochte den Meißel nicht zu führen. Er schleuderte ihn, eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, weg und wandte sich zornig von dem Marmor ab.

Mittlerweile hatte ihm Biondetta, des Hauswirths Tochter, sein Frühstück gebracht; er beachtete weder dies noch die hübsche Kleine. Kein Gruß, kein Scherz hatte er heute für sie; schmollend ging das Mädchen hinaus. Als sie unter der Thüre war, rief er ihr nach, ihm sein Mittagsmahl im Hause zu besorgen, er wolle nicht ausgehen.

Biondetta blickte ihn trotzig an; aber sie sorgte doch dafür, daß seinem Wunsche, oder richtiger, seinem Befehle entsprochen wurde.

Josef ging wirklich an diesem Tage nicht aus, selbst am Abend nicht; weder an diesem noch an dem folgendem. Er lebte sehr mäßig und probirte hie und da wieder zu arbeiten.

Von der Außenwelt sah und hörte er Nichts; da, etwa am vierten Tage seiner Einsamkeit fand sich auf seinem Frühstückstisch ein deutscher Brief mit — schwarzem Siegel.

In jähem Schrecken riß er das Couvert auf, Gerty's bekannte Schriftzüge leuchteten ihm entgegen. Etwas beruhigt begann er zu lesen, aber plötzlich starrte sein Auge auf eine Mittheilung — sie traf und zermalmte sein ungestümes Herz. Sein Stolz brach — der kalte Mann weinte. Es waren Thränen der bitteren Reue; denn er erfuhr an sich selbst, daß der Mensch es zuweilen gar spät einsieht, wie sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er gewesen, und wie groß das verkannte Herz.[1])

1) Jean Paul.

Josef hatte seine Thüre verschlossen; Tage lang war er für keinen seiner Freunde sichtbar.

„Sag' ich sei ausgegangen, verreist oder — was immer Du willst, nur laß mich Niemanden sehen!" empfahl er Biondetta an und hielt zur Vorsicht seine Thüre verriegelt. Er nahm fast keine Nahrung und ging nicht aus. Innerhalb seiner vier Mauern lebte er ganz seinem düstern Schmerze und der Arbeit. Ja, er arbeitete wieder und es ging. Unermüdlich von der ersten Frühe des Morgens an bis das Tageslicht schwand, führte seine Hand den Meißel, bemüht, in den todten Marmor Leben zu bringen.

Wochen gingen darüber hin; Zug um Zug, Linie um Linie bildete sich in seinem Werke aus und gelangte allmählich in wahrhaft künstlerischer Form zur Vollendung.

Es neigte sich eben der Tag zur Rüste, als der junge Meister sein Werkzeug niederlegte. Er nahm ein Tuch und verhüllte seine Arbeit. Dann schaute er lange Zeit mit fast düstern Blicken in die stillen Gartenanlagen hinaus. Sonnenschein stahl sich noch flüchtig über dieselben hinweg. — Rasch nahte da Josef sich wieder dem Piedestal, hob die Verhüllung davon ab und trat einige Schritte zurück — um den Effekt besser beurtheilen zu können. Derselbe wirkte überwältigend auf ihn ein.

Die scheidende Sonne warf noch einen Strahl auf des Engels sanft geneigtes Antlitz — und aus dem weißen Marmor grüßten lebendig die milden, treuen Züge der stillen Todten, die in der Heimatherde unter überschneitem Rasen schlummerte.

Josef sank in die Kniee; der düstere Schatten aus seinen Mienen war geschwunden.

„O, meine geliebte Kunst!" rief er überwältigt aus, „Du bist mir erhalten geblieben! Von nun an sollst Du auf Erden meine einzige Geliebte sein — Edith aber, Du meine süße Edith, sei mein Engel! Ich werde nur mehr Wege gehen, wo Du mich geleiten kannst."

Er hielt sein Gelübde. Ediths früher Tod nebst der für ihn hinterlassenen Botschaft, welche seine Schwester ihm in weiser Absicht mitgetheilt, hatte ihn heilsam erschüttert und völlig umgewandelt. Im Gram erkannte er, was sein blinder Stolz, seine wilde Bitterkeit neben der reinen selbstlosen Neigung derjenigen war — die mit jener Zärtlichkeit ihn liebte, mit der die Engel gute Menschen lieben.[1])

Er aber hatte in seinen ungezügelten Leidenschaften längst aufgehört, ein guter Mensch zu sein — um sich nun Ediths Liebe werth zu erweisen, mußte er nothwendig wieder gut werden. In dieser Erkenntniß läuterte sein Geist sich schon während seiner Arbeit und in dieser selbst suchte und fand jener Gedankenstrom Ausdruck.

Dadurch hatte er ein Meisterwerk geschaffen in seinem „Tobias, der auf den Engel hört, dessen ausgestreckte Rechte ihm den Weg zeigt."

Auch er, der Künstler, hatte seinen Weg gesehen und erkannt; er verfolgte ihn unbeirrt. Mit dem frühern Leben brach er gründlich.

Wiederholt pochten die einstigen Genossen an seine Thür — er ließ sie pochen; sie kamen in den Garten an seine Fenster — wohlweislich hatte er diese verhangen, sie konnten ihn nicht sehen; auch ließ er Haue und Meißel ruhen, so lange er das Schäkern und Streiten zwischen Biondetta und den einstigen Genossen vernahm. Er hörte sie schelten über ihn und endlich die Stimme des Italieners bestimmen:

„Gut — lassen wir ihn! Er scheint seiner Freunde müde geworden zu sein, wie in der Kunst der antiken Statuen. Er hat den Olymp und die Göttinnen verlassen und ist über seinem biblischen Stoff tugendhaft geworden! — Ueberlassen wir ihn

1) Shakespeare.

dieser frommen Anwandlung, bis er von selbst zu uns zurückkehrt."

Er kehrte aber nimmer zu ihnen zurück; mit dieser Sorte von Freundschaft brach er für immer. Sein Meisterwerk bahnte ihm einen Weg in ganz andern Gesellschaftssphären, wo sein schönes Talent Anregung und Förderung fand.

Doch entwickelte sich dies nur langsam und im Laufe der Zeit. Für's Erste lebte nach der tiefen Gemüthserschütterung der junge Meister still und zurückgezogen für sich, zumeist mit der völligen Umgestaltung seines inneren Menschen beschäftigt. Seine Schwester durfte jetzt mit ihm zufrieden sein; er wurde von nun an ihr Stolz und ihre Freude.

Weniger zufrieden mit dieser Wandlung der Dinge war die hübsche Biondetta.

Der Einwohner ihres väterlichen Hauses wurde ihr langweilig. Sie gehörte zu denen, die gern mit sich schäkern und scherzen lassen. Früher hatte der junge Künstler das häufig gethan, wenn er zu ihr hinaus in den Garten lustwandeln kam. Wie eingemauert blieb er jetzt drinnen in dem Atelier, hatte keine Augen und keine Schmeichelreden mehr für sie, obgleich sie häufig genug in dem Garten zu finden war, wo sie immer wieder, der alten Gewohnheit gemäß, seiner harrte. Ihr heißes Blut revoltirte gegen diese Vernachlässigung; trotzig blitzten die feurigen Augen, während ihr eifriges Zünglein schmollend entschied:

„Bären sind sie nun einmal — diese Deutschen und unverständlich bleibt ihr Wesen!"

Freilich, das heißblütige Kind Italiens wußte nicht viel von den Deutschen und doch wäre es der kleinen Biondetta vielleicht heilsam gewesen, das Lied eines deutschen Dichters zu kennen. Ohne gerade Römerin zu sein, wäre sie dann von der Nutzlosigkeit ihres Wartens überzeugt worden durch die Worte:

„O Römerin, was schauest Du
Zu mir mit sengenden Blicken?
Dein Aug' ist schön, doch nimmer wird's
Den fremden Mann berücken.
Jenseits der Alpen steht ein Grab,
Gegraben am grünen Rheine,
Drei schöne Rosen blühen darauf,
Seine Liebe liegt dareine."

Scheffels Trompeter von Säckingen.

Schluss-Kapitel.

Nochmals Reichenau.

Prüfung schafft den Muth nur höher,
Dank dem Herrn für die Prüfung.
Und er baut sein Haus von Neuem.
Scheffel.

Wieder sind Jahre in unaufhaltsamem Laufe über den stillen Wohnort Isabellens hingezogen. Sie hatten wenig Veränderung gebracht. Nur wurde es in Gerhard v. Reichenau's Haus mit dem Heranwachsen der zwei kleinen Knaben, die beide Künstler wie der Ohm in Italien werden wollten, immer lebhafter und fröhlicher, dagegen in Isabellens stillem Wittwenhause noch stiller, seit man die junge, sanfte Todte hinausgetragen zu dem langen, traumlosen Schlummer in kühler Erde. Damals, als Ediths kindliche Augen sich in süßem Frieden schlossen, da ließ sich im Hinblick auf Isabelle wohl denken:

„Strebt ein Engel himmelwärts,
Bricht auf Erden ein Menschenherz.“

Doch auch mit einem gebrochenen Herzen stirbt es sich nicht immer gleich, besonders dann nicht, wenn noch so innige, starke Bande an das Leben fesseln, wie die, welche Isabelle mit ihrem Sohne verbanden. Die geprüfte Frau trauerte nicht wie die, die keine Hoffnung haben; sie trug ihren schmerzlichen Verlust ergeben und in der Prüfung erstarkt, harrte sie ihres Leo. Einmal und zwar bald mußte er ja heimkehren. Geduldig und zuversichtlich wartete sie darauf.

Und eine Andere wartete mit ihr — Sibilla v. Osten.

Fleißig war diese während all' den Jahren von Ostenrode nach dem Städtchen gekommen und hatte beharrlich die Freundschaft der von der Welt vergessenen, in tiefer Zurückgezogenheit lebenden Edelheims gesucht und gefunden. Treu hatte sie von da ab der kränkelnden Edith angehangen, und niemals Wind noch Wetter gescheut, um durch ihre Besuche und vermöge ihres heiteren Temperamentes die gleichalterige, leidende Freundin zu unterhalten. Und was sie dieser gewesen, das strebte sie auch der verlassenen, einsamen Mutter zu sein. Sie wurde der Sonnenschein in dem stillen Heim Isabellens. Diese liebte das fröhliche, theilnehmende Wesen der hübschen Baronesse, der all' die heimathlichen Orts- und Familientraditionen so bekannt waren, daß sich mit ihr von alten Zeiten plaudern ließ fast wie mit einer Alten, und die zudem noch voll allzeit junger, frischer Theilnahme lauschte auf die Neuigkeiten aus dem fernen Batavia und Hongkong. Stundenlang vermochte das muntere Mädchen dann schweigend zuzuhören und der Mutter die Wonne zu gönnen, von dem geliebten Sohn zu erzählen.

Ein derartiges, unbewußtes Sichverlieren in stolze Mutterfreude wurde dem jungen Gast nie langweilig, der, um Freude zu bringen und Freude zu nehmen niemals die Stunde Wegs nach dem Städtchen von Reichenau aus scheute; denn Reichenau war im Laufe der Zeit ihr Eigenthum geworden.

Ihr Vater, Baron Osten, hatte schon Reichenau ganz von der Fabrik getrennt und demselben wieder einen rein herrschaftlichen Anstrich gegeben. Garten und Park wurden wohl gepflegt und das Herrenhaus in einer Weise ausgestattet, die es zu einem eleganten Wohnsitz machte; denn der nahen Verbindung mit Ostenrode wegen hatte der Baron denselben für sich auserkoren in Verfolgung eines längst gehegten Plans.

Ostenrode war ja Majorat und es stand nicht in des Freiherrn Macht, dasselbe dem einzigen geliebten Kinde zu hinterlassen. Um dies nun dennoch zu ermöglichen, sollte seine Tochter sich mit dem Majoratserben vermählen und dieser alsdann sofort Ostenrode in Besitz nehmen, während er, der alte Baron, sich auf Reichenau zurückzog, um in der Nähe seines Kindes zu leben. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Und fast wäre man versucht, hier hinzufügen: Ce que la femme veut, Dieu le veut; denn der schöne, klug ausgedachte Plan scheiterte; aus der projectirten Verbindung wurde Nichts — weil Sibille ebenso entschieden wie freundlich dafür dankte. Mit großer Charakterfestigkeit begabt, zeigte sie sich auch als opferwillige, liebenswürdige Tochter, denn die Heftigkeit, wie sie dieselbe einmal verrathen hatte, bezwingend, machte sie mit hingebender Sorgfalt dem Vater das eigene Haus behaglich, und als frühzeitige Körperschwäche denselben hülflos machte, pflegte sie ihn treu. Nachsichtig trug sie seinen Eigenheiten und Wünschen Rücksicht — aber diejenigen in Bezug auf ihre Vermählung ignorirte sie — hinsichtlich der Frage blieb sie consequent unnahbar.

So nahm denn im Laufe der Zeit der Erbherr ohne sie von Ostenrode Besitz, als Bruno, Freiherr von Osten, die Gruft seiner Ahnen bezog.

Nach diesem Wechsel siedelte sein einziges Kind über nach Reichenau, wo es mit einer ältern Gesellschaftsdame ein einfaches,

thätiges Leben führte, das die arme Bevölkerung der Umgegend ein segensreiches nannte.

Die Blüthezeit ihres Lebens war darüber hingegangen und „die Welt" ihrer Gesellschaftssphäre gab es allmählich auf, sich darüber zu wundern, warum das Freifräulein, das, wenn auch gerade keine Erbin, so doch immerhin ein vermögendes Mädchen war, eine solche Vorliebe für das Altjungfernthum documentire.

Es sollte indeß auch eine Stunde kommen, welche jener staunenden Welt das Räthsel löste — und zwar an dem Tage nach Leo Edelheims Heimkehr.

Leo war wieder in der Heimath. Nach achtjähriger, reicher Prüfungszeit hielten Isabellens Arme den Sohn auf's Neue umschlungen. Er war zurückgekehrt zu ihr, wohlbehalten und glücklich. Heim war er gekommen, um bei ihr zu bleiben und mit ihr die in redlichem Fleiße errungenen Früchte seiner Thätigkeit zu theilen. Er wollte jetzt sein Wort wahr machen, und auf dem Fundamente besserer Grundsätze, als dem, worauf das Geschäftsgebäude seiner Väter gestanden, sein Haus auf's Neue bauen, sich und Andern zum Segen.

Indien, China, seine dortige Thätigkeit lag hinter ihm. Er kehrte nicht zurück, aber er bewahrte der Vergangenheit ein dankbares Andenken. Nicht ohne Bedauern war er von Hongkong geschieden und seine Freunde auf Java standen hoch in seiner Erinnerung. Er hatte die Insel allerdings nicht mehr besucht; denn Steinert war nach Bombay übergesiedelt, hauptsächlich aus dem Grunde, um dort Pater v. Reichenau nahe zu sein, der in das dortige Ordenshaus gerufen, daselbst sein thätiges, opferreiches Leben fortsetzte. Wo immer Geldmittel Pater Rafaels Wirken unterstützen konnten, da fehlte Steinert nicht. In Mildthätigkeit und dem Umgange mit dem geliebten Wohlthäter und Freund, schien der einsame Mann seine Befriedigung zu suchen. Er war Junggeselle geblieben; auch mochte er nicht nach

Europa zurückkehren; er mußte Niemanden mehr dort haben, der ihm nahe stand; wenigstens war die einzige Person dort, mit der er eine Privat-Correspondenz unterhielt, sein Liebling — Leo.

Diesem blühte in der Heimath das einst ersehnte Glück auf. Was zuweilen in kühnen Visionen ihm vorgeschwebt, erfüllte sich. Allerdings war auch seine Seligkeit — wie jede irdische — nicht ganz vollkommen. Die kleine Edith fehlte ihm. Indeß — so tief er dies auch empfand, der Sonnenschein, der seiner Mutter Einsamkeit erhellt, überstrahlte den Schatten der Wehmuth bei seiner Heimkehr.

Sibille und er verstanden sich. Es bedurfte nicht vieler Worte zwischen ihnen. Er lieferte ihr einfach den Beweis, daß das männliche Gedächtniß doch mindestens gerade so scharf und treu sein kann, wie das weibliche — indem er niemals vergessen, daß, wie sie ihm einst auf der Heidelberger Schloßruine naiv zugestanden, sie längst gute Freunde seien!

In schweigender Treue hatte sich die Freundschaft bewährt.

Isabelle war glücklich darüber, und freudig nahm sie den ihr bereiteten Ehrenplatz ein in ihres Sohnes Häuslichkeit zu Reichenau. Seine Gattin hatte ihm dieses zugebracht und obgleich er genug an den erworbenen Schätzen Indiens besaß, nahm er doch gerade diese Mitgift gern an, die ihm den Besitz seiner Vorfahren zurückgab.

Dort, wo ihre Wiege gestanden, und mehrfach die Wechselfälle des Lebens sie aus und ein geführt — dort verlebt Isabelle ein glückliches Alter. Ihre Haare sind zu Schnee gebleicht, aber ihr im Kampfe gestähltes und in der Prüfung bewährtes Herz hat sich die Fähigkeit bewahrt, mitfühlend für Anderer Leid und Freude zu sein.

Deshalb wird sie auch nicht fremd dem neuen, um sie aufblühenden Geschlecht. Lächelnd blickt sie aus den Wintertagen

ihres Lebens auf dies neue knospende Frühlingsblühen um sich her. Sie ist heiter mit den kleinen, warmherzig mit den großen Kindern, ganz dem Gefühl entsprechend, das sie innerlich fried- lich stimmt. Wartet sie doch getrost darauf, daß der Abend ihres Lebens sich neige; denn sie weiß ja, daß sie dem einen Kinde nur für eine Weile vorausgeht, während das Andere ihr bereits entgegenkommt, als — lichter Bote, um sie einzuführen nicht in die Nirwâna, sondern in des Menschen wahre Heimath zu unvergänglichem Leben, wo kein Wechsel der Zeit mehr ist. Ausgelaufen ist dieselbe dort in die für Alles Vergeltung ber- gende Ewigkeit.